

FRANZ MARIA EICH

Auf verlorenem Posten?

Als Marinepfarrer im Zweiten Weltkrieg



In diesem Buch berichtet Franz Maria Eich von seinen Erlebnissen als deutscher Marinepfarrer im Zweiten Weltkrieg. Es sind Erlebnisse, die das Inferno eines Krieges von apokalyptischem Ausmass aufleuchten lassen, aber auch von anderen, unsichtbaren Fronten berichten, wo ein nicht weniger harter Kampf ausgefochten wurde, ein Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und Teufel innerhalb der eigenen Truppen, innerhalb des eigenen Herzens. Franz Maria Eich berichtet vom Geist, der in der Marine herrschte, von einzelnen Unternehmen wie «Wikinger» und «See-löwe», von Rivalitäten zwischen Marine und SS, von der Situation in Holland und vom Kampf um Brest, von einem unverhofften Besuch im Judenghetto von Amsterdam und bei Edith Stein, von der Gewissensnot vieler Soldaten und Zivilisten, von der Angst der zum Tod Verurteilten, deren letzte Nacht der Autor in vielen Fällen durchstehen und mitleiden musste, vom heroischen Kampf vieler Christen in der Armee Hitlers, die sich gegen gottlose Gesetze wie Euthanasie und Judenverfolgungen, gegen Übergriffe der Gestapo und der SS zur Wehr setzen mussten, und dies, wie das Buch belegt, in vielen Fällen mit Erfolg. Das Buch berichtet zwar von einer Hölle auf Erden, von Verrätern und Denunzianten, aber selbst in diesem Inferno gibt es immer wieder Taborstunden, leuchtende Siege, neue Lieder, Zuversicht aus dem Glauben an den lebendigen Gott. Ein Buch, das mit der Leuchtpurmunition eines neuen Selbstvertrauens und neuer Hoffnung geschrieben ist, und das unserer Generation helfen wird, das Holocaust des Tausendjährigen Reiches zu verarbeiten.

Franz Maria Eich
Auf verlorenem Posten?

*Christsein das heisst: wachen.
Wie ein Soldat auf Posten,
wie die Mutter bei Ihrem Kind,
wie der Arzt bei einem Kranken.*

*Papst Johannes Paul II.
in seinem Appell an seine polnischen
Landsleute in Jasna Gora
am 6. Juni 1979*

Biographische Angaben

Franz Maria Eich, Jahrgang 1911. Studium der Philosophie und christlichen Archäologie in Frankfurt, der Theologie in Bonn und Aachen.

Nach kurzer Kaplanstätigkeit Marinestandortpfarrer in Wilhelmshaven. Kriegsteilnehmer an verschiedenen Frontabschnitten. Geriet 1944 bei den sinnlosen Kämpfen um Brest/Bretagne in Gefangenschaft. Lagerpfarrer in Kriegsgefangenenlagern in Frankreich, England und USA. Ende 1946 aus der Gefangenschaft entlassen, studierte er Philologie, war 28 Jahre geistlicher Lehrer am Gymnasium und trat 1974 als Studiendirektor in den Ruhestand. 1970 wurde er Mitglied der «Academia gentium pro pace» in Rom und 1971 Professor, 1974 Verleihung der Verdienstmedaille in Gold und 1976 Ernennung zum Senator derselben Akademie. Lebt z.Zt. in Bonn.

Photonachweis

Bundesarchiv, Koblenz: 124 oben, 124 unten.

Archiv Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford: 49 oben, 49 unten.

Photopress, Zürich: 51, 52, 121 oben, 121 unten.

Bildarchiv preussischer Kulturbesitz, 1 Berlin 30: Erste Umschlagseite 50.

Archiv Carl Herzog von Württemberg, Friedrichshafen: 88.

Alle übrigen Aufnahmen stammen vom Verfasser.

Erste Auflage 1979: 1.-10. Tausend.

© CHRISTIANA-VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN/SCHWEIZ

Alle Rechte der Übersetzung in fremde Sprachen und Verbreitung durch Film, Radio, Fernsehen, photomechanische Wiedergabe und Tonträger aller Art sind vorbehalten; auszugswiesener Nachdruck nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Druck: Rheintalische Volkszeitung, 9450 Altstätten

Printed in Switzerland

ISBN 3 7171 0757 7

Inhalt

	Seite
Zur Einführung	7
I. Als Marinestandortpfarrer in Wilhelmshaven	10
II. Im Stab des Marinebefehlshabers Niederlande, Den Haag	40
III. Beim Seekommandanten Sylt für den Bereich Nordfriesland	78
IV. Brest/Bretagne, Frankreich	125
V. Die Kämpfe um die Festung Brest	152
VI. Gefangenschaft in Frankreich und England	179
VII. Lagerpfarrer in Clarinda und Algona / Iowa, USA	191
VIII. Heimkehr nach Deutschland und Entlassung aus Kriegsdienst und Gefangenschaft	213
Literaturhinweis	215

Meinen Schülern

«Ich habe als Theologiestudent und als junger Priester das Hitlerregime mit seiner schrecklichen Gewissensnot und mit seinen Gefahren durchlebt. Ich habe den Krieg und die Nachkriegszeit mit ihren Nöten ausgekostet. Aber so schwer wie in den letzten Jahren ist mir der Glaube an die Göttlichkeit der Kirche noch nie geworden . . .

Heute schlägt einem als altgewordenem Priester vielfach – oft genug sogar in den Kreisen der priesterlichen Mitbrüder – eine Welle der eisigen Kälte entgegen, die einen vor Frost erzittern lässt.»

ZUR EINFÜHRUNG

Die Absicht, meine Erinnerungen, Erlebnisse und Begegnungen zu veröffentlichen, war ein bisher unerfüllbarer Wunsch. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst 1946 musste ich auf Geheiss meines Bischofs das Amt eines Religionslehrers übernehmen und gleichzeitig an der Universität für das Staatsexamen studieren. Schuldienst und Seelsorge beanspruchten meinen vollen Einsatz bis zur Emeritierung.

Die Herausgabe der Memoiren erschien mir nunmehr in einer Zeit, da das Gespräch über die Schreckensherrschaft unter der Barberei des Nazismus in Funk und Fernsehen, Film und Literatur in Gang gekommen ist, aus zwei Gründen angebracht.

*Erstens möchte ich aufzeigen, dass die Soldatenseelsorge nicht nur gerechtfertigt war, weil die Kirche sich ihrer Verantwortung gegenüber allen Menschen, wo sie auch immer zu leben gezwungen sind, verpflichtet wusste, sondern weil der Priester gebraucht wurde wie das tägliche Brot. Wenn etwas zu bemängeln wäre, dann höchstens die Tatsache, dass die Zahl der Militärseelsorger zu gering war und hätte verzehnfacht werden müssen, um nur einigermassen den Erfordernissen der Seelsorge zu entsprechen. Der Hinweis auf Unzulänglichkeiten und Unfähigkeit mancher Militärpfarrer ist kein Gegenargument, da Schwächen und Versagen überall anzutreffen sind, auch in der normalen Seelsorge. Es zeugt von einem grossen Mangel an christlichem Selbstverständnis, wenn **Carl Amery** die Militärseelsorge grundsätzlich abtut und sie sogar für schädlich hält. In seinem Buch «Die Kapitulation» schreibt er:*

«In allzu vielen Fällen war der Militärseelsorger eine Dekoration, ein Angebot des nationalen Warenhauses unter vielen – und brachte so nicht nur sich selbst in Misskredit, sondern die Wahrheit, die zu verkünden doch sein priesterlicher Auftrag war. Vielleicht sollte einmal – wenigstens einmal – von einem Experten für Militärseelsorge die Gesamtrechnung aufgemacht und nüchtern gefragt werden, ob nicht die Existenz der Militärseelsorge an sich mit allen logisch sich daraus ergebenden Folgen mehr Seelen kostet und damit grösseres pastorales Unheil anrichtet, als der Verzicht auf gelegentliche Standespredigten für christliche Soldaten jemals verursachen könnte.» (S. 60).

Die Erfahrung straft Amery Lügen. Die gläubige Haltung der christlichen Soldaten war beispielhaft. Die jetzt lebende Generation braucht sich ihrer Väter nicht zu schämen. Die Soldatenfriedhöfe werden mit Recht gepflegt und in Ehren gehalten. Die heimgekehrten Soldaten haben Anspruch auf die Achtung ihrer Nachfahren.

Zweitens halte ich es für notwendig, den Priestern insgesamt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die als Militärseelsorger oder als Heimatpfarrer ihren Gemeinden mit ganzer Hingabe gedient haben, selbst unter schwierigsten Umständen, stets in der Angst vor den Schergen der Barbarei, in Bombennächten und auf der Flucht, in der Evakuierung und im heimatlichen Kriegsgebiet, auch wenn sie nicht in die Konzentrationslager mussten. Es ist bedenklich, wenn man die Priester in gute und weniger gute auseinander dividieren will, je nachdem sie im KZ waren oder nicht.

Auch Priester haben als Militärfarrer und Sanitäter, als Unteroffiziere und Feldwebel, ja sogar als Offiziere die Last des Krieges getragen und Gefangenschaft, Verwundung oder den Tod erlitten. Die Zahl der nicht heimkehrten Priester ist gross.

In dem Buch «Priesterschicksale im Dritten Reich» von Heinrich Selhorst schreibt Eduard Allebrod, Seite 19:

«Immer, wenn ich an das Leben denke, die Leiden, das einsame Sterben wie ein Verbrecher, den guten Kampf, den unsere Kameraden führten, bis ans Ende und dabei den Glauben bewahrten, mache ich es der Welt von heute zum Vorwurf, dass sie ihre besten Söhne vergessen kann! Oder schämen wir uns ihrer? Sie waren keineswegs «Märtyrer der Dummheit» oder unvorsichtig und unklug, wie die vielen Ausreden lauteten und lauten. Ob nicht das Wort des Hl. Augustinus eine treffendere Frage stellt: *Potuerunt hi et haec, cur non ego?* Diese und jene haben es vermocht, warum ich nicht? Gewiss brauchte nicht jeder Priester nach Dachau zu kommen. Die hinkamen, wurden Opfer ihres Berufes.»

Ich erhebe keinen Vorwurf gegen die Mitbrüder, die das schwere Los des KZ um Christi willen erleiden mussten. Ich beuge mich in Ehrfurcht vor ihnen, weise aber das Pochen auf ihre Haft zurück, als seien sie die besseren Priester gewesen. Möchten sie doch bedenken, dass solche Haltung der des Pharisäers und nicht der des Zöllners im Evangelium entspricht. Möchten sie auch erkennen, dass *Verfolgungen und Leiden der Normalzustand des Christen sind*: «Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen.» Sich als Märtyrer herauszustellen, entwertet das Opfer, das den Betroffenen eher Anlass zum jubelnden «Tedeum» sein müsste.

Wer sich von der Kardinaltugend der Klugheit, die alle anderen Tugenden durchdringen muss, leiten liess und sich bis zur Erschöpfung der Seelsorge zur Verfügung stellte und dadurch vor dem KZ bewahrt blieb, darf demütig bekennen, dass er Gottes Werkzeug in schwerer Zeit gewesen ist.

In dem schon erwähnten Buch von Selhorst schreibt P. Rehling:

«Liebe Mitbrüder haben mich oft gewarnt, vorsichtig zu sein auf der Kanzel und bei Auslegung des Wortes Gottes. Trotz besten Bemühens geriet ich öfter

mit fanatischen Anhängern des Dritten Reiches aneinander. Ich hätte mich ja ins Mauselloch verkriechen und zu den stummen Fischen zählen können. Nie im Leben habe ich meine Natur verleugnet. Ich habe versucht, aufrichtig und ehrlich zu sein allen Menschen gegenüber, was mir oft Schwierigkeiten und Anfeindungen einbrachte. War es ein Verstoss gegen die christliche Tugend der Klugheit? Man hat mir wirklich den Vorwurf gemacht. Was wollen Sie denn, Sie haben sich Ihr Konzentrationslager selbst zuzuschreiben!» (S. 122)

Auch solche Vorwürfe sind ungerecht, auch wenn sie verständlich sind. Nur Gott allein vermag zu urteilen über uns Priester: «Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.»

Ich gehöre einem Jahrgang von 40 Priestern an, die am 13. März 1938 geweiht wurden, an jenem Tage, als Österreich von Hitler gewaltsam mit Deutschland vereinigt wurde. Nie vorher noch nachher hat es eine so grosse Zahl von Neupriestern in der betreffenden Diözese gegeben. Keiner dieser Priester war im Konzentrationslager, aber auch kein einziger ist seiner Berufung untreu geworden. Nahezu die Hälfte war Soldat; sie haben Krieg, Verwundung und Gefangenschaft erlitten, vier sind an der Front gefallen. Keiner hat später eine Ehrung oder Auszeichnung erhalten, wenn man absieht von einem, der auch als Generalvikar ein schlichter, demütiger Priester geblieben ist.

Ich widme das Buch meinen Schülern, die ich auf ihrem Weg zum Dienst am Altar als Priester – es sind ihrer 20 – einige Jahre begleiten durfte, in der Freude darüber, dass sie ihr Ziel trotz meiner menschlichen Unzulänglichkeit erreicht haben.

Dank schulde ich den Germanisten, Oberstudienrat Wolfgang Kaduk, Schleiden, und Rainer Maria Gassen, master of arts, Bonn, für die freundlichen Hinweise bei der Korrektur, wie auch Oberstudiendirektorin Aemiliana Printing, P.I.J., Bad Godesberg, für die Übertragung der Gedichte von Wilfred Owen. Schliesslich danke ich auch dem Verlag, der die Herausgabe ermöglichte.

Franz Maria Eich

I. Als Marinestandortpfarrer in Wilhelmshaven

Berufung als Marinepfarrer

1939 – Zweiter Weltkrieg. Der Erdkreis steht in Flammen. Ein Inferno an Grauen und Entsetzen breitet sich aus über Stadt und Land. Deutschland, Europa, der ganze Globus stöhnt unter den Leiden, die oft beschrieben wurden und doch unbeschreiblich sind. Aber wer das erlebt hat, wer selber an der Front stand, wer die Bombardierungen der Städte ertragen musste, braucht keine Schilderungen des Grauens. Warum also noch darüber schreiben? Über diese Frage habe ich lange gegrübelt. **Und ich meine, dass das Leid doch irgendeinen Sinn haben muss.** Und ich glaube, dass man mit dem Leid doch irgendwie fertig werden kann, weil man einfach damit fertig werden muss. Jean Paul sagt einmal: «Humor ist überwundenes Leiden an der Welt.» Ich denke dabei an die Bewohner von Köln, dieses «lustige Völkchen». Die humorbegabten Kölner konnten inmitten der Trümmer ihrer Stadt nach einem verheerenden Bombenangriff noch sagen: «Es hat doch noch mal gutgegangen.» Wie wir aus den Märtyrerakten wissen, haben ja auch die christlichen Blutzegen aller Jahrhunderte mitten in ihren Folterqualen nie ihren Mut und ihren Humor verloren, weil sie dem Leid einen Sinn zu geben wussten aus der Kraft ihres Glaubens.

Auch mir ging es so. Als Christ ist man immer, selbst in den bittersten Situationen, ein Optimist. Ein Pessimist mag sich Christ nennen, aber er hat vom Christentum keine Ahnung. Ich erinnere mich einer Episode aus meiner Jugend. Beim tragischen Tod meines kleinen Bruders, der bei einer Kanufahrt in der Mosel ertrunken war, stand unter den Trauergästen am Grab ein origineller Kauz, eine harmlose komische Strassenfigur, ein untersetztes Männchen mit feistem Bauch und kürbisartigem Kopf, mit einer Trauermiene, die Charly Rivel alle Ehre gemacht hätte. Der Anblick dieser Schiessbudenfigur war so umwerfend drollig, dass ich mich trotz des Schmerzes über den Tod meines Bruders nicht eines Lächelns erwehren konnte. Als dann noch aus der Brusttasche des Clowns ein kleiner Pinscher vorwitzig seinen Kopf herausstreckte und auf seine Weise der Trauer durch vernehmliches Fiepen Ausdruck verlieh, war es völlig um mich geschehen. Ich musste lauthals lachen. Genauso erging es auch meiner Mutter. Sie hatte – wie ich – den komischen Mann bemerkt, und als ich zu lachen anfang, konnte auch sie sich des Lachens nicht erwehren, trotz des tränenüberströmten Gesichtes, worüber mein Vater empört war, da er den fröhlichen Gefühlsausbruch für völlig deplaziert hielt, weil er die Ursache nicht hatte ergründen können. Im November 1939 erhielt ich meine Einberufung zum Kriegsdienst. Das war für meine Haushälterin, ei-

ne 70jährige Matrone, der schwärzeste Tag ihres gottgesegneten Lebens. Sie erlitt bei der Nachricht einen Nervenzusammenbruch. Sie erholte sich alsbald, um mit allen ihr zu Gebote stehenden Schimpfworten ihrem zornigen Groll gegen Hitler Ausdruck zu geben, diesen «leibhaftigen Satan», der sich nicht scheute, vor einem geistlichen Hause haltzumachen und sogar Priester in den Krieg jagte. Ein Priester habe bei den Soldaten nichts verloren, da werde er nur verdorben; denn Soldaten seien Taugenichtse und Trunkenbolde. Sie lasse es einfach nicht zu, dass ihr Kaplan in den Krieg ziehe. Sie werde sich an den Papst wenden, um den Stellungsbefehl rückgängig zu machen. Schliesslich gäbe es ein Konkordat, und daran müsse sich der «Führer» halten. Ja, mein Mariechen war bestens bewandert in der Zeitgeschichte.

Nun war meine Einberufung tatsächlich auch für mich äusserst rätselhaft. Ich war ein junger Kaplan, erst seit anderthalb Jahren Priester und wurde laut Einberufungsbescheid zum hauptamtlichen Marinestandortpfarrer von Wilhelmshaven ernannt. Pflichtgemäss machte ich meiner kirchlichen Behörde sofort Meldung. Bei diesem Telefongespräch erhielt ich die erstaunliche Mitteilung, dass der Bischof höchstpersönlich mich der Marine für dieses Amt vorgeschlagen hatte. Ich fiel aus allen Wolken, war ich doch nicht um mein Einverständnis gefragt worden. Man hatte mich nicht einmal vorher darüber informiert, was auf mich zukommen sollte. Und die Einberufung war nicht rückgängig zu machen. Es war zum Weinen, aber bei Gott und der Kirche ist kein Ding unmöglich.

Kurz darauf erhielt ich einen Brief des Bischofs. Darin hiess es:

«Ihre Berufung als Marinepfarrer erfolgte in einer für Sie sehr ehrenvollen Weise. Unter einer Reihe von möglichen Kandidaten bieten Sie uns die beste Gewähr für eine erfolgreiche Seelsorgearbeit unter den Soldaten. Sie haben sich als Kanzelredner einen Namen gemacht und verfügen über ein grosses Organisationstalent. Ihre Erfahrungen bei der Marine werden ihnen einmal nützlich sein, wenn Sie nach dem Kriege verantwortungsvolle Aufgaben in der Diözese übernehmen.»

Was blieb mir nun anders übrig, als mein Bündel zu schnüren und mit Gottvertrauen nach Wilhelmshaven zu fahren. Als ich von Mariechen, meiner Haushälterin, Abschied nahm, fiel sie prompt wieder in Ohnmacht, wachte aber bald wieder auf und keifte aufs Neue hinter mir her: «Ich werde es dem Papst schon sagen, dass der Bischof ein Nazi ist.» Aber es half nichts. Selbst der heilige Antonius, dem sie eine Mark extra geopfert hatte, versagte seine Hilfe. Wie soll man bei solchen Enttäuschungen noch standhaft sein im Glauben! Mariechen musste sich einen anderen Heiligen suchen, der ihre Anliegen besser bei Gott zu vertreten wusste als Sankt Antonius.

Uniform und Eid

In Wilhelmshaven fand ich liebevolle Aufnahme im Willehadhospital, das von Ordensschwestern geleitet wurde. Zum festgesetzten Zeitpunkt laut Stellungsbefehl begab ich mich zum Stabsgebäude der Marinestation Nordsee, um mich zum Dienstantritt zu melden. In meiner Priesterkleidung, schwarzer Gehrock mit falschem Kragen, erschien ich beim Kommandierendem Admiral und wurde höflich, aber mit deutlicher Reserve empfangen. Der Admiral polterte nach den anfänglichen Höflichkeitsfloskeln gleich los:

«Herr Pfarrer, was wollen Sie denn in diesem Aufzug? Wir sind hier nicht in Rom und auch nicht in Wittenberg. Wir sind beim Militär. In dieser Kleidung können Sie hier nichts ausrichten.»

Noch ehe ich etwas sagen konnte, griff der Admiral zum Telefon: «Ordonanz bitte.»

Nacheinander erschienen der Adjutant, ein Leutnant und ein Uniformschneider. Auf der Stelle wurde mir Mass genommen. Am Nachmittag musste ich zur Anprobe, und am Abend hatte ich eine blaue Marineuniform mit silbernen Knöpfen. In dieser Aufmachung kam ich mir ziemlich komisch vor. Aber ich merkte schon bald, wie sehr die Uniform mein Ansehen steigerte. Von jedem Mariner wurde ich exakt begrüßt. Die Posten vor den Dienstgebäuden salutierten, wenn sie meiner ansichtig wurden. Mein Gott, womit hatte ich das verdient? Es wurde mir doch ein wenig mulmig zumute. Und ich erinnerte mich an das Celebret. Es ist jenes Beglaubigungsschreiben der bischöflichen Behörde, mit dem mir die Wahrnehmung der priesterlichen Funktionen zugestanden wird. Man hatte mir dieses Schreiben vor meiner Abreise nach Wilhelmshaven zugestellt. Darin hiess es u.a.: «Der Bischof kann die Amtsenthebung, ja den Ausschluss von den kirchlichen Funktionen verfügen, si sacerdos publica theatra, kinematographa, ludos saltarios aliaque spectacula ejusmodi adeat vel si vestem talarem deponat, d.h. wenn der Priester öffentliche Theater, Tanzveranstaltungen, Filmvorführungen und andere Veranstaltungen solcher Art besucht oder die priesterliche Amtskleidung ablegt». Da stand ich nun, ich armer Tor, und geriet in ziemliche Gewissenskonflikte. Das hatte der ehrenwerte General vikar wohl nicht bedacht, als er mir mit dem Celebret die Bestimmungen des kirchlichen Rechtes aufbürdete. Ich erinnerte mich auch einer heftigen Disputation während meiner theologischen Studien, als es um das Tragen der priesterlichen Kleidung ging. Es war ein eminent wichtiges kasuistisches Problem. Musste der Priester, um dieser Bestimmung gerecht zu werden, unter allen Umständen die priesterliche Kleidung tragen? Hier schieden sich die Geister. Eine «Sententia communis» war nicht zuermitteln. Besonders schwierig wurde das Problem, wenn man daran dachte,

dass der Priester ja wohl auch zur Körperreinigung in die Badewanne steigen müsste. Wenn er sich dabei der Hosen und des schwarzen Rockes entledigt, ist er dann gehalten, wenigstens den falschen Kragen mit dem Kollar zu tragen? Dass diese Frage gar nicht so einfach zu beantworten ist, ergibt sich aus der Tatsache, dass der Erzbischof Schauffele, ein liebenswürdiger Herr, während einer Krankheit im Hospital niemals, nicht einmal im Bett, den Pileolus (violette Käppchen) ablegte, weil er das seiner bischöflichen Würde schuldig war. So streng waren halt die Bräuche in der Kirche.

So sehr mein Selbstbewusstsein durch die Uniform gestiegen war, spürte ich doch immer ein gewisses Unbehagen, dem ich nicht enttrinnen konnte. Manchmal kam ich mir auch vor wie ein Portier vor einem Prominentenhotel. Gut, dass an der Offiziermütze und auf den Uniformrevers ein silbernes Kreuz glänzte, das mich als Pfarrer ausweisen sollte, obwohl es meist falsch gedeutet wurde, indem man mich für den Vertreter eines Begräbnisinstitutes «Pietät und Takt» oder «Ruhe sanft» hielt. Es kam auch vor, dass ich als Chauffeur galt, wenn ich mich als «Marinepfarrer» vorstellte und man «Marinefahrer» verstand. Aber es sollte noch schlimmer kommen!

Von Offiziersgraden, Rangabzeichen und Titeln militärischer Art hatte ich keine blasse Ahnung. Ich war ja nie Soldat gewesen und nicht auf solche Dinge getrimmt worden. So ergaben sich Blamagen, die mir die Schamröte ins Gesicht trieben, wenn ich einen Admiral mit General titulierte und aus einem Kapitän einen Hauptmann machte. Ein mitleidiges Gelächter war die Folge. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf den Hosenboden zu setzen und militärische Dienstgrade zu studieren.

Ehe ich aber meine eigentlichen Seelsorgeaufgaben beginnen konnte, musste noch eine Hürde genommen werden, die mir Kopfschmerzen verursachte. Ich musste vor dem Standortkommandanten den militärischen Treueeid ablegen. Das war eine schrecklich ergötzliche Prozedur. Im Dienstzimmer lag die Reichskriegsflagge ausgebreitet auf dem Tisch. Der Kommandant, ein Fregattenkapitän, hielt eine Ansprache. Dabei fasste er sich kurz, weil er, wie er bemerkte, einen Pfarrer nicht auf die Heiligkeit des Eides hinzuweisen brauche. Dann kam der feierliche Akt. Da wurde ich mit einemmal unruhig. War ich mir im Klaren, was ich da eidlich versprechen sollte? Mich durchzuckte plötzlich der Gedanke, wie fragwürdig die Verpflichtung auf einen Menschen, auf «den obersten Befehlshaber der deutschen Wehrmacht» war. Konnte ich überhaupt, durfte ich diesen Eid ablegen? War ich wirklich durch diesen Eid zum «unbedingten Gehorsam» verpflichtet? In dieser Gewissensnot kam mir der Hl. Geist zu Hilfe. In Erinnerung an den Eid, den die deutschen Bischöfe gemäss den Bestimmungen des Konkordates abzulegen pflegen, fügte ich der vorgeschriebenen Formel «... schwöre ich diesen heili-

gen Eid» hinzu: «... wie es einem katholischen Priester geziemt.» Der Kommandant war verblüfft, gab sich aber damit zufrieden. Ich spürte dennoch, dass er froh war, dass keine Zeugen zugegen waren. In das Protokoll nahm er sogar folgenden Satz auf:

«Der Herr Pfarrer hat nach den Bestimmungen des kirchlichen Rechtes zur Bekräftigung seines Eides freiwillig den Zusatz gemacht: «Wie es einem Priester der katholischen Kirche geziemt.»

«Diese Urkunde verschwindet sowieso bei den Akten», meinte er anschliessend leutselig. Hinterher ergab sich ein längeres Gespräch über den Versprechenseid, den wir mit einem Glase Wein besiegelten. Schliesslich pflichtete der Kapitän mir bei, dass der Eid da seine Grenzen hat, wo Gottes Gesetz nach dem Zeugnis des Gewissens verletzt werden könnte. Eine unangenehme Situation war mit Gottes Hilfe gemeistert. Der Weg war frei für meine Aufgaben als Priester.

Mein Verhältnis zu Alkohol und Nikotin

Wilhelmshaven ist eine Hafenstadt, eine Marinestadt mit tausenden Soldaten. Rings um die Jadebusen lagen die zahlreichen Marineeinheiten, in Sanderbusch die Marinesanitätsschule, in den Hafenbecken die grossen Schiffe, Zerstörer, Torpedoboote, Vorpostenboote, Minenleger und Räumboote, leichte Kreuzer und eine Unmenge kleinerer Fahrzeuge aller Art. In der Stadt, die von den Seelords, wie die blauen Jungen hiessen, wegen ihres morastigen Bodens Schlicktown genannt wurde, befanden sich die Schiffsstammabteilungen, die Marineartillerieabteilungen und schliesslich die Marinewerft mit mehr als 10'000 Werftarbeitern. Es war schon ein gewaltiges Stück Arbeit, die Männer aufzusuchen und ihnen die Kirche nahezubringen. Anfangs war ich fast verzweifelt, weil ich keinerlei Erfahrung hatte und mich erst mühsam zurechtfinden musste. Zunächst machte ich Besuche. Bei allen Kommandanten wurde ich mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen. Leider entstand wieder ein Problem, mit dem ich fertig werden musste. Die Kommandanten boten mir mit vollendeter Höflichkeit Zigaretten an und luden mich zu einem Schnaps ein. Beides war mir zuwider. Als ich höflich ablehnte, merkte ich sofort, dass die Atmosphäre frostig wurde und das Gespräch nicht recht in Gang kommen wollte.

Schon einmal hatte ich mit dem Rauchen und Trinken böse Erfahrungen gemacht. Das war bei meinem Dienstantritt als Kaplan in einer Grossstadt-pfarrei gewesen. «Der erste Eindruck ist von entscheidender Bedeutung», hatten mir Mitbrüder gesagt. Als ich mich bei meinem vorgesetzten Pastor zum Dienstantritt meldete, schmauchte der hünenhafte Herr genüsslich eine lange Pfeife. Ohne sie aus dem Munde zu nehmen, bot er mir in seiner jovialen Art

eine Zigarre an, eine dicke Brasil mit Bauchbinde. Tollkühn griff ich zu und begann ohne Zögern an dem Ding zu ziehen. Es schmeckte zwar wie die Pest, aber ich machte dem leutseligen Pfarrer sichtlich Freude. Über sein Gesicht ging ein zufriedenes Leuchten, und er sagte:

«Ich habe ausser Ihnen noch drei Kapläne. Mit keinem kann ich was anfangen; denn die rauchen nicht, es ist ein wahres Kreuz.»

Als er mir noch einen Cognac servierte und ich auch den nicht verschmähte, hatte ich vollends gewonnenes Spiel.

«Wenn Sie nun auch noch Skat spielen, ist alles in Ordnung; dann sind sie mein Mann»,

nuschelte er mit seiner verrauchten Stimme.

Da ich aber des Rauchens ungewohnt war und auch dem Alkohol keinen Geschmack abgewinnen konnte, bekam ich schon nach wenigen Minuten ein mulmiges Gefühl in der Magengegend und sah zu, dass ich mich schnellstens verabschiedete. Es gelang mir auch, ohne Wanken das Pfarrhaus zu verlassen. Kaum war ich draussen, als sich unter dem Einfluss der frischen Luft urplötzlich mein Magen umdrehte und sich Erbrechen einstellte, so dass die ehrwürdigen Treppenstufen des hohen Hauses über und über mit unverdauten Speiseresten bekleckert wurden. Ich machte mich schnell aus dem Staube und war froh, ausser Sichtweite zu kommen, damit mich die Pfarrköchin nicht erwischte.

Ein paar Wochen später erzählte mir dann des Pfarrers dienstbarer Geist, dass just an dem Tage, da ich meinen Antrittsbesuch gemacht hatte, «so ein widerliches Schwein» die ganze Treppe zum Hause in ekelhafter Weise beschmutzt hätte. Ich pflichtete der Haushälterin bei und spielte den Entrüsteten:

«Da weiss ich ja, was in der Gemeinde los ist. Dem Teufel Alkohol und dem Nikotin wird der Kampf angesagt. Sie sollen sehen, dass sich das sittliche Leben der Gemeinde erneuern wird.»

Wie leuchteten die Augen dieser holden Fee! Nun hatte ich auch bei ihr einen Stein im Brett.

Daran musste ich denken, als ich meine Antrittsbesuche bei den Kommandeuren der Marine machte. Ich hatte zwar seit jenem Zwischenfall bei meinem Pastor nicht wieder geraucht und auch Schnaps verschmäht. Nun aber musste ich mich aufs Neue entscheiden. Es gibt ja Dinge im Leben, die einem den Weg zu den Menschen versperren und darum ausgeräumt werden müssen. Das kostet zuweilen Überwindung, ist aber nicht zu ändern. Und Selbstüberwindung ist ja auch ein Stück christlicher Askese.

Bei meinem nächsten Besuch eines Kommandeurs verschmähte ich also die angebotene Zigarette nicht und siehe da: das Eis war gebrochen. Die Gesprächsatmosphäre wurde bei dem bläulichen Dunst des Zigarettenrauchens

zunehmend besser und besser und schaffte ein Klima, bei dem mein Anliegen der seelsorglichen Betreuung der Soldaten auf günstigen Boden fiel.

Seepredigten und ein Dispensgesuch

Eine der wichtigsten Aufgaben des Pfarrers ist es, Gottesdienst zu halten und Gottes Wort zu verkünden. Die Vorbereitungen dazu waren mit einer Fülle von organisatorischen Arbeiten verbunden. Ein für die betreffende Einheit günstiger Zeitpunkt musste ausgemacht, ein entsprechender Raum gefunden, die rechtzeitige Information an die Soldaten weitergegeben, der Altar aufgebaut und nach Möglichkeit auch eine musikalische Begleitung gefunden werden. All diese Dinge machten 90 Prozent meiner Arbeit aus, der Rest blieb für die Vorbereitung der Predigt.

Mit der Predigt war das so eine Sache. Sie musste auf jeden Fall «ankommen», wenn sie den Männern christliche Hoffnung vermitteln sollte. Ich hatte bald herausgefunden, dass Seehelden immer ankamen. Infolgedessen gab es in jeder meiner Predigten Seefahrer. Ich hatte es da leichter als meine Kollegen der Heeresinformationen. Das Neue Testament bringt uns doch so manche Geschichten, die sich am See Genezareth abgespielt haben. «Jesus und der Sturm auf dem Meer», «Jesus und der reiche Fischfang», die Apostel waren ja nahezu alle Seeleute, besonders Sankt Petrus, der Patron aller Seefahrer. Ihm ist auch die katholische Marinekirche in Wilhelmshaven geweiht.

Einmal habe ich ganz realistisch «in persona Christi», d.h. die Person Christi darstellend, die heilige Messe gefeiert. Von einem Fischkutter aus hielt ich eine echte Seepredigt, während meine Zuhörer am Ufer standen. Gott hat mir ein weithin schallendes Organ verliehen, so dass ich trotz des Plätscherns der sich am Ufer brechenden Wellen gut verstanden wurde.

Es gibt aber auch in der Geschichte namhafte Seefahrer und darunter wahrhaft gläubige Christen, über die zu reden sich auch in der Predigt lohnt. Der Admiral Graf Spee empfing mit seinen Söhnen Sonntag für Sonntag die heilige Kommunion, und Gorch Fock schrieb vor seinem Tod das schöne Wort: «Das Meer, in dem mein Leib versinkt, ist doch nur die hohle Hand meines Gottes, aus der mich nichts reißen kann.» Auch Kolumbus, Fridjof Nansen, Amundsen, Nobile, Pizarro und Hauptmann Köhl, der erste Ozeanbezwinger mit dem Flugzeug, kamen in meinen Predigten vor. Unter den Heiligen figurieren St. Nikolaus und Vinzenz von Paul an erster Stelle.

Die Wehrmacht des «tausendjährigen Reiches» bestand aus den drei Truppengattungen: Heer, Marine und Luftwaffe. Die Marine duldet Pfarrer aus Gründen der Tradition, das Heer brauchte Pfarrer zur moralischen Aufrüstung der Truppe, die Luftwaffe war dem Himmel so nahe, dass sie auf Pfarrer verzichtete. Dann gab es noch die Waffen-SS. Sie baute auf Grund und Boden und arisches Blut. In und um Wilhelmshaven lagen ausser den Marineeinheiten auch Angehörige der Luftwaffe, Baukompanien, Flaksoldaten, Boden- und Flugpersonal. Auch diese waren Kinder Gottes, die Anspruch auf seelsorgliche Betreuung hatten. So versuchte ich, auch ihnen Christi Botschaft zu bringen. Nun kam es vor, dass die im Einverständnis mit den Luftwaffenkommandeuren angesetzten Gottesdienste aus kriegsbedingten Gründen platzten.

Wenn ich sonntags mit meiner Kirche im Koffer zum geplanten Gottesdienst erschien, waren die Männer plötzlich zum wichtigen Einsatz befohlen. Wie mir glaubhaft versichert wurde, handelte es sich keineswegs um Schikane, es war verständliche kriegsbedingte Notwendigkeit. Da man auf den Gottesdienst nicht verzichten wollte, bot man mir an, den Gottesdienst auf den Nachmittag oder den Abend zu verschieben. Das aber war aus kirchenrechtlichen Gründen nicht möglich, da die Feier der heiligen Messe seit den ältesten Zeiten nur am Vormittag gehalten werden konnte. Es lag also ein zwingendes Anliegen vor, beim Militärbischof die Erlaubnis zur Feier der hl. Messe am Nachmittag bzw. am Abend zu erwirken. Unter Angabe der vorliegenden Gründe richtete ich ein Gesuch an das Feldbischofsamt in Berlin. Der damalige Feldbischof war Franz Justus Rarkowski, ein frommer Mann, ein liebenswürdiger Priester, ein einfältiger Bischof. Meine Eingabe beantwortete er mit dem grössten Bedauern, dass der Apostolische Nuntius es abgelehnt habe, das Gesuch nach Rom weiterzuleiten, um die generelle Erlaubnis zur Feier der hl. Eucharistie am Nachmittag und Abend zu erwirken. Und er fügte die für mein Verständnis unerhörte Bemerkung hinzu, dass für Soldaten, die aus dienstlichen Gründen an der Teilnahme der hl. Messe verhindert seien, das alte Prinzip gelte: *Ultra posse nemo tenetur* (Unmögliches verpflichtet nicht). Aus! Schluss!

Diese Antwort war empörend. Vor soviel Unverständnis raufte ich mir die Haare. So leicht machte es sich der Feldbischof, dessen vornehmste Sorge es hätte sein müssen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Soldaten in der mörderischen Zeit des Krieges Christi Opfer nahezubringen. Und das immer und überall und zu allen Stunden. Ich konnte mich mit der törichten Antwort des Bischofs nicht zufrieden geben und beschloss eine neue Epistel zu verfassen. Dieser Brief sollte detaillierte Angaben enthalten über die Umstände, unter denen die Soldaten zu leben gezwungen waren. Mir war bekannt, dass der damalige Apostolische Nuntius, Erzbischof Orsenigo, der deutschen Sprache

kaum mächtig war und vielleicht das Anliegen nicht recht begriffen hatte. Man erzählte sich, dass er einmal bei einem Empfang in einer Gemeinde auf die Böllerschüsse und den festlichen Gesang mit gebrochenem Deutsch sich bedankte: «Ich danke sähr, Sie habben gut gesingen und geschissen.»

Dessen eingedenk verfasste ich mein Gesuch in einigen wichtigen Abschnitten zum Teil in lateinischer Terminologie, in der Sprache der Kirche, die der Hochwürdigste Nuntius auf jeden Fall beherrschte. Meine Studien bei den Jesuiten erwiesen sich nun äusserst segensreich, hatte ich doch lateinische Vorlesungen hören, lateinische Thesen in Latein vortragen und die Examina zum Teil auch in lateinischer Sprache absolvieren müssen. Mein Schreiben erhielt die Form einer scholastischen These:

«Sacerdotes Sanctam Missam celebrare oportet non solum ante sed etiam post meridiem.»

(Die Priester müssen die Heilige Messe nicht nur am Vormittag, sondern auch am Nachmittag feiern.)

Nach Darlegung des «Status quaestionis» – der Sachlage – und der «Conceptus explicandi» – der Klärung der Begriffe, folgten die Argumente:

1. Argumentum ontologicum: Ohne Eucharistiefeier verhungert der Christenmensch,
2. Argumentum psychologicum: Ohne Eucharistiefeier entbehrt der Christ der seelischen Kraft,
3. Argumentum morale: Ohne Eucharistiefeier ist der Mensch dem Verderben des Satans ausgeliefert.

Jedes dieser Argumente begann mit dem Satz: «Ultra posse nemo tenetur», den ich mit einem dicken Fragezeichen versehen hatte. Der Brief umfasste drei Schreibmaschinenseiten im Format DIN A 4 und ging zusammen mit einem kurzen Begleitschreiben ab an den Feldbischof, den ich dringend um Weitergabe an den Nuntius bat. Und siehe da! Es geschah ein Wunder! «Miracula fieri possunt», so lautete eine These, die ich einmal während meiner Studien zu verteidigen hatte. Postwendend schrieb mir der gute Franz Justus, «Franz der Gerechte», dass der Nuntius nunmehr bereitwillig mein Schreiben entgegengenommen und befürwortend nach Rom an die Ritenkongregation weitergeleitet habe.

Dem Brief des Feldbischofs lag ein weiteres Schreiben des damaligen Generalvikars Werthmann bei, der mir in humorvoller Weise plain pouvoir zu eigener Entscheidung in der anstehenden Frage erteilte. Dieses Schreiben muss ich hier wörtlich wiedergeben. Werthmann schrieb:

«Ganz inoffiziell und rein privat und auch ohne jede Verantwortung teile ich Ihnen mit, dass in Wilhelmshaven nach dem Stande der Sonne erst etliche Minuten nach der amtlichen mitteleuropäischen Zeit Mittag ist. Orientieren

Sie sich darüber! Dann können Sie noch eine Sekunde vor dieser Uhrzeit mit der Feier der hl. Messe beginnen, ohne mit dem Kirchengesetz in Konflikt zu kommen. Sollte das nicht reichen, lesen Sie einmal bei Schilling, Noldin, Pesch u.a. nach, dass es eine umstrittene Frage ist, ob ein Priester schwer gegen den kirchlichen Gehorsam sündigt, wenn er in einer oder zwei Stunden nach Mittag mit der hl. Messe beginnt. So kommen Sie auf 13 oder 14 Uhr und einige Minuten. Sollte auch das nicht reichen, dann gibt es noch die Epikie, so dass Sie auch am Abend oder in der Nacht noch die hl. Messe feiern können. (Epikie – Vorwegnahme der Erlaubnis in der Erkenntnis, dass diese auf jeden Fall gewährt wird). Vielleicht kann ich Ihnen mit diesen Hinweisen helfen. Aber es ist nur ein privater Tip. Die Entscheidung müssen Sie allein treffen und verantworten.»

Belustigt über diesen köstlichen Brief entschied ich mich für die Feier der hl. Messe am Nachmittag ohne Rücksicht auf Kirchenwanzen männlichen oder weiblichen Geschlechts, die mich möglicherweise wegen dieses «Vergehens» bei der Kirchenbehörde denunzieren würden. Ich erkundigte mich überdies beim deutschen Hydrographischen Institut in Wilhelmshaven nach der genauen Uhrzeit und erfuhr, dass in dieser Stadt nach dem Stande der Sonne um 12 Uhr, 26 Minuten und 10 Sekunden MEZ Mittag ist. Dieser Wert könne nur mit 20 Sekunden plus/minus Ungenauigkeit angegeben werden. Ich hätte also noch 12,26,09 Uhr MEZ mit der heiligen Messe beginnen können, ohne gegen ein Kirchengesetz zu verstossen.

Man braucht nun diese ganze Geschichte nicht kopfschüttelnd zu belächeln, so erheiternd sie auch sein mag, denn kaum vier Wochen später rief mich der gerechte Franz aus Berlin an und verkündete mir mit vor Freude bebender Stimme, dass Rom die Erlaubnis zur Feier der hl. Messe am Vormittag oder Abend, also praktisch rund um die Uhr, erteilt habe.

Der heutige allgemeine Brauch, die hl. Messe zu jeder Zeit des Tages feiern zu können, geht auf den Anfang des Jahres 1940 zurück. Die spätere Entwicklung hat meinem Bemühen recht gegeben.

Bruder Barnabas

Nach Überwindung etlicher Schwierigkeiten hatte ich mich in meine Arbeit eingewöhnt und Freude an ihr gewonnen. Nun wollte ich auch die Heimat daran teilnehmen lassen und begann, für die Kirchenzeitung meiner Heimatdiözese Artikel zu schreiben unter dem Thema «Aus der Front für die Heimat». Der Chefredaktor, ein journalistisch hervorragender Priester, war von der Idee fasziniert und ermunterte mich zu diesem Vorhaben. Der erste Artikel wurde schon in der nächsten Ausgabe der Kirchenzeitung veröffentlicht. Schon hatte

ich den zweiten Aufsatz geschrieben, da meidete sich das Naziregime und untersagte mir diese Tätigkeit. Auf telefonischen Anruf war ich zum Rapport beim Admiralsstabschef befohlen worden. Nicht ohne Herzklopfen erschien ich vor dem hohen Herrn und musste eine Schimpfkanonade über mich ergehen lassen. Das war so furcht erregend, dass ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, ich trüge die ganze Schuld an diesem vermaledeiten Krieg. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, dass Seelsorgeberichte Gekadosachen, geheime Kommandosachen, seien, deren Veröffentlichung Hochverrat wäre. Ich weiss nicht, welcher zerknirschten Eindruck ich gemacht hatte, jedenfalls sagte der Admiral, als er seinen ganzen Zorn ausgekotzt hatte:

«Jetzt brauch ich einen Schnaps! Kommen Sie, lieber Pfarrer, und trinken Sie einen mit!»

Das war nun wieder eine fürchterliche Tortur, da ich dem Schnaps noch immer keinen Geschmack abgewinnen konnte. Aber ich wollte für meinen Fehler büssen und schüttete den Dujardin wie ein widerliches Gift mit Todesverachtung hinter den Knorpel. Ich riss mich zusammen, denn zum Christsein gehörte nun einmal nicht nur Bussgesinnung, sondern mehr noch Busse der Tat. Bei dem nun auch freundlicher verlaufenden Gespräch erfuhr ich dann vom Admiral, dass die Anzeige gegen mich wegen des Zeitungsartikels von der Partei stammte.

«Nehmen Sie sich vor diesen Parteibonzen in Acht, mein Lieber, sonst kann es Ihnen noch einmal dreckig ergehen. Vor der Partei können wir Sie nicht schützen. Nicht auszudenken, wenn wir Sie hier verlieren würden! Das wäre ein schrecklicher Verlust für die Marine.»

Donnerwetter! Über diese Wendung meines Schicksals verschüttete ich das nächste Glas und kam mir vor wie ein Held.

Als ich, ziemlich angeschlagen von der Strafpredigt und dem Schnaps, das Dienstzimmer des Gewaltigen verliess, eilte ich flugs zum Telefon und sprach mit dem Chefredakteur der Kirchenzeitung, um die Veröffentlichung meines zweiten Artikels zu verhindern. Und gerade dieser Artikel hatte es mir besonders angetan. Er handelte vom Schicksal eines Soldaten, der eine Ausnahmerecheinung bei der Marine war. Wie mir der Redakteur hinterher schrieb, habe der Bericht dennoch die Runde gemacht bei unseren Bischöfen und den hohen Domherren, die ihn schmunzelnd mit Vergnügen gelesen hätten. Aber in der Kirchenzeitung durfte er nicht erscheinen. Er war Gekados.

Die Hauptrolle in diesem Bericht spielte Bruder Barnabas, ein Karthäusermönch. Er war ein Star unter den Seelords. Als schlichter Bäckermeister war er im Ersten Weltkrieg zum Militär eingezogen worden und in der Tirpitzschen Marine zu den Unterseebooten gekommen. Bei der «christlichen Seefahrt» hatte er es zum Bootmannsmaat gebracht und hatte in den Wirren der Nach-

kriegszeit als Angehöriger der Brigade Ehrhardt die Stadt Berlin vom roten Mob gesäubert. Danach war er bei den Benediktinern in Maria Laach eingetreten, bis er, einem inneren Ruf folgend, zu den Karthäusern in Düsseldorf-Rath gegangen und ein waschechter Schweigemönch geworden war. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges hatte ihn der Heldenklau geholt und zur U-Bootwaffe eingezogen. Dass er ein Mönch war, hatte keine Bedeutung. Hauptsache, er war ein erfahrener Seebär.

Nun sass der arme Kerl da, ein Entwurzelter in einer neuen Umgebung. Er war beinahe fünfzig Jahre alt, von denen er mehr als zwanzig als Einsiedler in der Karthause gelebt hatte. Das Leben unter den rauhbeinigen Matrosen war für ihn eine Katastrophe. Sein Mönchtum hatte er mitgenommen. So lagen in seinem Spind neben der Bibel und dem Marianischen Officium, neben Socken und Zahnbürste die «Nachtgedanken des heiligen Augustinus» und die «Nachfolge Christi». Die Sehnsucht nach der hl. Messe und Kommunion machte ihn erfinderisch. Mit seinem Spiess hatte er einen Vertrag geschlossen. Für die Zusatzration an Zigaretten und Schokolade erlaubte ihm dieser schon morgens um fünf Uhr seine Einheit zu verlassen, um zu mir zu kommen zur Feier der hl. Messe. Zum Wecken war er dann wieder bei seiner Truppe. Das klappte auch vorzüglich. Wenn er an Land gehen konnte, kam er auch tagsüber zu mir zu einem religiösen Gespräch, bei dem ich meist der dankbar zuhörende Nikodemus war.

Bruder Barnabas quälte sich mit zwei grossen Problemen herum. Das eine war der ungewohnte Drill, dem er sich nicht unterwerfen wollte. Deshalb hatte er schon manchen Anpfiff seiner Vorgesetzten über sich ergehen lassen müssen. Deswegen hatte er auch eines Tages geschärften Arrest bekommen bei Wasser und Brot. Der arme Kerl! Er hat mir nachher darüber berichtet. Wie hatte er diese Tage durchgestanden? Ganz ausgezeichnet, wie er mir sagte. Er war ja Schweigemönch. Die Tage des Arrestes waren für ihn Tage besonderer Gnaden. Er betete und meditierte. Drei Tage lang verzichtete er auf den Schlaf. Entweder kniete er zum Gebet, oder er marschierte in der Zelle auf und ab. Nicht einmal den Schemel benutzte er, um sich zu setzen und ein wenig zu ruhen. Der Hocker diente ihm nur als Stütze für seine Arme beim Knien. Betend erforschte er den göttlichen Willen, bis er eine Antwort von oben erhalten hatte. Immer wieder flehte er zu Gott: «Herr, was willst Du, dass ich tun soll?»

«Es waren Tage wie im Kloster», sagte er zu mir.

Schliesslich kam über ihn die Erleuchtung. Er erkannte, dass ihn Gottes Wille geführt hatte, dem er sich nicht widersetzen durfte. Nicht nur nicht widerstrebend, sondern mit seiner ganzen Kraft musste und wollte er seinen Mann stehen.

«Ich habe zwar immer gehofft, einmal für Christus den Märtyrertod zu sterben und täglich um diese Gnade gebetet. Daraus wird nun nichts. Statt ins Konzentrationslager zu kommen, bin ich nun bei der Marine. Es bleibt mir nun nichts anderes übrig, als auf einem U-Boot meinen Mann zu stellen, als Soldat und Christ. Aber ich habe noch die Hoffnung, einmal den Seemannstod zu sterben. Ist's auch nicht das Martyrium, so ist es dann doch der Tod für die Menschen. Es soll ein Opfertod werden für den Frieden der Welt.»

Wenige Tage darauf traf ich den Kommandanten von Bruder Barnabas. Er war voll des Lobes über den Marinemönch und sagte mir:

«Wissen Sie, Herr Pfarrer, anfangs hat mich der Kerl mit seiner obstinaten Sturheit bis zur Weissglut geärgert. Nach dem Arrest ist er wie umgewandelt. Er hat sich mächtig gemausert. Er ist ein ausgezeichneter Soldat und vor allem ein fabelhafter Kamerad. Er übt einen unschätzbaren Einfluss auf meine Männer aus. Können Sie mir nicht noch ein paar Mönche schicken?»

«Mal sehen, was sich machen lässt», entgegnete ich und dachte bei mir: «Das könnte Dir wohl so passen.»

Nun hatte der gute Mönch noch ein anderes Problem, mit dem er nicht so leicht fertig wurde wie mit dem ersten. Bruder Barnabas trug als Karthäusermönch einen langen, über die Brust fast bis zum Nabel herabreichenden Bart, durch den er beim Gespräch bedächtig mit der Hand hindurchfuhr wie Moses in Michelangelos Skulptur. Der Bart war wirklich ein Prachtexemplar, um den man Bruder Barnabas hätte beneiden können. Und den Neid seiner Kameraden sollte der gute Mönch bald erfahren.

Der Bart war ja das besondere Merkmal der seefahrenden Marineleute, während damals die Soldaten der Landstreitkräfte keine Bärte trugen. Dennoch war dieses Bartungetüm von Bruder Barnabas bei seinen Kameraden ein Stein des Anstosses. Einen solchen Bart konnte man höchstens bei den Patriarchen auf Dürers Holzschnitten und Michelangelos Gemälden finden. Verständlich, dass die Kameraden anfangen, den Ordensbruder wegen seines prächtigen Bartes zu beneiden und sich über ihn lustig machten, weil sie selber vom Schöpfer nicht mit solch verschwenderischer Haarpracht gesegnet waren. Kurz und gut, dieser Stein des Anstosses musste weg. Bruder Barnabas brachte das für ihn wirklich schmerzhaftes Opfer und stutzte seinen Patriarchenbart bis auf zwei Zentimeter. Er opferte ihn auf dem Altar des Vaterlandes. Nur wer weiss, wie stolz der Ordensmann auf seinen Bart gewesen war und wie sehr er an ihm gehangen hatte, vermag seinen Schmerz zu verstehen. Er tat mir von Herzen leid, der gute Kerl, als er mir die Bartgeschichte erzählte und dabei Tränen in seine Augen traten. Aber der Bart war ab.

Das gespenstische Unternehmen «Wikinger»

Während meiner Tätigkeit in Wilhelmshaven hat es ein Ereignis von besonderer Bedeutung gegeben, das in seiner Art wohl einmalig in der Seekriegsgeschichte gewesen ist, weil es an Absurdität wohl niemals übertroffen werden kann. Es geschah am 22. Februar 1940. Das Datum ist mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben wegen der Ungeheuerlichkeit des ganzen Vorganges. Was war geschehen?

Ein Teil unserer Flotte, die Zerstörer Eckoldt, Beitzen, Köllner, Riedel, Schultz und Maass waren auf Feindfahrt befohlen und segelten am Abend des 22. Februar in westlicher Richtung von Wilhelmshaven durch den schmalen unverminten Fahrweg auf die englische Küste zu. Zweck dieses Unternehmens mit dem Namen «Wikinger» war das Aufbringen von englischen Fischdampfern und Heringsloggern auf der Doggerbank. Die Marine wollte und sollte mit diesem lächerlichen Spiel nur beweisen, dass sie in der Nordsee das Sagen hatte. In dem Operationsbefehl vom Marineoberkommando in Wilhelmshaven war erwähnt, dass die Fischdampfer, «auch wenn sie tatsächlich fischen, getarnte und bewaffnete Vorpostenboote sein können».

Am Tage vor der Ausfahrt hatten mich noch etliche Matrosen besucht und in geheimen Andeutungen erzählt, dass es bald losgehen sollte.

«Noch heute müssen wir auf Feindfahrt», berichtete mir ein kaum 19jähriger Junge. Es war Peter W., Abiturient und Theologiestudent.

«Ich habe zwar keine Angst», meinte er und fügte unsicher hinzu:

«Eine innere Stimme sagt mir aber, dass ich nicht zurückkomme.

Darum möchte ich noch beichten und kommunizieren.»

Als ich ihm die heiligen Sakramente gespendet hatte, gab er mir einen Brief, den ich seiner Mutter schicken sollte, wenn er den Seemannstod sterben müsse. Er bat mich noch um den päpstlichen Segen für die Sterbestunde. Ahnungsvoll sagte er mir beim Abschied:

«Ich habe das sichere Gefühl, dass ich draussen bleibe, zwar nicht wegen Feindeinwirkung, sondern auf andere Weise.»

«Unsinn», entgegnete ich, «es ist doch eine harmlose Fahrt gegen armselige Fischkutter. Was soll da schon schiefgehen? Im Übrigen stehen wir immer und überall in Gottes Hand. Also bis morgen Abend! Mach's gut!»

Peter W. war Matrosengefreiter auf dem Zerstörer Max Schultz. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er ist gefallen in den frühen Morgenstunden dieses 22. Februars 1940.

Die Zerstörerflotte befand sich kaum auf freier See, als sie in ein Gefecht mit einem Bombenflugzeug verwickelt wurde. Die in Kiellinie fahrenden Schiffe erkannten plötzlich am nächtlichen Himmel ein Flugzeug, das in seltsamen Schleifen daherflog und «Fliegeralarm» auslöste.

Kurz darauf gaben die Zerstörer Beitzen und Köllner ein paar Feuerstösse mit der Zweizentimeter-Flak ab als vorbeugende Warnschüsse. Das Flugzeug antwortete mit Maschinengewehrfeuer und warf Leuchtspurnmunition.

In diesem Augenblick begann die Situation gespenstische Formen anzunehmen. Im Schein der Leuchtspur am Himmel erkannte der 1. Offizier auf dem Zerstörer Max Schultz, der Kapitänleutnant Günther Hosemann, dass es sich um ein deutsches Flugzeug handelte. Diese Nachricht wurde auch sofort an den Chef der Flotte und an alle Boote auf U.-K.-Welle weitergegeben. Aber – diese Meldung wurde sträflicherweise nicht geglaubt. Hosemann hatte deutlich das Balkenkreuz der Luftwaffe erkannt. Man hielt das für einen Irrtum. Und so brach das Verhängnis herein, unfassbar für den Verstand und wohl einmalig in der Geschichte des Krieges. Die Tragik war umso grösser, als gerade der 1. Offizier auf Max Schultz das deutsche Flugzeug als solches erkannt hatte und von diesem bombardiert, getroffen und vernichtet wurde mit der ganzen Besatzung: Dreihundertundacht Tote, darunter der Kommandant und der 1. Offizier Hosemann. Auch Peter W. musste sein Leben lassen und fand sein Grab auf hoher See. Das Makabre an der Geschichte ist, dass die Männer aus der Beobachtung, die Hosemann mitgeteilt hatte, wussten, dass sie von einem Flugzeug der eigenen Luftwaffe getroffen wurden, dass sie den Tod fanden im Kampf gegen einen angeblichen Feind, der kein Feind war, sondern ein Angehöriger der eigenen Streitkräfte.

Ausser Max Schultz wurde auch der Zerstörer Leberecht Maass getroffen und versenkt. Mit diesem Schiff kamen 270 Soldaten um, nur 60 wurden gerettet. Einige der Überlebenden sprach ich, und sie schilderten mir den traurigen Hergang des Gefechtes. Es war eine sogenannte Feindfahrt gegen einen imaginären Gegner gewesen, ein tolldreistes Unternehmen unglaublichen Leichtsinns einer militärischen Operation der Unzulänglichkeit und des Wahns.

Auf die Meldung dieses Trauerspiels durch die Seekriegsleitung beim «grössten Feldherrn aller Zeiten» bekam der «heissgeliebte Führer» einen der sprichwörtlichen Tobsuchtsanfälle und ordnete ein sofortiges Verfahren zur Untersuchung an, um die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Das Ergebnis war gleich null. Niemand war schuldig, niemand wurde zur Verantwortung gezogen. Vielmehr wurde allergrösster Wert darauf gelegt, dass nichts an die Öffentlichkeit kam. Den Angehörigen der toten Soldaten wurde unter Verschleierung der Tatsachen lediglich mitgeteilt, dass die Männer «bei einem Unternehmen in der Nordsee» den Heldentod gefunden hätten.

Eine pikante Pointe dieses Trauerspiels rundete die einer griechischen Tragödie vergleichbare Geschichte ab. Wenige Stunden nach dem schaurigen

Seegefecht wurde eine über See zurückkommende Heinkel 111 über der ostfriesischen Insel Borkum von der deutschen Marineflak abgeschossen und stürzte brennend und trudelnd ins Meer. Die Besatzung fand den Tod. Diesmal war es die Marine, die einen vermeintlichen Feind vernichtete, obwohl es die eigenen Kameraden der Luftwaffe waren. Rächte sie unbewusst den Tod der Zerstörerkameraden? Eines ist sicher, Marine und Luftwaffe trauten einander nicht, Räder und Göring waren sich spinnefeind und blieben es bis zum bitteren Ende des «totalen» Krieges.¹

Evangelische und katholische Taufe in Harmonie

Die Katholiken in Wilhelmshaven waren in der Minderheit. Ist es ein Wunder, dass sie sich bei aller entschiedenen und vorbildlichen Glaubenstreue in ihren äusseren Lebensgewohnheiten der örtlichen Bevölkerung anpassten? Es gehörte so auch zum guten Ton, die Kinder daheim im Familienkreise taufen zu lassen. Eine solche Haustaufe hat sich meiner Erinnerung eingepreßt wegen ihres bemerkenswert ökumenischen Charakters.

Als ich zur festgesetzten Zeit in der Wohnung der Familie erschien, traf ich mit meinem evangelischen Amtsbruder zusammen.

«Nanu», sagten wir fast gleichzeitig und blickten uns verlegen und ratlos an. Schon bald klärte sich der Sach verhalt auf. In dem Wohnzimmer, in dem die heilige Zeremonie stattfinden sollte, befanden sich zwei Mütter. Die eine war katholisch und wiegte einen krähenden Knaben auf den Armen, die andere war evangelisch und trug in jedem Arm ein Baby, ein Mädchen und einen Jungen. Beide Mütter waren in Mischehen verheiratet gewesen. Sie waren inzwischen Kriegswitwen geworden. Ihre Männer gehörten der Zerstörerflotte an, die beim Narwik-Unternehmen unter Kommodore Bonte am 10. April 1940 ein Seegefecht mit englischen und norwegischen Streitkräften ausgetragen und schliesslich Norwegen besetzt hatte. Zehn Zerstörer wurden bei diesem Unternehmen vernichtet, eine grosse Zahl deutscher Marinesoldaten fand den Tod, darunter auch die Männer der beiden Mütter.

Die Frauen waren durch den Tod ihrer Ehemänner und Väter ihrer Kinder wieder an Gott erinnert worden und wollten nun endlich die Kleinen durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen.

1 Eine ausführliche Darstellung dieses Dramas mit der nachfolgenden Verhandlung des Untersuchungsausschusses unter Vorsitz von Vizeadmiral Heye findet sich in dem Buch von Cajus Bekker: «Verdammte See». Verlagsrechte Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford-Bonn-Hamburg, Steintorwall 17, 4900 Herford. 2. Auflage, 1978.

Das hatten sie bisher sträflicherweise versäumt. Aus Liebe zu ihren auf See gebliebenen Männern hatten sie eine seltsame Entscheidung getroffen, die nicht einmal so töricht war, wie es scheinen mochte. Die evangelische Mutter liess ihre beiden Kinder aus Liebe zu ihrem katholischen Mann vom katholischen Pfarrer taufen, die katholische Mutter ahmte das Beispiel ihrer Leidensgenossin nach und wollte ihr Kind vom evangelischen Pfarrer taufen lassen. So standen wir Pfarrer in schönster ökumenischer Harmonie vor diesen Müttern und spendeten nacheinander das Sakrament der Wiedergeburt nach den jeweiligen Riten unserer Kirchen. Der evangelische Pfarrer stellte mir bereitwillig seine grosse Taufschale zur Verfügung, da ich selber nur über ein kleines Schüsselchen verfügte. Bei der Taufansprache wählte der liebe Kollege das Schriftwort: «Lasset die Kinder zu mir kommen, ihrer ist das Reich.» Ich selber legte meiner Ansprache das Wort des Herrn an Nikodemus zugrunde: «Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen.» Alle vorgeschriebenen Zeremonien vollzog ich mit äusserster Würde, nachdem ich sie jeweils erklärt und entsprechend gedeutet hatte. Diese Tauffeier gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Priesterlebens. Der evangelische Kollege war sichtlich angetan von unserer Liturgie und bedeutete mir hinterher, wie sehr doch die Liturgie in der evangelischen Kirche zu kurz komme.

Natürlich war es eine Frage, ob die evangelische Mutter bereit und in der Lage war, ihre Kinder nun auch im katholischen Glauben zu erziehen. Immerhin war die katholische Oma, die Mutter des gefallenen katholischen Mannes, anwesend. Mit ihr habe ich bei einem späteren Besuch über die katholische Erziehung gesprochen. Der katholischen Mutter konnte ich natürlich unter den gegebenen Umständen nichts sagen. Ich hatte wohl die Gewissheit, dass ihr Kind vom evangelischen Pfarrer nach der trinitarischen Taufformel getauft worden war. Jedenfalls waren die drei Menschenkinder gültig getauft und Kinder des himmlischen Vaters geworden.

Das Verhängnis bricht herein

Mit der sogenannten «Machtübernahme» durch die Nazis im Jahre 1933 war über Deutschland das grosse Verhängnis hereingebrochen, das seine tieferen Ursachen in der geschichtlichen Entwicklung hatte, die lange vorher zu erkennen gewesen war. Die Historiker sind sich längst nicht einig in der Deutung jener Vorgänge und Zusammenhänge. Insbesondere scheint mir die Frage nach der Schuld an den schrecklichen Geschehnissen während des Dutzend-

jährigen Reiches unlösbar zu sein. Immer wieder wird die Schuldfrage aufgeworfen, und jeder hat seine eigene Meinung. Quod capita, tot sensus!

Immerhin waren schon die Anfänge des «Dritten Reiches» von Verbrechen geprägt. Die Reichstagswahl im März 1933 war ein Täuschungsmanöver, dem der Reichstagsbrand vorausgegangen war, eine Brandstiftung mit undurchsichtigem Hintergrund, das Ermächtigungsgesetz, eine böse Erpressung, der 30. Juni 1934 ein offensichtliches Verbrechen. Wo waren denn damals die Juristen, die Recht und Gerechtigkeit zu wahren hatten? Morde waren geschehen in aller Öffentlichkeit, sichtbar für jedermann, und man sprach auch darüber im vertrauten Kreise, aber keine Stimme erhob sich zum Protest. Hitler hatte sich nicht gescheut, in seinen eigenen Reihen ein mörderisches Blutbad anzurichten. Die folgenden Jahre waren eine Kettenreaktion von Verbrechen. Eines löste das andere ab. Niemand wagte es, konnte es wagen, öffentlich gegen die Tyrannis aufzustehen, ohne sich selbst und seine Familie zu gefährden.

Kennzeichen dieser Jahre war eine allgemeine unheimliche Angst. Diese Angst erfasste alle und jeden. Man kannte die Gestapo, man wusste von Konzentrationslagern. Der Boykott der jüdischen Geschäfte nahm sich anfangs noch relativ harmlos aus gegenüber den Torturen und Martern, denen sich die Menschen ausgesetzt sahen, wenn sie zu Verhören geschleppt und in Gefängnisse und Konzentrationslager verbracht wurden. Die barbarischen Nürnberger Gesetze trafen zwar nur Juden und Zigeuner, aber auch zahllose Christen und Zeugen Jehovas zahlten ihren Blutzoll in jenen Jahren. Die Kristallnacht 1938 war ein weithin sichtbares Fanal, das auch dem letzten Deutschen die Augen öffnen musste. Nur: zu einem offenen Aufstand kam es nicht. Lähmendes Entsetzen breitete sich aus: das deutsche Volk lebte wie in einem hypnotischen Traum, unter der Peitsche des Diktators willenlos geworden. Vielleicht glühte im tiefen Innern der Menschen noch ein Fünkchen Hoffnung, dass der Spuk, wie er gekommen, auch wieder verschwinden würde. Diese Hoffnung, an die sich viele klammerten, wurde zur Überzeugung, die sich als trügerisch erwies.

Am 30. Juni 1934 hatte Hitler jenen Pakt besiegelt, den er mit dem Militär ausgehandelt hatte. Röhm's Pläne, seine SA zur grossen deutschen Volksarmee umzufunktionieren, scheiterten am Widerstand der Wehrmachtsführung. Auf die Armee aber, die Hitler für seine Pläne zu einer gigantischen Aufrüstung brauchte, konnte er nicht verzichten. Wie Mephisto kaufte sich Hitler die Wehrmacht, indem er sie zum einzigen Waffenträger der Nation erklärte, während die Armee ihrerseits in Hitler ihren einzigen Herrn anerkannte. Hitler wurde Nachfolger Hindenburgs als Staatsoberhaupt und zugleich damit Oberster Befehlshaber der Wehrmacht. Ein wahrhaft teuflischer Pakt war geschlossen. Röhm und die SA-Führung wurden geopfert, bei welchem Massaker auch

eine grosse Zahl missliebiger Zivilisten ermordet wurde. Und der alte Hindenburg beglückwünschte Hitler auch noch zu dieser Tat. Und während vielen Deutschen der Atem stockte, wähten die Militärs, Hitler ein Schnippchen geschlagen zu haben. Wie haben sie sich getäuscht!

Immerhin muss festgehalten werden, dass das Gros der alten Reichswehr, der nunmehr die grosse militärische Aufrüstung oblag, im Allgemeinen nicht vom Nazismus infiziert war. Es waren Soldaten, die nur ihr militärisches Handwerk verstanden und sich um Politik nicht kümmerten. Das galt in besonderer Weise von der Marine, die ihre überkommenen Traditionen aufrechterhielt. So erklärt sich auch, dass die Marinepfarrer bei der Wehrmacht nicht nur geduldet wurden, sondern sich auch eines grossen Ansehens erfreuen durften und unter den obwaltenden Umständen ihre Aufgabe zum Segen vieler Soldaten erfüllen konnten.

Das Offizierskorps der Marine rekrutierte sich aus den nach dem Versailler Vertrag zugestandenen Marinestreitkräften von 15'000 Mann. Es waren aktive Soldaten, die in den Jahren der Weimarer Zeit völlig unpolitisch gewesen waren und stets ihre Exklusivität bewahrt hatten. Natürlich waren sie begeistert über den Aufbau und Ausbau der Marine. Sie träumten von einer gewaltigen deutschen Flotte und neuer Weltgeltung der Deutschen auf den Meeren. Schiffstammabteilungen wurden aufgestellt, Kasernen entstanden und wurden so stark bevölkert, dass sie aus allen Nähten zu platzen drohten. Die Wilhelmshavener Werft beschäftigte mehr als 10'000 Arbeiter zum Bau der neuen Flotte. Es war ein gigantischer Wettlauf mit der Zeit, um aufzuholen, was nach dem ersten Weltkrieg unmöglich war, weil es die Siegermächte verboten hatten.

Die Erznazis

Nun fehlte es der Marine an geeignetem Nachwuchs. Das Unteroffizierskorps rekrutierte sich aus jenen Leuten, die nach 1933 zur Marine gestossen waren. Sicher gab es unter ihnen untadelige Männer, aber die Mehrzahl kam aus jenen Kreisen, die aus Not und Elend der Arbeitslosigkeit sich dem neuen Messias Hitler mit Haut und Haar verschrieben hatten. Es waren zwielichtige Existenzen, Entwurzelte, die sich in ihrer neuen Macht wie Halbgötter gebärdeten und nazistischer waren als selbst ihr Idol Adolf Hitler. War das ein Kreuz mit diesen lärmenden Rabauken, diesen tyrannischen Erznazis! Und wie sie ihr Mütchen kühlten an den jungen Rekruten, die ihnen zur Ausbildung an vertraut waren! Wehe, wenn sich jemand unter den jungen Rekruten als überzeugter Christ entpuppte! Der Umgangston war dementsprechend. «Soldatensprache ist immer rauh, aber herzlich», wie es hiess. Gewiss, aber der Nazijargon er-

ging sich in hässlichen Angriffen voller Blasphemien und entwürdigender Beleidigungen gegen Gott und Kirche. Was ist den jungen Soldaten nicht alles an Unflätigkeiten und Beschimpfungen zugemutet worden! Mir war zu Ohren gekommen, wie die Ausbilder die gläubigen Rekruten behandelten. Wer sich zum sonntäglichen Gottesdienst meldete, musste mit Schikanen rechnen. Ich kann hier nicht die widerlichen Schmähreden wiedergeben, die sich die Männer von ihren Ausbildern gefallen lassen mussten. In ihrer Not wandten sich die jungen Soldaten an mich und beklagten sich bitter über die schikanöse Behandlung. Das war auf die Dauer zuviel, und so entschloss ich mich zum geharnischten Protest bei der zuständigen militärischen Dienststelle. Zunächst machte ich mir genaue Aktennotizen, registrierte die Namen der Ausbilder, schilderte die Schikanen und fügte das Beweismaterial zu einem «Braunbuch» zusammen. Ich stellte fest, dass Gottesdienstbesucher mit Ausgehverbot «bestraft» wurden, mit Sonderwachen und Strafexerzieren, ganz zu schweigen von den Anpöbeleien, denen sie ständig ausgesetzt waren. Es war eine grosse Genugtuung, dass sich die wackeren katholischen Männer nicht einschüchtern liessen und auf die unwürdige Behandlung mit dem Zeugnis echter Glaubens-treue antworteten. Sie waren Zeugen Jesu Christi.

Ich war mir zwar bewusst, dass mein Protest mit dem Risiko eigener Schikanen verbunden sein könnte. Aber ich ging es ein. Schliesslich kam es auf den Kommandanten an, wie er auf meinen Protest reagieren würde. Als ich meine Aufzeichnungen abgeschlossen hatte, schickte ich folgenden Brief an den Kommandeur:

Wilhelmshaven, den 20. Mai 1940

Hochverehrter Herr Kapitän!

Ich habe in den letzten Tagen mehrfach Gelegenheit gehabt, mit Angehörigen der 2. E.M.A.A. Fühlung zu nehmen. Dabei habe ich bedauerlicherweise feststellen müssen, dass der religiöse Friede seitens mancher Vorgesetzten gröblich gestört wird. Das geschieht sogar bei offiziellen Unterweisungsstunden und beim Exerzieren und vor dem sonntäglichen Kirchgang. Einige solcher Äusserungen will ich Ihnen, Herr Kapitän, namentlich anführen:

Bootsmann Ruth: Es ist höchste Zeit, dass die Pfaffen ausgerottet werden.

Hauptgefr. Hecker: Mensch, du stehst da wie ein Oberammergauer Christus.

Exerziergefr. Schötge: Ihr geht wieder zur Kirche? Hoffentlich scheisst ihr den Pfaffen was in den Beichtstuhl.

Bei einer Belehrung über das militärische Grüssen wurde geäussert: «Da steht auch noch ein Abschnitt über die Begrüssung der Pfarrer. Aber das ist Quatsch. Pfarrer grüsst man überhaupt nicht».

Das sind nur einige Äusserungen von vielen. Ich darf wohl annehmen, dass Sie, Herr Kapitän, gegen eine derartige Verunglimpfung und Verächtlichmachung der religiösen Überzeugung und unseres Amtes energisch einschreiten werden. Es täte gut, Ihren mit einem Amt betrauten Untergebenen unverzüglich eine diesbezügliche Mitteilung zu machen. Wenn derartige Äusserungen weiterhin möglich sind, werden wir bei der demnächstigen Vereidigung wieder ein Fiasko erleben wie neulich. Solange die Seelsorge eine offizielle Angelegenheit ist, muss hier unnachsichtig durchgegriffen werden. Ich gebe der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, dass die Dinge jetzt kraft Ihrer Autorität abgestellt werden.

*Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Ihr ergebener
(Unterschrift)*

(Dieser Brief enthielt keinen nazistischen Gruss, sonst allenthalben eine Selbstverständlichkeit; ich erkühnte mich, darauf zu verzichten.)

Noch am gleichen Tag meldete sich der Kommandeur fernmündlich bei mir und bat um eine persönliche Rücksprache, wobei er mir mit vollendeter Höflichkeit den Weg zu sich ersparen und selber zu mir in meine Amtsräume kommen wollte. Das Gespräch war herzlich. Der Offizier, ein gläubiger evangelischer Christ, klagte mir nun seinerseits sein Leid; er hielt die ganze Nazibande für Deutschlands grösstes Unglück und freute sich, in mir einen Bundesgenossen gefunden zu haben. Wir kamen überein, dass dem Ausbildungspersonal in meiner Gegenwart eine Standpauke gehalten werden sollte, die sich gewaschen hatte. Und also geschah es. In Reih und Glied waren sie angetreten, diese erbärmlichen Kreaturen, und mussten einen Sünden katalog über sich ergehen lassen. Es war eine Ironie, dass der Kommandant dabei auf den «Führer» verwies, der mit der Kirche ein Konkordat geschlossen habe, und das heisse ja wohl «herzliches Einvernehmen». Es sei nicht zu verantworten, das «gigantische Aufbauwerk des Führers» zu sabotieren und die Religion zu verunglimpfen. Ich musste an mich halten, um nicht in ein höhnisches Grinsen zu geraten, was dem Ernst der Situation geschadet hätte.

Wie segensreich erwies es sich jetzt, dass Papst Pius XII. dem Drängen Hitlers nachgegeben und das Konkordat mit ihm geschlossen hatte. Allen Unkenrufen zum Trotz war es eine grossartige Rechtsgrundlage, die der Kirche auch in jenen Jahren der Naziherrschaft die Möglichkeit zur Seelsorge offenliess. Ich bin diesem Papst aus tiefstem Herzen dankbar für die Weisheit seines Entschlusses. Vielen Menschen konnte die Kirche nahesein und ihnen in den schrecklichsten Situationen des Lebens das Evangelium zur frohen Botschaft machen.

In der folgenden Zeit habe ich keinerlei Beschwerden mehr über die Ausbilder dieser Einheit gehört. Die Soldaten kamen in grösserer Zahl zum Gottesdienst als vorher, ja sie wurden sogar zum Besuch des Gottesdienstes animiert, und einige der Ausbilder fanden sich ebenfalls zum Gottesdienst ein. Die Bekenntnislieder schallten dröhnend aus den Männerkehlen, das Zeugnis für Christus hatte einen Sieg davongetragen.

Nachzutragen bleibt noch, dass meine Siegesfreude über die gewonnene Schlacht einen Dämpfer bekam. Ein paar Wochen später wurde ich in der Abenddämmerung plötzlich auf der Strasse angehalten und von ein paar Rowdys gottsjämmerlich verprügelt. Dieser Überfall geschah völlig überraschend und in kürzester Zeit, so dass ich nicht einmal ausmachen konnte, was das für Typen waren. Ich glaubte zwar einen der Kerle erkannt zu haben. Es war einer von den Ausbildern jener Abteilung, die ich hatte zur Rechenschaft ziehen lassen. Ich habe aber die Sache nicht weiter verfolgt. Schliesslich war ich noch einigermaßen gut davongekommen. Wie heisst es doch im Psalm 22: «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln.» Dennoch war ich zukünftig auf der Hut.

Clemens August von Galen – Ein Rufer in der Wüste

Ich hielt es für geraten, ein anderes Quartier zu suchen, bomben-, granaten- und pistolensicher. Und ich fand es im katholischen Pfarrhaus von St. Wilhelm. Dort war gerade ein neuer Pastor eingezogen, Josef Zumbrägel, ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie man ihn selten findet. Das Pfarrhaus ist mir zur zweiten Heimat geworden. Der Pfarrer hatte seine betagten Eltern und seine Schwester mitgebracht, die mich wie einen Sohn und Bruder mit ihrer Liebe umgaben. Im Pfarrhaus wohnten auch die beiden Kapläne, Albert Kröger und Fritz Häfner, prächtige Mitbrüder. Alle Hausbewohner waren ein Herz und eine Seele. Was wurde da gelacht und gescherzt aus überströmender Freude mitten im Krieg! Nie wieder habe ich eine solch geistliche Hausgemeinschaft erlebt. Bei Fliegeralarm versammelten wir uns im Keller und sprachen uns einander Mut zu mit Witz und Humor. Aufkommende Ängste bei Bombeneinschlägen verflogen im Nu. Wir standen in Gottes Hand, lebten aus christlicher Zuversicht und Hoffnung. In der Karwoche 1940 veranstaltete der Pfarrer eine religiöse Woche. Jeden Abend war das Gotteshaus bis zum letzten Stehplatz gefüllt. Das Thema der Predigtreihe lautete: «Christus heri, hodie et in saecula, Christus gestern, heute und in Ewigkeit. Wir Priester hatten die Themen besprochen und untereinander aufgeteilt. Die Gläubigen haben unsere

Mühen belohnt durch eine unerwartet grosse Teilnahme an der Liturgie der Kartage», die besonders eindrucksvoll gestaltet wurde. Das Halleluja der Osternacht klingt mir noch heute in den Ohren.

Die Mitbrüder schlepten mich auch mit zum Convent nach Delmenhorst. Unter den Priestern des Dekanates befand sich auch ein Kaplan Johannes Pohlschneider, der als glänzender Theologe alle Mitbrüder überragte. Dieser Aristokrat war nicht sehr gesprächig, konnte aber zuhören und beantwortete anstehende Fragen und Probleme mit geistvollen Aperçus und treffenden Bonmots. Als Nachfolger des von den Nazis verfolgten späteren Domkapitulars Vorwerk wurde er schon bald Bischöflicher Offizial in Oldenburg, danach Generalvikar in Münster und schliesslich Bischof von Aachen.

Das Pfarrhaus von St. Willehad war Treffpunkt vieler Soldaten. Von hier aus wurden die Fäden gesponnen zum seelsorglichen Einsatz bei den Einheiten. In der Pfarrkirche hatte ich auch meinen Beichtstuhl, in dem ich regelmässig zu festgesetzten Zeiten das Sakrament der Versöhnung spendete. Kurz nach Ostern war bischöfliche Visitation, die der Münsteraner Weihbischof Rollef abhielt. Während seines Aufenthaltes veranstalteten wir ein feierliches Hochamt mit Pontifikalassistenten, in dem ich die Predigt halten durfte. Thema war – wir konnte es anders sein: Das Bischöfliche Amt in der Kirche. Ich muss wohl den richtigen Ton getroffen haben; denn die Gläubigen waren voll des Lobes, und der Bischof zeigte sich so angetan, dass er mich spontan einlud, ihn bei seinen Besuchen der hohen Marinendienststellen zu begleiten. Das tat ich nur zu gern und konnte so die Gelegenheit nutzen, Seesorgefragen ins Gespräch zu bringen. Anspielend auf meine Predigt meinte ein Admiral: «Wie gut ist es, dass wenigstens die Pfarrer noch die Möglichkeit haben, ein freies Wort zu sagen.» Dies erscheint mir deshalb erwähnenswert, weil mir zwei Jahre später das Kriegsverdienstkreuz verliehen wurde mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass ich mich schon in Wilhelmshaven durch zündende Predigten über den christlichen Glauben «um das Vaterland verdient» gemacht hätte. Was es nicht alles gibt!

Dem Bischof trug ich auch ein Anliegen vor, es gab ja immer wieder neue Probleme, die einer Lösung harren. Zur Feier der heiligen Messe gehört ein Altarstein, ein Reliquiengrab. In jeder Pfarrerausrüstung befand sich ein solcher Tragaltar. Es war eine mehrere Zentimeter dicke Marmorplatte, aus der in der Mitte ein quadratisches Stück ausgeschnitten war, in dem Märtyrerreliquien lagen. Diese Stelle war dann wieder mit Mörtel verschlossen worden. Solche Altarsteine können nur durch einen Bischof angefertigt, versiegelt und für den Gebrauch gesegnet werden. Diesen ehrwürdigen Brauch, der auf die Zeit der Katakomben zurückgeht, in der die hl. Messe über einem Märtyrergrab gefeiert wurde, hält die Kirche noch heute bei. Nun hat ein solcher Altar-

stein ein ganz beachtliches Gewicht. Die Kirche im Koffer war ein schweres Gepäckstück, mit dem ich mich abzuschleppen hatte. Ob es da nicht eine Möglichkeit gab, statt des Steines ein Tüchlein zu benutzen, in dem die Reliquien eingenäht waren? In der Ostkirche gab es ja das sogenannte Antimensium.*) Warum nicht auch in der römischen Kirche?

Weihbischof Rollef riet mir, die Frage wegen des Antimensiums dem Bischof von Münster vorzutragen. So meldete ich mich in Münster an und erhielt auch einen Termin. Mein Gott, war der Bischof gross, als ich zu ihm kam und ihm gegenüber geradezu ein Zwerg war! Es ergab sich ein längeres Gespräch, in dem ich die ganze Güte und Liebenswürdigkeit dieses Bischofs spürte. Für mein Anliegen hatte er volles Verständnis und versprach mir, die Angelegenheit mit den deutschen Bischöfen zu besprechen. Im Laufe der Unterhaltung redeten wir auch über liturgische Fragen. Clemens August geriet nun in Fahrt, als die Sprache auf die Orantenstellung beim Gottesdienst kam. Diese neumodischen Verrenkungen, wie er sich ausdrückte, waren ihm ein Greuel. Als ich erwähnte, dass Papst Pius XII. auch mit ausgebreiteten Armen die liturgischen Gebete verrichtete, entgegnete mir der Bischof unwirsch:

«Das darf der, der ist auch Papst. Quod licet Jovi, non licet bovi!»

«Und Sie sind Bischof, oder für wen halten Sie sich selbst?», wagte ich etwas bissig zu bemerken. Da erhielt ich die demütige Antwort:

«*Ich bin nur die Stimme des Rufers in der Wüste*».

Der als Löwe von Münster bekannt gewordene Bischof von Galen hat mir in seiner Bescheidenheit und Güte mächtig imponiert. Übrigens dauerte es nicht lange, bis die Kirche statt des Tragaltars das Antimensium allgemein gestattete.

Der Bischof von Osnabrück verliert drei Priester

Nach dem Kirchenrecht unterscheidet man Territorialpfarreien und Personalpfarreien, erstere umfassen ein bestimmtes Territorium, letztere erstrecken sich auf einen bestimmten Personenkreis. Militärpfarreien gehörten zu den

* Antimensium, im Griechischen Antiminsion genannt, ist ein Seidentuch, in das Märtyrerreliquien eingenäht sind. Auf ihm befindet sich eine Darstellung des Herrenbegräbnisses. Seit dem 9. Jahrhundert nachweisbar ist es, wie der Name sagt, ein Ersatz für einen nicht geweihten Altartisch; heute jedoch bei jeder Eucharistiefeyer zusätzlich auch zum geweihten Altar, bisweilen sogar zum Rüstisch erforderlich.

Im ursprünglichen Sinn als echter Altarersatz in einfacherer Form im 2. Weltkrieg auf Antrag des Bischofs von Trier in die lateinische Kirche eingeführt und später auch für die Missionen gestattet. Erst am 12.3.1947 wurde von der SCRIT, (der Heiligen Ritenkongregation) eine eigene Weiheformel festgelegt, die ins Rituale Romanum aufgenommen wurde (Lexikon für Theologie und Kirche).

Personalpfarreien. Auch ich war als Marinepfarrer Inhaber einer Personalpfarre. Die Mitglieder meiner Gemeinde waren die Marinesoldaten und ihre Familienangehörigen des Standortes Wilhelmshaven. Sie lebten und wohnten nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch ausserhalb der Stadt, östlich bis jenseits des Jadebusens in Butjadingen, Eckwarderhörne und Tossens, westlich bis Sande, Esens und Neustadtgödens. Diese Gebiete gehörten zur Diözese Osnabrück. So kam es, dass ich auch mit der kirchlichen Behörde dieser Diözese in dienstliche Verbindung treten musste. Der Bischof von Osnabrück, Wilhelm Berning, hielt damals gerade bischöfliche Visitation in jener Gegend, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, mit diesem Oberhirten zusammenzutreffen und ihm meine Aufwartung zu machen. Berning war schon seit zweieinhalb Jahrzehnten Osnabrücker Bischof, eine weit und breit bekannte Persönlichkeit von grossem Format. Ich hatte ihn schon einmal erlebt anlässlich der Aachener Heiligtumsfahrt im Jahre 1937, bei der er eine viel beachtete Predigt in der Propsteikirche St. Adalbert gehalten und von einer nach Tausenden zählenden Menge gläubiger Christen stürmisch gefeiert worden war. Dieser Bischof galt wegen seiner vorsichtigen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus vielfach als sehr umstritten, zumal ihn Hermann Göring schon 1933 zum Preussischen Staatsrat ernannt hatte. Es versteht sich, dass er als Vertreter des deutschen Episkopates mit Umsicht und Klugheit zu Werke ging, wenn er zu Verhandlungen mit Regierungsstellen in Berlin vorstellig wurde. Man tat ihm Unrecht, wenn man ihn der Leisetreterei bezichtigte und ihm leichtfertiges Nachgeben in Sachen der Kirche zum Vorwurf machte. In Kreisen des Klerus kursierte ein nicht böse gemeinter Witz: «Kennen Sie die drei grossen Männer mit dem Namen Wilhelm? Nun, das ist erstens Wilhelm der Heilige, der steht im Kalender; sein Fest wird am 28. Mai gefeiert; zweitens ist es Wilhelm der Eilige, womit Kaiser Wilhelm II. gemeint ist, der bekanntlich 1918 sein Heil in der Flucht nach Holland gesucht hat; drittens ist es Wilhelm der Voreilige, das ist der Bischof von Osnabrück, denn der hat sich zu schnell mit den Nazis arrangiert.» Wie gesagt, ein harmloser Witz, aber er gab genau die Empfindungen wieder, die viele Priester in jenen Tagen befallen hatte.

Im Gespräch mit dem Bischof merkte ich, wie sehr er den Nationalsozialismus in tiefster Seele verabscheute und zu keinen Konzessionen bereit war. Vielmehr bemühte er sich mit Geduld und Klugheit, soviel wie möglich für die Kirche zu retten und die seelsorgerische Arbeit der Priester zum Segen für die Gläubigen zu erleichtern. In dieser Hinsicht war er das genaue Gegenteil seines Münsteraner Amtsbruders von Galen, der ohne Furcht und Zittern seine

Verdammungspredigten gegen das Regime schleuderte. Berning wurde sehr erregt, als wir darauf zu sprechen kamen und sagte zornig:

«Immer, wenn ich gerade in zäher Verhandlung eine Erleichterung für die Kirche und die Gläubigen erreicht habe, zerschlägt mir Clemens August alles wieder durch seine polternden Predigten, Er ist ein Elefant im Porzellanladen.»

Bischof Berning musste 1943 erleben, dass drei seiner Priester in Lübeck mit dem Beil enthauptet wurden. Sie waren wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt worden. Ihr Vergehen war: sie hatten Hirtenbriefe des Bischofs von Münster vervielfältigt und an deutsche Soldaten verschickt. Unter den drei Priestern befand sich auch einer meiner Kommilitonen, Kaplan Johannes Prassek. Bischof Wilhelm Berning hat die drei Priester im Gefängnis besucht, helfen konnte er ihnen nicht. Aber er weinte bitterlich und betete mit ihnen. Ihrer ehrenvoll zu gedenken ist Pflicht der Dankbarkeit und Treue.

Ein befreundeter Priester schrieb mir, wenn ich mich recht erinnere, um diese Zeit einen Brief, in dem er mir mitteilte, dass die Gestapo an einem Samstag alle Priester eines ganzen Dekanates aus dem Beichstuhl heraus verhaftet und nach Dachau ins Konzentrationslager verbracht habe. Ihr Vergehen habe darin bestanden, dass sie gemeinsam bei einem Konveniat den englischen Nachrichtendienst im Radio gehört hätten. Durch eine geschwätzige Haushälterin sei das publik geworden. Der Priester fügte diesem Bericht sarkastisch hinzu: «Non est sanguis martyrum sed asinorum!» Hier fließt kein Märtyrerblut, sondern das Blut von Eseln!

Kurz und gut, es war nicht leicht, den Häschern zu entgehen und sich genügend abzuschirmen. Die Tugend der Klugheit ist die erste der Kardinaltugenden und oberstes Gebot in schwerer Zeit. Kardinal Frings hob in seinem Nachruf beim Heimgang von Bischof Berning hervor, dass dieser Bischof ein kluger Mann und dadurch der Kirche in der schweren Zeit des Nazismus eine grosse Hilfe und Stütze war.

Der alte Regens meines Heimatpriesterseminars, Professor Hubert Busch, pflegte seinen Seminaristen immer zu sagen: «Beten Sie, meine lieben Herren, jeden Tag um den gesunden Menschenverstand. Das kann ich ihnen nicht dringend genug ans Herz legen. Wenn Sie Fehler machen, können Sie nicht mit dem Generalvikariat rechnen.» Er hatte recht. Ich versuchte, mich an diesen Rat zu halten. Und es war gut so!

Reflexionen

Am 10. Mai 1940 überfiel die deutsche Wehrmacht ohne Kriegserklärung Holland, Belgien und Luxemburg. Noch am gleichen Tage schickte Papst Pius

XII. ein Telegramm an die regierenden Monarchen dieser Länder, in dem er das Vorgehen Deutschlands scharf verurteilte. Dieses Telegramm verursachte in Marinekreisen einen Sturm der Entrüstung. Wo ich mich auch blicken liess, immer wieder musste ich empörende Anwürfe über mich ergehen lassen. In einer vom Stabschef der Marinestation einberufenen Konferenz, an der ich teilzunehmen hatte, setzten sich die Angriffe gegen mich fort; es war zum Heulen und Zähneknirschen. Die aufgebrauchten Offiziere schlugen mir wortreiche Hasstiraden um die Ohren. Der Papst habe sich herauszuhalten, er sei zu strengster Neutralität verpflichtet, er überschreite seine Kompetenz, er trage jetzt die Schuld, wenn es der Kirche an den Kragen gehe, die deutschen Bischöfe müssten unverzüglich dem Papst widersprechen und und und . . .

Ich sass derweilen da, hörte zu und schwieg. Der Chef des Stabes war sichtlich ungehalten über dieses Geschwätz, an dem er sich nicht beteiligte, wusste aber offensichtlich nicht, wie er die Diskussion in andere Bahnen lenken sollte. Da meldete sich der anwesende Flottenarzt des Marinelazarets zu Wort und sagte:

«Herr Admiral, bitte gehorsamst mich verabschieden zu dürfen. Ich habe einige schwere Fälle zu behandeln. Gestatten Sie, dass ich den Herrn Pfarrer mitnehme. Er wird dringend gebraucht. «

«Bitte sehr», entgegnete dieser, «Herr Pfarrer, begleiten Sie den Herrn Flottenarzt!»

Ich erhob mich sogleich, baute mein Männchen mit hörbarem Hackenknallen und verliess hinter dem Arzt den Raum.

Draussen sagte mir der Flottenarzt:

«Das war mir doch zu dumm, dieses ganze Gequassel. Ich konnte es nicht mehr mit anhören, wie Sie in die Zange genommen wurden. Wir fahren jetzt zum Lazarett und trinken einen Kaffee. «

Wir haben dann noch lange über das anstehende Problem gesprochen. Vom päpstlichen Telegramm verlagerte sich das Gespräch alsbald auf den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes.

Nun muss ich gestehen, dass nicht nur in akatholischen Kreisen, sondern auch bei vielen, wenn nicht gar bei den meisten Katholiken die unsinnigsten Vorstellungen über diese und andere Glaubensfragen herrschen. Woran mag das liegen? Ob nicht die Formulierungen die Schuld daran tragen? Wie schwer tut sich die Kirche immer noch, die lateinische Terminologie in ein adäquates Deutsch zu übertragen? Seit der Einführung der Muttersprache in die Liturgie ist mir das immer mehr zum Bewusstsein gekommen. Der Begriff «Unfehlbarkeit» lässt immer wieder die primitive Vorstellung aufkommen, als handle es sich um «Sündenlosigkeit» oder doch wenigstens um «Irrtumslosigkeit in allen Dingen», so dass, wenn der Papst verkünden wollte, zweimal zwei ist fünf, ein solcher Unsinn von den Katholiken angenommen werden müsste.

Warum wurde nicht bei dem Infallibilitätsdogma kurz und bündig gesagt: «Der Papst ist als oberste Lehrautorität in der Kirche letzte Instanz in der Glaubens- und Sittenlehre». Basta! Die Theologen mögen getrost weiter darüber diskutieren. Möglicherweise hätte Hans Küng dann nicht sein Pamphlet «Unfehlbar?» veröffentlicht, und Karl Rahner könnte ruhig seinen «Traum» von der Kirche der Zukunft weiter träumen.

Ja, die Muttersprache: Was bin ich heute noch dankbar für unsere damalige lateinische Liturgie. Sie vereinigte in den folgenden Kriegsjahren Deutsche, Kroaten, Ukrainer, Italiener, Franzosen, Holländer und Deutsche «una voce» zum gemeinsamen Gotteslob, worüber ich noch berichten werde.

Aber bleiben wir erst einmal bei einem ganz einfachen Gebet, an dem herumgemodelt wurde. Im «Gegrüsst seist du Maria» hat man das Wort «Weib» durch «Frau» ersetzt. Man fand dieses Wort wegen seines Wandels in der Bedeutung nicht mehr würdig genug für die Gottesmutter. Mir will das immer noch nicht einleuchten, obwohl ich mich an die neue Formulierung gewöhnt habe. Aber das Wort «Weib» hat im «Ave Maria» seinen erhabenen Charakter keineswegs eingebüsst, da es sich um eine ehrwürdige alte Formulierung handelt. Und wenn man schon dieses Wort ausmerzen zu müssen glaubte als Zugeständnis an den Zeitgeist, warum dann nicht auch das für heutige Ohren merkwürdig klingende Wort «gebenedeit», das gleich zweimal hintereinander gesprochen wird und doch nur eine armselige Eindeutschung des lateinischen «benedicta» ist? Warum wurde «Frucht deines Leibes» stehengelassen, eine doch ganz und gar ungewöhnliche Sprechweise?

Das Brevier heisst neuerdings «Stundenbuch». Ich muss um Nachsicht bitten, dass ich dieses Wort nicht mag. Ich halte es für die armseligste Bezeichnung, die sich finden liess und zeigt die Phantasielosigkeit der Verantwortlichen. Bei dem Wort «Stundenbuch» werde ich zu sehr an Telefonbuch, Kochbuch, Taschenbuch, Fahrtenbuch, Tagebuch, Geschäftsbuch, Lesebuch, Lehrbuch, Logbuch, Notizbuch und alle möglichen Bücher erinnert. Dabei charakterisieren diese Bezeichnungen treffend den Inhalt solcher Bücher. Aber Stundenbuch? Ist nicht auch ein Fahrplan der Bundesbahn ein Stundenbuch? Gebetbuch und Gesangbuch haben heute den erfreulichen Titel «Gotteslob» erhalten. Ob man nicht eine ähnliche Bezeichnung für das liturgische Gebetbuch der Priester finden könnte, einen Namen, der die spezifische Eigenart dieses erhabenen Buches auszudrücken vermag? Wäre nicht treffender, vom»Stunden gebet« zu sprechen?

Meine Oma selig schenkte mir zur Primiz vor mehr als 40 Jahren ein «Brevier» in Saffianleder auf Japanpapier mit Rotgoldschnitt; denn sie meinte, für den Priester sei nach der Bibel und dem Missale das Brevier das wichtigste Buch. Recht hatte sie – oder nicht? Ich habe es so gehalten in den Kriegsjahren

und habe mir vor einigen Jahren das neue «Officium Divinum», die «Liturgia horarum juxta Ritum Romanum» zugelegt, da ich nun mal so antiquiert bin, dass ich die heiligen Texte lateinisch besser zu verstehen meine als die deutschen Umschreibungen und Paraphrasen; denn es sind ja vielfach keine Übersetzungen, die das neue «Stundenbuch» bringt. Und weil das Konzil uns kleine Leute doch für mündig erklärt hat, möchte ich mich nicht bevormunden lassen von den Übersetzern der lateinischen Sprache, die doch ganz und gar nicht unfehlbar sind, wenn sie auch auf ihre Wortgebilde so stolz sind, als hätten sie den Stein der Weisen gefunden. Wenn ich z.B. an das Wort «virgo» denke und die kümmerliche Übersetzung «Mädchen» bzw. «junge Frau» lese, fallen mir nur Filmsternchen oder Mattscheibengesichter ein, vom Schminkmeister zurechtgemacht. Dabei steckt doch in «virgo» die Wurzel «vir» und davon abgeleitet «virtus», Worte von immenser Aussagekraft.

Darum pflege ich auch so gern die lateinischen Kirchenväter zu lesen. Aber damit kommt man heute ja nicht mehr an, man ist nicht mehr up to date. Für den jungen Klerus sind die Kirchenväter ja längst passé. Manche Jungpriester finden es nachgerade schick, dass sie kein Wort Latein verstehen, wie mir einer unumwunden sagte. Dafür verfügen die jungen Confratres über profunde theologische Einsichten, Pluralismus heisst das neue Zauberwort. Und dann ergeben sich die neuesten Erkenntnisse der Offenbarung: Christus war ein Vollblutmensch, ein Revolutionär, ein Sozialreformer. Christus ist zwar präsent in der Eucharistie, aber doch nur symbolisch vorhanden. Christus ist nicht bleibend, sondern nur vorübergehend gegenwärtig. Die volle Sündenvergebung geschieht nicht nur in der Einzelbeichte, sondern auch in der Bussandacht. Nicht nur der Priester kann die Eucharistie feiern, sondern auch der evangelische Prediger, ja überhaupt jeder Gläubige.

Ich bin ein wenig ins Plaudern gekommen und schreibe mir von der Seele, was mich so alles bewegt. Es ist ja auch nicht verwunderlich, dass der Erzbischof Lefèbvre sich missliebig gemacht hat; denn die Priesterseminare der Schweizer Bischöfe scheinen leerzustehen, während der «ungehorsame» Erzbischof ein blühendes Seminar aufgebaut hat mit zahlreichem Priesternachwuchs. Das Aggiornamento der Kirche an die Erfordernisse der Zeit ist wohl zu schnell gekommen und kann offenbar nicht so schnell verkraftet werden. Es ereignet sich ja mit planmässiger Regelmässigkeit wie ein physikalisches Gesetz immer wieder, und unser Herr Jesus hat es prophetisch vorausgesagt, dass Spaltungen kommen. Wie es im 3. Jahrhundert schon «Sabellianer» gab, gibt es heute «Siebellianer». Und im spanischen Palmar de Troya regiert fröhlich und guter Dinge «Papst» Gregor XVII. Wer weiss schon, wieviele Grüppchen und Clübchen naiv gläubiger Christen in der Weltkirche ihr Unwesen

treiben mit den tollsten, sich widersprechendsten Lehren. Ich meine, wir müssten wieder zur Schlichtheit des Evangeliums zurückfinden, vor allem wir Priester und – mit Verlaub – die Bischöfe, ganz zu schweigen von den wortreichen Kathederleuten.

Den Feldzug gegen Holland haben wir Mariner nur aus der Entfernung mitgekriegt. Wir standen sozusagen Gewehr bei Fuss. Holland ergab sich schon nach fünf Tagen, Belgien kapitulierte ein paar Tage später. Frankreich wurde danach in wenigen Wochen geschlagen und musste im Wald von Compiègne einen harten Waffenstillstand unterschreiben.

Nun sollte aber, wie es hiess, auch die Marine wieder zum Zuge kommen. «Denn wir fahren, fahren gegen Engelland. Ahoi!» Die Operation «Seelöwe» zur Überquerung des Ärmelkanals wurde vorbereitet. Die Sache schien konkrete Formen anzunehmen, als die Marine Ende Juli 1940 die gesamte Atlantikküste besetzte und damit die Absprungsmöglichkeit für den Marsch über den Kanal erhielt. Am 30. Juli bekam ich meine Kommandierung nach Holland und wurde dem Stab des Marinebefehlshabers Niederlande mit dem Sitz in Den Haag attachiert.

II. Im Stab des Marinebefehlshabers Niederlande, Den Haag

Der «eingeschlossene» Friede

Auf dem Umweg über meine Heimat am Niederrhein, wo ich meine Eltern besuchte, begab ich mich nach Den Haag, der Regierungshauptstadt der Niederlande. Die Stadt war während des fünftägigen Feldzuges unversehrt geblieben und hatte noch den Charakter einer lieblichen Oase des Friedens. Die schönen Patrizierhäuser inmitten üppiger Alleen, das Regierungsviertel mit dem Ridderzaal in der Nähe eines in der Stadt gelegenen Wildparks, die schmalen Strässchen mit aparten Geschäften, unter denen die Juwelier- und Porzellanläden die Mehrzahl bildeten, die imposante Passage – ein glasüberdachter Bau trakt mit fünf sich um eine Rotunde erstreckenden Ladenstrassen, schliesslich der Friedenspalast, der Sitz des Internationalen Haager Schiedsgerichtshofes, das waren Sehenswürdigkeiten, die mich diese Stadt von Anfang an lieb gewinnen liessen.

Der Friedenspalast war vom Genfer Völkerbund erbaut worden. Die verschiedenen Nationen hatten ihren Anteil beigesteuert, wie auch Deutschland nach seiner Aufnahme in das Bündnis seinen Beitrag geleistet hatte, indem es das schmiedeeiserne Gitter um die grosse Parkanlage vor dem Gebäude erstellte. Die gedemütigten Holländer machten ihrem Groll über die Schmach, die ihnen die Deutschen mit dem unverhofften Krieg angetan hatten, in bitterer Ironie Luft, indem sie unter Hinweis auf den Gitterzaun vor dem Friedenspalast böse witzelten: «Die Deutschen haben den Frieden eingeschlossen.»

Nach meiner Meldung beim Marinebefehlshaber Niederlande, Konteradmiral K., nahm ich Quartier im feudalen Luxushotel Witte Brug, in dem der gesamte Marinestab untergebracht war. Das Hotel lag inmitten dichter Waldpartien, durch die sich erholsame Wege schlängelten. Die Appartements waren mit allem Komfort ausgestattet, für Marineoffiziere geeignet, ihrem hochgestochenen Dünkel Auftrieb zu geben. Die Deutschen waren ja die Sieger und benahmen sich dementsprechend hochmütig und oft auch übermütig gegenüber dem geschlagenen kleinen Volk.

Übrigens haben die Sieger von 1918 es genauso, vielleicht noch schlimmer getrieben. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, dass die Franzosen, wenn sie mit Trikolore unter Blasmusik durch die Strassen meiner Heimat zogen, verlangten, dass wir Deutschen zum Gruss der französischen Nationalflagge die Hüte zogen. Wehe dem, der sich weigerte! Ihm wurde mit dem auf einem Ka-

rabiner aufgepflanzten Bajonett der Hut durchstochen, vom Kopf gerissen und zu Boden geschleudert. Das war eine erniedrigende Schmach. Damals war ich gerade sieben Jahre alt. Mich empörte das Gehabe der Besatzer, und ich sann darauf, wie ich dieser Beleidigung entgehen könnte. Während nun mein Vater brav seinen Hut vom Kopfe nahm, wenn die Trikolore an unserem Haus vorbeigetragen wurde, kletterte ich ins Dachgeschoss, öffnete das Fenster und lehnte mich, die Pudelmütze fest über die Ohren gezogen, soweit wie möglich hinaus und zeigte so meinen nationalen Stolz. Das war ein Gefühl des Triumphes, dem hochmütigen Ansinnen der Franzosen getrotzt zu haben.

Nun war das nichts im Vergleich zu dem hochfahrenden Wesen, das die Deutschen in Holland zur Schau trugen. Holland war ein reiches Land. Die holländische Regierung hatte in der falschen Hoffnung, ihr Land werde in dem Kriege zwischen Deutschland und den grossen Weltmächten neutral bleiben und verschont werden können, die Bevölkerung aufgefordert, soviel wie möglich an Lebensmitteln und Gebrauchsgütern zu horten, damit man eine Blockade ohne nennenswerten Schaden überstehen könnte. Die überseeischen Besitzungen Hollands hatten Güter um Güter geliefert, die, in Rotterdam und Amsterdam ausgeladen, in den Vorratslagern des Staates wie auch in den Privathäusern gehortet wurden. Als der Krieg nun doch über Holland hereingebrochen war, brauchte die Bevölkerung nicht zu darben, sie hatte vorgesorgt.

Genüsslich erzählte mir davon der freundliche Dekan von Breda, ein schon weisshaariger Priester, und bemerkte so ganz nebenbei, dass er 3'000 Zigaretten gelagert habe, fein geschichtet mit Feuchtigkeitvorsorge, dazu 150 Flaschen Wein im Keller, drei Säcke Rohkaffee im Söller, mehrere Stoffballen besten Tuches und – er war aufgestanden und zog hinter seinem Stuhl eine Portiere auseinander – ein Dutzend an einer Stange baumelnde mächtige Knochenschinken. Ich will mich hier keineswegs darüber mokieren. Diese Vorsorge war der Bevölkerung eindringlich vom Innenminister nahegelegt worden und ist daher nichts, woran man sich stossen dürfte. Übrigens war der Herr Dekan ein herzenguter Priester. Er bot mir aus eigenem Antrieb von seinen Reichtümern an soviel ich wollte, sogar Tuch für zwei Anzüge gab er mir und wollte dafür nicht einmal einen einzigen Cent.

Die Marine lebte in Holland wie die Made im Speck. Die staatlichen Magazine wurden beschlagnahmt und die wertvollen Bedarfsgüter ins Reich gebracht. Einen der von der Besatzungsmacht angeworbenen Requisiteure lernte ich kennen, da er beauftragt war, die mir zugewiesenen Amtsräume zu möblieren. Er war Holländer und darauf bedacht, die deutschen Wünsche bestens zu erfüllen. Angefangen von Möbeln, Autos und Elektrogeräten über Lebensmittel, Zigaretten und Alkohol, bis hin zur Puppe für Görings Tochter – es

wurde so ziemlich alles beschlagnahmt, was sich ergattern liess, um es nach Deutschland zu transportieren. Die Marineoffiziere liessen sich neue Uniformen schneidern, Prachtsexemplare, weil das Material hervorragend war. Neben den blauen Uniformen liessen sie sich weisse Jacketts schneidern und feldgraue Militäranzüge, um sich so elegant wie möglich herauszuputzen, weil das ihr Wertbewusstsein ungemein steigerte.

Wehrmachtbefehlshaber war der Luftwaffengeneral Christiansen, ein früherer Marineoffizier, der beim Aufbau der Göringschen Luftwaffe zu dieser übergewechselt war. Auch die SS war vertreten, deren oberster Chef der Höhere SS-Führer Rauter war. Mit der SS habe ich Bekanntschaft gemacht, worüber ich noch berichten werde. Der höchste Beamte der deutschen Zivilverwaltung war der Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete, der Österreicher Artur Seiss-Inquart, der in Wassenaar, einem lieblichen Waldgebiet in der Nähe von Den Haag, residierte und alles tat, um sich bei der Bevölkerung unbeliebt zu machen.

Ich war erst wenige Wochen in Holland, hatte meine ersten Gehversuche bei den Marineeinheiten von Den Helder im Norden bis Vlissingen im Süden überstanden, als ich in eine schwierige Lage geriet, die mir Sorgen und Nöte verursachte, schliesslich aber doch zu einem guten Ende führte.

Die SS beschlagnahmt Priesterseminar

Da meldete sich eines Tages ein holländischer Priester bei mir, der sich als Professor des Priesterseminars von Harlem vorstellte und mir im Auftrag seines Bischofs Msgr. Huibers, ein Anliegen vortrug. Es ging um das Priesterseminar, das beschlagnahmt und von der SS besetzt worden war. Ausgerechnet von der SS!

In einer mich peinlich berührenden Weise machte der Priester vor mir eine tiefe Verbeugung, so sehr hatte ihn meine Uniform erschreckt, und ich hatte grosse Mühe, ihn zu bewegen, Platz zu nehmen. Mit verhaltener Stimme trug er mir sein Anliegen vor. Das Priesterseminar von Harlem, Mittelpunkt und Lebensnerv der Diözese, war von der SS beschlagnahmt worden. Professoren und Seminaristen hatten das Haus von einem zum anderen Tag verlassen müssen. Der Bischof habe ihn, den Leiter des Hauses, geschickt und lasse mich bitten, um für die Freigabe des Priesterseminars zu intervenieren. Er habe eine Liste mit leerstehenden Hotels mitgebracht, die dem Militär als Ersatz dienen könnten.

Das war nun eine äusserst delikate Angelegenheit. Eine Intervention meinerseits könnte mir zum verhängnisvollen Verderben werden, da es sich ja ausgerechnet um die SS handelte, mit der nicht zu spassen war.

Dennoch schien mir der mit grösstem Risiko verbundene Einsatz notwendig zu sein. Kurz entschlossen rief ich den Adjutanten des Wehrmachtbefehlshabers, General Christiansen, an und bat um eine Audienz bei diesem hohen Herrn. Sie wurde mir auch augenblicklich gewährt. Den Professor verabschiedete ich mit dem Versprechen, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, um die Freigabe des Seminars zu erreichen.

Bei diesem Unternehmen kam mir zugute, dass der General ein ehemaliger Marineoffizier gewesen war. Bei meinem Besuch zeigte er sich von seiner lebenswürdigsten Seite. Wir sprachen über seine Heimat, Wyl auf Föhr, die kleine nordfriesische Insel, die mir aus einem früheren Ferienaufenthalt bekannt war. Aus einer goldenen Schatulle bot mir der General eine Zigarette an, die ich elegant zu rauchen mich bemühte. Soviel hatte ich inzwischen bei der Marine gelernt. In dieser freundlichen Atmosphäre kam ich dann auf mein Anliegen zu sprechen, dem der Wehrmachtbefehlshaber grosses Interesse entgegenbrachte. Er betonte dabei nachdrücklich, dass er den Auftrag habe, alles zu vermeiden, was die Bevölkerung gegen Deutschland einzunehmen vermöchte, und deshalb halte er es für natürlich, dass das Priesterseminar von den deutschen Soldaten wieder geräumt werde. In meinem Beisein rief er seinen Adjutanten, einen Major Dr. Engel, herbei und den Stabsquartiermeister. Miteinander wurde die Frage besprochen. Ich legte die Liste mit den Namen der in Frage kommenden Hotels auf den Tisch und erläuterte die kirchliche Situation in den Niederlanden. Als ich davon sprach, dass es in Holland fünf residierende Bischöfe gebe und sogar einen Erzbischof in Utrecht, meinte Major Dr. Engel total konsterniert: «Aber nein, das ist doch wohl nicht möglich! Fünf echte Bischöfe in diesem kleinen Land? Und ein Erzbischof, wie Dr. Schreiber in Berlin?» Dabei nahm er beide Hände über seinen Kopf und bildete damit eine Pyramide und sagte:

«Wirkliche Bischöfe mit solchen Kaffeemützen?»

«Aber ja, natürlich», entgegnete ich und merkte, wie diese Tatsache die Entscheidung zugunsten des Priesterseminars beeinflusste. Es war eine ausgemachte Sache, dass das Priesterseminar von der SS geräumt werden musste. Bemerkenswert war übrigens, dass der Stabsquartiermeister die SS nach Nordholland verlegt hatte, weil dort der Anteil der Katholiken geringer ist als in Südholland, wohin die Heeresformationen geschickt worden waren.

Nach diesem glücklichen Unternehmen wurde ich in die Offizierskantine zu Tisch gebeten und bekam meinen Platz zur Rechten des Generals.

Am selben Tage erhielt ich zwar noch einen Anruf von einem SS-Führer aus Harlem, der Gift und Galle spuckte und es sich verbat, dass ich mich noch

einmal in eine Angelegenheit der SS einmischen würde. Ich verwies auf die Entscheidung des Generals und hängte ein.

Der Seminarprofessor machte kurz darauf bei mir einen Besuch und überbrachte mir eine Einladung des Bischofs, der ich nach einiger Zeit auch entsprach.

Operation «Seelöwe»

Mein Amtsbereich erstreckte sich über die holländische Atlantikküste von der Insel Texel im Norden bis nach Vlissingen im Süden. Überall wurden Vorbereitungen getroffen für den strategischen Plan «Seelöwe», die Überquerung des Ärmelkanals zur Invasion Englands. Es ist kein Wunder, dass ich dauernd auf Achse war zum Besuch der Soldaten und zur Feier des Gottesdienstes.

Der Seelöwe! Diese geplante militärische Aktion gehört zu den merkwürdigsten Geschichten des ganzen Krieges und hat den Geruch einer operettenhaften Komödie. Nach der Unterwerfung Frankreichs lag es natürlich nahe, nun auch das «perfide Albion» in die Knie zu zwingen. Aber wie? Sicher doch nur durch eine Invasion mit Überquerung des Ärmelkanals. In den Wirrköpfen der Militärs war es eine ausgemachte Sache, dass das Unternehmen ein Kinderspiel sei. Besonders war es die Heeresgeneralität, die das Übersetzen über den Kanal für einen simplen Rösselsprung hielt. Es brauchten ja nur die entsprechenden Fahrzeuge bereitgestellt zu werden, und dann könnte es losgehen. Die Admiralität war dagegen ganz anderer Meinung. Niemand hat so vor diesem Unternehmen gewarnt wie das Oberkommando der Marine unter ihrem Chef, dem Grossadmiral Raeder. In zahlreichen Unterredungen mit dem «Führer» hat Raeder die nahezu unmögliche Operation angeprangert und mit beschwörenden Worten davon abgeraten. Tragikomisch ist es vollends, wenn man bedenkt, dass Hitler selber nicht einen Augenblick die Kanalüberquerung ins Auge gefasst hatte. Aber er hütete sich, diese seine Meinung Raeder mitzuteilen und seine wahre Absicht zu verraten, die schon im Juli 1940 ganz auf den Feldzug gegen Russland fixiert war. Aber Raeder wusste das nicht. Er war vielmehr davon überzeugt, dass das fragwürdige Unternehmen trotz seiner aus seemännischen Erfahrungen klar erkannten Aussichtslosigkeit gestartet werden würde, zumal vom «Führer» durch wiederholte Befehle entsprechende Vorbereitungen angeordnet worden waren.

Beim Gespräch mit Holländern, darunter auch Seeleuten, konnte ich immer wieder feststellen, wie man sich über die Operation «Seelöwe» belustigte und davon überzeugt war, dass die ganze deutsche Armee versinken werde, falls sie den tollkühnen Versuch wagen sollte. Indes waren die Marineeinheiten der

unteren Führung vom Gelingen der Kanalüberquerung überzeugt und schwärmten von Wilhelm dem Eroberer, der im Jahre 1066 mit einer Armada von 1'400 Schiffen in der Normandie aufgebrochen war und nach erfolgreicher Invasion Englands am Weihnachtstage desselben Jahres die Königskrone als Herrscher von England erhalten hatte.

Dementsprechend liefen die Vorbereitungen in den Monaten Juli, August und September 1940 auf Hochtouren. Es musste eine riesige Transportflotte aufgestellt werden, um die notwendigen Invasionstruppen unterzubringen, natürlich mit dem ganzen Kriegsgerät, Kanonen, Panzern und Munition. Da man glaubte, dass es sich nur um eine einfache Flussüberquerung handele, wurde das Unternehmen zeitlich für eine Sache von ein paar Stunden gehalten. Woher aber sollten die erforderlichen Schiffe kommen? Die deutsche Marine hatte fast nichts, für sie war der Krieg nach einhelliger Meinung des gesamten Admiralstabes sechs Jahre zu früh gekommen. Die paar Schiffe, über die Deutschland verfügte, waren zum Teil schon bei atlantischen Operationen und vor allem beim Unternehmen Norwegen verlorengegangen, die beiden Schlachtschiffe waren nicht einsatzbereit und die übrigen Boote an Zahl viel zu gering. Da kamen die Seestrategen auf einen unglaublich einfältigen Ausweg. Alles, was auch immer an Seefahrzeugen existierte, wurde an der Küste der Normandie zusammengezogen: Fischkutter, Fährschiffe, Segeljachten und Motorboote aller Art. Und dazu kamen – man höre und staune – Schleppkähne vom Rhein und von der Elbe. In Hoek van Holland, Rotterdam und Vlissingen lagen an die Hunderte solcher Schlepper. Ebenso war es auch an der belgisch-französischen Küste. Auf diese Weise kam eine «Flotte» von über 3'000 Fahrzeugen zusammen. Es ist ein einmaliger Witz in der Seekriegsgeschichte, dass man allen Ernstes daran geglaubt hatte, mit diesen sogenannten «Schiffen» den Kanal überqueren zu können, ohne die englische Abwehr durch Flugzeuge und Küstenartillerie fürchten zu müssen. Wenn man dieses Unternehmen gewagt hätte, es wäre der sichere Untergang dieser ganzen Flotte gewesen. Schon ein paar englische Zerstörer hätten den Deutschen den Garaus gemacht. Raeders buchstäbliche Angst war nur zu begründet. Nur: Warum liess Hitler soviel Aufwand in eine Operation investieren, von deren Gelingen er selbst nicht überzeugt war und darum auch nie an ihre Durchführung gedacht hatte? Raeder wurde jedenfalls absichtlich getäuscht, musste sich aber notgedrungen den Anordnungen seines Obersten Kriegsherrn fügen, wenn er auch unter der Vorstellung eines ungeheuren Fehlschlages dieses frivolen Abenteuers litt.

Die Vorbereitungen aber waren angelaufen und wurden mit Vehemenz fortgesetzt. Görings Luftwaffe sollte mit einem Bombardement auf englische Häfen und Städte das Unternehmen vorbereiten und die englische Küste sturm-

reif machen. Ende Juli begann der Grosseinsatz mit einem pausenlosen Bombardement auf England. In meinem Abschnitt waren die Flughäfen von Den Helder, Amsterdam und Vlissingen die Abflugbasen. Tagaus, tagein flogen die Bombengeschwader hinüber, Tod und Verderben bringend. Es blieb nicht aus, dass die Engländer sich mit ihrer Royal Air Force kraftvoll zur Wehr setzten. Unsere Luftwaffe hatte zahlreiche Verluste. Die Lazarette füllten sich mit Verwundeten und Sterbenden, über See abgeschossene Flieger wurden an Land getrieben und mussten beerdigt werden. In diesen Wochen wurde ich rund um die Uhr gerufen. Pausenlos war ich im Einsatz. Die Luftwaffe betrachtete mich als einen Angehörigen ihrer eigenen Formationen, rief mich zu den Verwundeten, wollte auch bei den Begräbnissen nicht auf den Pfarrer verzichten. Obwohl ich nicht für die Luftwaffe zuständig war, verschloss ich mich dieser Arbeit nicht. Schliesslich waren auch unsere Flieger Kinder Gottes und hatten Anspruch auf priesterlichen Beistand und christlichen Trost. Obwohl die Luftwaffe keine Seelsorger eingesetzt hatte, Göring hatte das für überflüssig gehalten, zeigte sich, dass die Angehörigen dieser Waffengattung des Priesters nicht entbehren konnten. Das wurde deutlich in jenen Wochen bei diesem Grosseinsatz über den Kanal.

Wenn ich gelegentlich auch bei den Marineleuten zum Gottesdienst oder zu Vorträgen erschien, stellte ich mit Beklemmung fest, wie die Leute im Zustand des Wartens auf den Übergang nach England mehr und mehr in eine euphorische Stimmung gerieten. Sie wähten sich schon im Besitze Londons und träumten von Abenteuern und Eskapaden in den Spelunken von Soho. Der Gegensatz zwischen den untätig in ihren Stellungen herumlungernenden Marinern und den pausenlos im harten Einsatz sich abmühenden Soldaten in der Luft war enorm und doch verständlich. Darüber in jenen Tagen Betrachtungen anzustellen, war müssig, hatte ich doch übergenug Arbeit mit den Verwundeten, den Sterbenden und Toten. Oft konnte ich die Zeit nur einholen, wenn ich per Flugzeug die Wege zu den Flugplätzen, Lazaretten und Friedhöfen überwand. Die Luftwaffe war hilfreich und entgegenkommend und beförderte mich, wann immer es nötig war. Es konnte sein, dass ich um 11 Uhr ein Begräbnis in Den Helder hatte und schon um 13 Uhr ein weiteres in Amsterdam. So schickte ich meinen Fahrer nach der Ankunft in Den Helder sofort mit dem Wagen nach Amsterdam und benutzte selber nach dem Begräbnis ein Flugzeug, um rechtzeitig in Amsterdam anwesend zu sein. Diese Arbeitsfülle war auf die Dauer nicht zu bewältigen, und ich sann darauf, wie man dieser Not abhelfen könnte. Mehr als einmal haben mir auch Luftwaffenoffiziere gesagt, dass sie es für unerträglich hielten, dass sie auf eigenen seelsorglichen Beistand verzichten sollten und darum Luftwaffenpfarrer wünschten. Dieses Pro-

blem verlangte nach einer Lösung, und ich entschloss mich zu einem entsprechenden Vorstoss bei den zuständigen Stellen des Luftwaffenkommandos.

Görings Pakt mit dem «Teufel»

Wer wäre nun geeigneter gewesen, dieses Anliegen wohlwollend zur Kenntnis zu nehmen als der mir schon bekannte, gütige General Christiansen, der Wehrmachtsbefehlshaber in den Niederlanden? Also machte ich mich wieder einmal auf den Weg zu ihm.

Zu Beginn der Unterhaltung steuerte ich gleich auf das Problem zu und sagte:

«Herr General, die Luftwaffe braucht dringend Pfarrer. Ich schaffe die Arbeit nicht mehr.»

«Die Luftwaffe hat aber keine Pfarrer», erklärte er.

«Dann müssen eben welche her», erwiderte ich.

«Ich kann aber keine Pfarrer einberufen, das ist Sache des OKL, des Oberkommandos der Luftwaffe in Berlin. Was soll ich da schon ausrichten?» meinte er resigniert.

Ich war schon froh, dass der General nicht grundsätzlich mein Anliegen ablehnte, und bohrte weiter:

«Wenn ich mich recht erinnere, hat Reichsmarschall Göring einmal gesagt, wenn es dem Wohl der Luftwaffe diene, müsse man sogar bereit sein, mit dem Teufel einen Pakt zu schliessen. Ich bin zwar von einem solchen Pakt nicht angetan, wohl aber von einem Pakt mit Gott.»

Der General lächelte und sagte:

«Schön, wenn Sie meinen, dass hier ein echtes Bedürfnis vorliegt, will ich die Angelegenheit gern in Berlin zur Sprache bringen. Ich werde ein Gesuch an das OKL richten. Aber, das sage ich Ihnen von vornherein, dass ich kaum auf Erfolg hoffe. Aber versuchen will ich es gern.»

Ich war natürlich auch nicht vom Erfolg eines solchen Schrittes überzeugt, aber ich hatte wenigstens den Versuch gemacht. Und ich hielt diesen Versuch für meine Pflicht.

Wochen vergingen, es rührte sich nichts. Dennoch wurden eines Tages zwei Heerespfarrer beauftragt, sich der Luftwaffeneinheiten im Raum Holland anzunehmen.

Wie mir später von Offizieren versichert wurde, soll sich der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hermann Göring, für die Entsendung der beiden Pfarrer eingesetzt haben. Bekanntlich gab es unter den führenden Offizieren der Luftwaffe überzeugte Christen wie etwa den Oberst Mölders oder den Oberleutnant Freiherrn von Moreau oder auch den Feldmarschall Kesselring.

Wenn Göring sich für den Einsatz von Pfarrern zur seelsorglichen Betreuung seiner Soldaten eingesetzt haben sollte, dann entspricht dies seinem oft

zweilichtigen Charakter. Er war es ja auch, der schon im Jahre 1933 den Bischof Wilhelm Berning von Osnabrück zum Preussischen Staatsrat berufen hatte.

Ja, Hermann Göring! Ich will bei Gott kein Loblied auf ihn singen. Aber diese Begebenheit darf der Wahrheit wegen nicht verschwiegen werden. Es ist ja bekannt, dass katholische Ordensschwestern bei der Geburt von Görings Tochter seine Frau in der Klinik betreuten. Göring lud hernach die Schwestern zum Kaffee nach Karinhall ein und zeigte ihnen beim Spaziergang im Park auch das Grab seiner ersten Frau. Wie es so gute Sitte bei den Schwestern war, bekreuzigten sie sich am Grab und beteten für die Verstorbene, Göring war darüber zu Tränen gerührt und sagte:

«Noch nie hat jemand am Grab meiner Frau gebetet. Das ist das erste Mal.»
Und er bewahrte den Schwestern seine Zuneigung.

Diese Geschichte erfuhr ich durch den Berliner Jesuitenpater Richard Wagner, der erst 1940 die hl. Priesterweihe empfangen und Ostern desselben Jahres seine Primiz in St. Bonifatius gefeiert hatte.

Der Pater war noch im gleichen Jahr zum Kriegsdienst eingezogen worden und tat als Sanitäter bei der Marine Dienst. Als ausgezeichnete Pianist hatte er Klavierkonzerte im Offizierskasino gegeben. Ich erinnere mich noch, wie Admiral Sch. anlässlich eines solchen Klavierabends dem Pater das verdiente Lob spendete. 1941 wurde Pater W. wegen «Wehrunwürdigkeit» entlassen. Hitler hatte Angst vor den Jesuiten und erklärte sie für «wehrunwürdig». So war das damals! Erinnern wir uns dessen noch? Weiss das die heutige Jugend?

Seite 49 oben: Deutscher Panzerkreuzer Graf Spee. Selbstvernichtung am 17. Dezember 1939 in der Mündung des Rio Plata vor Montevideo/Uruguay. Photo: Archiv Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford.

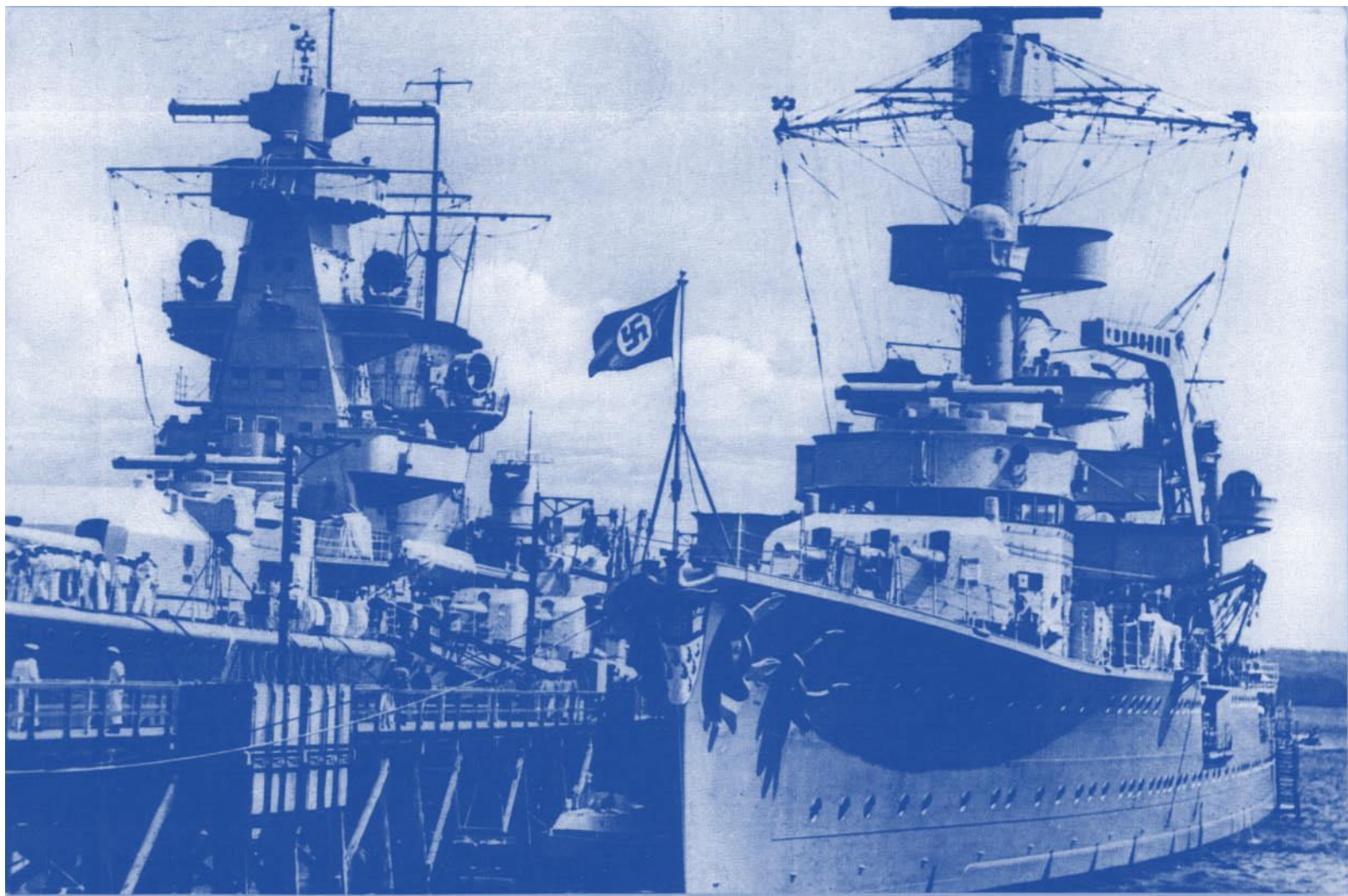
Seite 49 unten: Panzerkreuzer Prinz Eugen, Wilhelmshaven, 1.8.40. Photo: Archiv Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford.

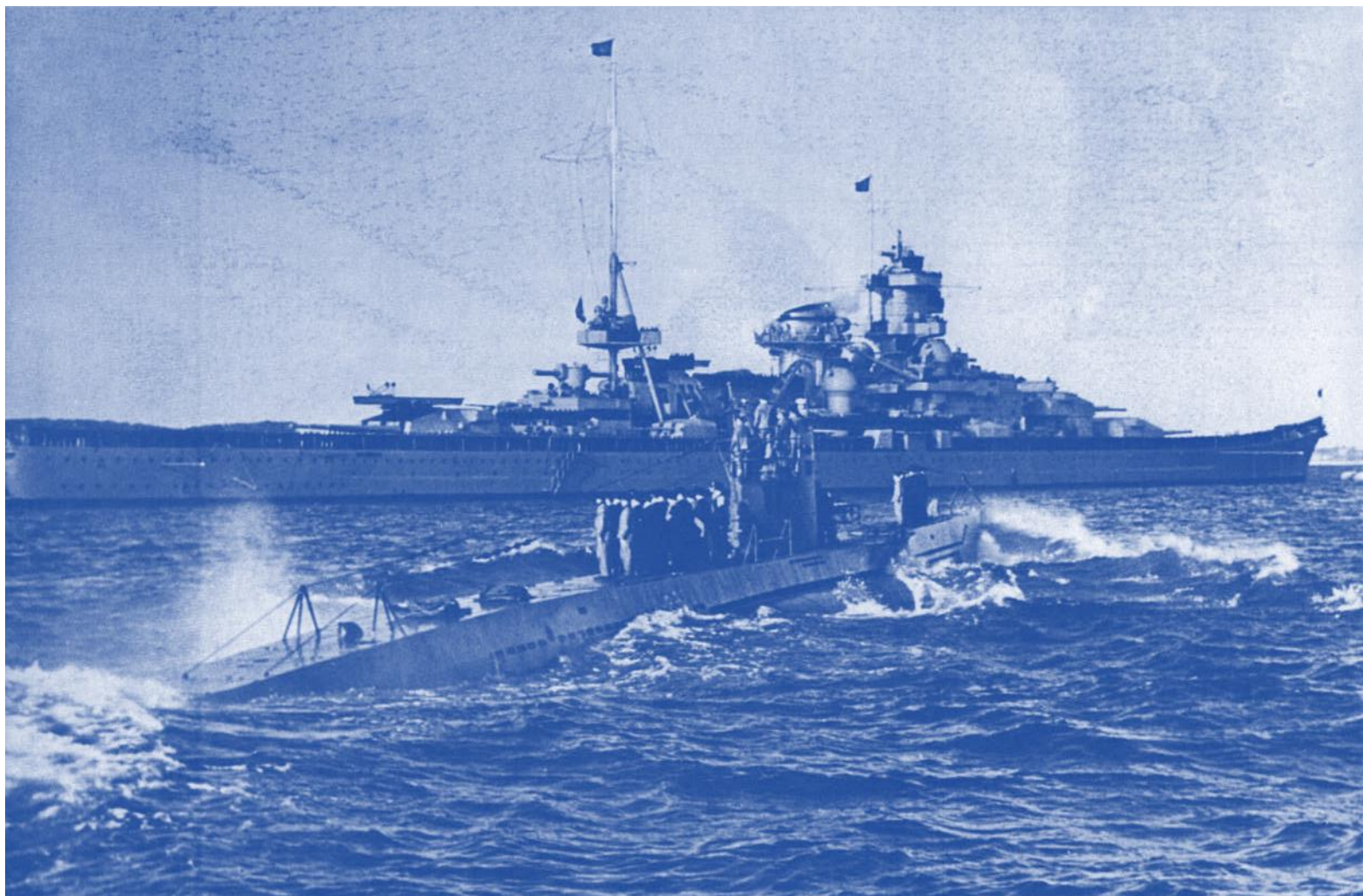
Seite 50: Panzerschiff Admiral Scheer und Kreuzer Köln (rechts). Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, 1 Berlin 30.

Seite 51: Korvettenkapitän Günther Prien kehrt in den deutschen Heimathafen zurück. Photopress, Zürich.

Seite 52: Blick über das Heck eines Schnellbootes bei bewegter See. Photopress, Zürich.









Als die Deutschen die wertvollen Kunstgegenstände des weltberühmten Benediktiner-Mutterklosters von Monte Cassino vor der Zerstörung durch die Alliierten retteten und in Sicherheit brachten, wollten einige Leute einen Teil dieser Kleinodien nach Karinhall verschleppen, um sich damit Görings Gunst zu erschleichen. Göring erklärte daraufhin dem verantwortlichen General Conrath wütend: «Da glaubten einige Herren von Ihrer Division, mir Gemälde von Tizian schenken zu können, die habe ich weggejagt. Als wenn ich mir einen gestohlenen Tizian hinhängen könnte.» (Vgl. Rettung der Kunstwerke von Monte Cassino, Stiftsdruckerei CH 6390 Engelberg, 1966).

Vielleicht hat Göring Gnade bei Gott gefunden; denn Gott lässt keine gute Tat unbelohnt. Und Christus hat ein für alle Mal für alle Verbrechen der ganzen Welt Sühne geleistet – auch für die Verbrechen der Nazis. Wer anderer Meinung ist, spielt sich zum Richter auf und masst sich Gottes Hoheitsrechte an.

Die Waffen-SS bekommt einen Pfarrer

Zu den amüsantesten Begegnungen während des Krieges gehören die mit der Waffen-SS. Ja, niemand braucht darüber zu lächeln, ich habe ihr meine priesterlichen Dienste angeboten, sie wurden auch angenommen, und die SS-Leute haben sich dafür sogar bedankt. Warum soll ich das verschweigen?

Schon in dem Bemühen um Freigabe des Haarlemer Priesterseminars hatte es sich um die SS gehandelt. Und ich wusste, dass bei der Besetzung Hollands die SS-Divisionen in den Norden, die Heeresformationen in den Süden gekommen waren. Wie mir der Stabsquartiermeister gesagt hatte, war diese Art der Verteilung mit Rücksicht auf die holländische Bevölkerung erfolgt, denn in Südholland leben vorwiegend Katholiken, während im Norden der Anteil der Protestanten grösser ist. Man war mit dieser Massnahme, wie mir versichert wurde, der holländischen Bevölkerung sehr entgegengekommen, um ihr die Konfrontation mit der SS zu ersparen. Der Widerstand der Katholiken in Holland gegen die Nazibarbarei war gross, wenn es auch zwei holländische Naziparteien gab, die aber unbedeutend waren und nur von den Deutschen ausgehalten wurden.

Die Waffen-SS war eine militärische Formation, die Himmler aufgestellt hatte, aber deren Angehörige sich nicht allein aus Nazis rekrutierten. Es gab unter den SS-Soldaten viele, die gegen ihre eigene Entscheidung zu dieser Formation eingezogen worden waren und sich diesem Zwang hatten beugen müssen. Diese Soldaten, darunter sogar Truppenführer, dachten nicht daran, der

Kirche den Rücken zu kehren, sie besuchten freiwillig meine Gottesdienste und luden mich zum Besuche ihrer erkrankten und verwundeten Kameraden ein. Als mich ein Marineoffizier vor Bespitzelung durch die SS warnen zu müssen glaubte, habe ich mich natürlich äusserst vorsichtig verhalten. Es war auch mein Prinzip, in den Predigten nur Gottes Wort zu verkünden und alle Fragen und Probleme zu vermeiden, die meinen seelsorglichen Auftrag überschritten. Dennoch erforderte es die Tugend der Klugheit, mir Rückendeckung zu holen beim SS-Kommandanten in Amsterdam. Ich meldete mich also zum Besuch bei ihm an und erhielt auch einen Termin.

In Galauniform und mit dem Brustkreuz an silberner Kette, das wir Pfarrer sonst nur bei liturgischen Funktionen zu tragen pflegten, begab ich mich in das Amtsgebäude des SS-Generals. Der Adjutant, ein junger Oberleutnant, erlitt beinahe einen Schock, als er mich, einen Pfarrer mit dem Bild des Erlöserauf der Brust, erblickte. Ich musste an die Legende von Christophorus denken, bei der geschildert wird, wie der Teufel vor dem Kreuzzeichen Reissaus nimmt. Immerhin raffte sich der Jüngling zusammen, knallte mit den Hacken, erhob die Rechte und schmetterte «Heil Hitler» in die Gegend.

«Ach, lassen Sie das bitte», wagte ich zu sagen, «melden Sie mich bei Ihrem Chef. Ich bin ihm avisiert.»

Der Adjutant verschwand, und es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder auf der Bildfläche erschien. Ein wenig verdattert, doch in höflichem Ton gab er mir zu verstehen, dass der Gewaltige mich bitten lasse.

Nun stand ich zum ersten Mal in meinem Leben einem SS-General gegenüber. Zunächst verschanzte sich der Herr hinter einer grossen Zeitung – wie ich erkannte war es der «Völkische Beobachter», das gigantische Presseorgan der Nazipartei – und tat so, als habe er meinen Eintritt nicht bemerkt. Ich blieb in der Nähe der Türe stehen und räusperte mich, aber der Mann rührte sich nicht, steckte vielmehr seine Nase noch intensiver in die Zeitung, als nähme ihn eine besonders interessante Meldung ganz in Anspruch. Das wurde mir nun doch zu dumm, ich schritt mutig durch den langen Raum bis kurz vor den Schreibtisch, hinter dem der General sass und schnarrte mit ziemlicher Lautstärke: «Ich danke Ihnen, Herr General, dass Sie mich zu empfangen geruhen.»

Im Nu raschelte die Zeitung, ein rötliches, ziemlich gedunsenes Gesicht kam zum Vorschein, das mich mit geöffnetem Mund erstaunt anstarrte. Der hohe Herr war wohl durch meine Uniform verblüfft, sprang irritiert auf, hastete um den Schreibtisch herum, vergass sogar den Hitlergruss und bat mich, Platz zu nehmen in einem der schweren Polstersessel in der Besucherecke, wobei er fast gestolpert wäre.

«Sie haben es hier recht nett», eröffnete ich das Gespräch und liess mir einen Genever einschenken, den mir der General servierte. Wir quasselten über

belanglose Dinge, bis ich schliesslich mein Anliegen vorbrachte. Als ich ihm erzählte, dass seine SS-Soldaten nach dem Pfarrer verlangten, wand sich dieser mit allerlei Orden dekorierte Kriegsheld wie ein gequälter Regenwurm, um mir plausibel zu machen, dass es bei der SS nur eine Religion gebe, das sei der Glaube an das heilige Deutschland. Ich pflichtete ihm bei, dass Deutschland durch Christus erlöst worden sei und darum «auch» ein heiliges Land wäre wie die ganze Erde. Und darum möchte ich wissen, ob es denn nun verboten sei, dass ich als Pfarrer im Lazarett die SS-Soldaten besuche und die Gefallenen auf christliche Weise bestatte.

«Da muss ich mich zuerst beim Reichsführer-SS erkundigen», antwortete er, «ich kann von mir aus keine Entscheidung treffen».

«Das könnte aber noch lange dauern», entgegnete ich. «Was darf ich in der Zwischenzeit tun?»

«Nur wenn ausdrücklich nach Ihnen verlangt wird, nur dann gestatte ich Ihnen einstweilen, SS-Soldaten zu betreuen, bis die Antwort des Reichsführers vorliegt.»

«Kann ich mich, Herr General, auf Sie berufen oder muss ich mit Schwierigkeiten rechnen?»

«Sie scheinen keine Ahnung zu haben, Herr Reichspfarrer (sic!), vom Ehr- und Pflichtbewusstsein der SS. Befehl ist Befehl und wird widerspruchslös ausgeführt.»

«Bemerkenswert, Herr General, aber geben Sie mir doch bitte eine schriftliche Vollmacht. Dann sind Komplikationen von vornherein ausgeschlossen.»

Der herbeigerufene Adjutant bekam eine entsprechende Order, das Schreiben wurde ausgefertigt, unter geschrieben, mit Dienstsiegel versehen und mir ausgehändigt. Damit waren mir Türen und Tore geöffnet zum Segen katholischer Männer, die mich um priesterlichen Beistand baten.

Natürlich ging es nicht immer so glatt ab. Seltsamsten Situationen stand ich gegenüber, die manchmal nicht einer gewissen Komik entbehrten.

SS-Begräbnis

Bei den Begräbnissen pflegte die SS an Stelle des christlichen Kreuzes die germanische Lebensrunen zu verwenden. Es sollte Zeichen der neuen germanischen Religion sein. Ich nahm beim Begräbnis diese Lebensrunen zum Gegenstand meiner Gedenkrede. Die Lebensrunen hat ja die Form eines Kreuzes mit diagonal verlaufenden Querbalken. Ich machte dieses Kreuz zum Kreuz Christi, verkündete Christi Tod am Kreuz als Sühne für der Welt Sünde, auch für unsere eigenen Sünden, und ich sprach von der Auferstehung des Herrn als

Garantie unserer eigenen Auferstehung zum ewigen Leben. Ich konnte dabei hinweisen auf die ältesten germanischen Kreuze, wie etwa das berühmte Coesfelder Kreuz, die die Form der germanischen Lebensrunen haben.

Bei solchen Gelegenheiten war es immer eine Augenweide für mich, in die Gesichter der SS-Männer zu schauen. Bei manchen entdeckte ich zustimmendes Leuchten, bei anderen verbissene Ablehnung, bei den meisten ungläubiges Staunen.

Beim Begräbnisritus wird der Leichnam mit geweihtem Wasser besprengt, Erinnerung an das Wasser der Taufe und die Mitteilung der Gnade der Erlösung und des ewigen Lebens. In Holland pflegte man dazu ein überdimensionales Aspergillum zu gebrauchen. Das ist ein Weihwedel, ein an einem Stiel befestigter Knauf mit zehn Zentimeter langem Haarbüschel, der in Form und Grösse einem Fussball ähnelt. Ich fand das Gerät zwar ein bisschen monströs, benutzte es aber gern. Wenn ich es in den Kessel mit dem geweihten Wasser tauchte, saugte es sich voll. Dann segnete ich den Leichnam und besprengte auch die ganze Trauergemeinde «im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.» Dabei folgte ich einem inneren Drange und sprengte eine kräftige Ladung des gesegneten Wassers gerade den feindlich dreinblickenden SS-Männern ins Gesicht. Diese Bonzen hatten es doch besonders nötig, gegen den Satan immunisiert zu werden. O diese Helden! Die paar Wassertropfen nahmen ihnen ihre ganze Sicherheit, zuckten sie doch merklich zusammen, wenn sie getroffen waren. Sie waren halt armselige Kreaturen wie alle Erdgeschöpfe.

Es ist erstaunlich, dass es auch heute noch Leute gibt, die sich rühmen, der Waffen-SS angehört zu haben. Ostern 1973 las ich in den «Salzburger Nachrichten» eine mich seltsam berührende Todesanzeige. Statt des christlichen Kreuzes prangte am Kopf die germanische Lebensrunen, und unter dem Namen des Toten stand als Berufsbezeichnung: SS-Hauptsturmführer der ehemaligen Waffen-SS. Sicher ist das nur in Österreich möglich.

So sehr ich mich auch bemühe, dem furchtbaren Kriegsgeschehen mit der Gelassenheit des erlösten Christenmenschen zu begegnen, es wird nicht immer gelingen. Aber dennoch bleibt die Forderung des Herrn bestehen «Freuet euch und frohlockt.» Ich muss erzählen von einem der dunkelsten Erlebnisse, das mich mit den höchsten Nazigewaltigen in Holland in Verbindung brachte, mit dem Höheren SS-Führer Rauter und dem Reichskommissar Seiss-Inquart. Es war zu jener Zeit, als das Bombardement gegen die englische Küste und die englischen Städte eingesetzt hatte. Die englische Abwehr eröffnete ihrerseits furchtbare Gegenschläge gegen Deutschland. Holland wurde verständlicherweise verschont, aber es erfolgten Angriffe gegen die im Raume Holland operierenden Luftwaffeneinheiten, besonders gegen die Flugplätze, von denen

die deutschen Fliegerstaffeln ihre todbringenden Einsätze gegen England starteten. Deutschland hatte im Polenfeldzug Warschau zerstört, im Westen war Rotterdam in Schutt und Asche gesunken. Diese barbarischen Bombardierungen hatten zahllose Zivilpersonen getötet und zeigten die grauenhaften Methoden der modernen Kriegsführung.

Als die Alliierten zurückschlugen und auf deutsche Städte Bomben fielen, erinnerte man sich an das prahlerische Wort Görings: «Ich will Meier heissen, wenn auch nur ein Flugzeug über Deutschland Bomben abwirft.» Mit bitterem Spott hiess Göring nach jedem feindlichen Bombenangriff: Kohlmeier. Goebels erhob sein Wehgeschrei über die «verbrecherischen Plutokraten» in England und Amerika, eine heuchlerische Agitation eines lügnerischen Demagogen. Die Zeitungen berichteten über die «furchtbaren Kriegsverbrechen» der Feinde und erzeugten eine Stimmung, die bei vielen Deutschen das Gefühl des Hasses schürten und Vergeltung forderten.

Eines der häufigsten Kriegsziele der englischen Luftangriffe war der Flugplatz Shippol in Amsterdam. Aus unerfindlichen Gründen wurde eines Tages auch das Luftwaffenlazarett, das mitten in der Stadt gelegene Wilhelmina-Krankenhaus, getroffen. Bei diesem Bombardement wurden mehr als fünfzig verwundete Soldaten, die ihrer Genesung entgegensahen, getötet und zahlreiche andere verletzt. Dieser Angriff löste verständlicherweise Abscheu und Entsetzen aus. Eine Welle des Hasses ergoss sich über die Engländer, die nicht einmal Halt machten vor dem Roten Kreuz, wie man in Funk und Presse verkündete. Die deutschsprachigen Zeitungen in Holland berichteten in grosser Aufmachung von diesen «Verbrechen» und schürten das Mitgefühl mit den «armen Verwundeten», die nicht einmal Ruhe fänden im Hospital. Das Begräbnis der getöteten Soldaten wurde zu einer Demonstration des Hasses gegen den «verbrecherischen» Feind.

Ein riesiges Aufgebot an militärischer und ziviler Prominenz war aufmarschiert. Seiss-Inquart erschien mit zahlreichem Anhang, SS-Führer Rauter kam, umgeben von seiner Leibgarde, Marine und Heer schickten ihre Delegationen, die Luftwaffe brillierte mit vier Generälen in protzigen Uniformen, kurz, es war ein imposantes Schauspiel, wahrhaftig mehr Schau als Begräbnis. Der Ehrenzug umfasste allein 200 Mann.

In der Leichenhalle waren die Särge aufgestellt, jeder bedeckt mit der Reichskriegsflagge. Vor der Halle standen die Ehrengäste, die Abordnungen und zahlreiche Kranzträger. Generäle mit roten oder weissen Biesen, Ministerialbeamte mit weissen Rockaufschlägen beherrschten die Szenerie. Zeitungsreporter und Wochenschaumänner streunten wie Hunde durch das Menschengewühl.

Nachdem der evangelische Pfarrer die Einleitungsgebete gesprochen hatte, setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis

auch der letzte Sarg, von sechs Soldaten geschultert, aus der Halle getragen war. Als die Särge endlich über den Gräbern standen, musste ich die Gedenkpredigt halten. Der allgemeinen Situation entsprechend hatte ich das Thema gewählt: «Mein ist die Rache, spricht der Herr.» Ich erwähnte, dass der Krieg nun nicht mehr halt mache vor den Lazaretten, wie schon vorher die Krankenanstalten in Bethel bei Bielefeld und das Hedwigskrankenhaus in Berlin getroffen worden waren und warnte aber vor jedem Gefühl der Rache und forderte Ritterlichkeit. Unser Mitgefühl mit den Angehörigen verpflichtete uns, menschlich zu denken und menschlich zu handeln in einer barbarischen Zeit und den Frieden zu wollen und herbeizusehnen.

Der ganze Friedhof wimmelte von Zaungästen aus der holländischen Bevölkerung, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollten. Wie erstaunte ich aber am nächsten Tag, als es in den holländischen Zeitungen in grossen Buchstaben hiess: «Het bloed van deze dooden schreeuwt ten hemel en roept om wraak.» Das Blut dieser Toten schreit zum Himmel und ruft um Rache. Diese Berichterstattung war tendenziös und schlug der Wahrheit ins Gesicht, da ich ausdrücklich auf Gott verwiesen und vor jedem menschlichen Rachegefühl gewarnt hatte. Die deutsche Zeitung brachte dagegen wahrheitsgemäss folgenden Bericht: Tröstliche Worte, aus denen das Entsetzen über den Angriff auf das Wilhelmina-Krankenhaus sprach, zugleich aber auch die erhabene Trauer christlichen Glaubens deutlich wurde, richtete der katholische Marinepfarrer an die Trauerversammlung.»

Als das Lied vom guten Kameraden verklungen und der Ehrensalmat geschossen war, lud Seiss-Inquart uns Pfarrer zu einem Imbiss ein. Die Toten waren bald vergessen, das Gespräch drehte sich nur um den Krieg und den bevorstehenden Endsieg. Ich fragte Seiss-Inquart, ob das Christentum nach dem Sieg noch eine Chance in Deutschland habe, worauf er verwundert sagte:

«Das Christentum wird überleben, wenn auch vielleicht in anderer Form als bisher.»

Dieser Mann hat später die Judendeportationen aus Holland durchgeführt. Er war ein grausamer Emporkömmling und ein unverbesserlicher Nationalsozialist. Beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess ereilte ihn sein Schicksal. Er endete am Galgen.

Der grösste Lump im ganzen Land . . .

Einer meiner Freunde, ein politisch in der Weimarer Zeit engagierter Priester, war wegen seiner Aktivitäten seit Langem den Nazis ein Dorn im Auge. Er hatte als Zentrumsabgeordneter dem rheinischen Provinziallandtag angehört

und war inzwischen Domherr in einem Kathedrankapitel geworden. Seine weitreichenden Verbindungen machten ihn dem Regime politisch verdächtig. Ich bangte um ihn schon lange und hatte ihm immer wieder schriftlich und mündlich zu grösserer Vorsicht geraten. Seine Briefe waren manchmal schwer verständlich, da er sich angewöhnt hatte, unter dem Mantel der Harmlosigkeit ernste Angelegenheiten mitzuteilen. In einem seiner Briefe übermittelte er mir ein Schreiben an eine holländische Familie mit der Bitte, dies dem Adressaten zuzustellen. Ich wusste nicht, worum es sich handelte. Als ich mich bei der Familie meldete, um den Brief zu überbringen, wäre ich beinahe von den Leuten von der Tür verjagt worden. Ich wurde von Mefrouw M. beschimpft, das holländische Schimpfwort «Moff» flog mir nur so um die Ohren, man wolle mit mir nichts zu tun haben. Erst als ich das Schreiben vorwies, begann sich die Dame zu beruhigen und mich ins Haus zu bitten. Nach Kenntnisnahme des Briefes erfuhr ich dann, dass es sich darum handelte, einem Priester, der vor den Nazis auf der Flucht war, Asyl zu gewähren.

Auch mein priesterlicher Freund wurde schliesslich verhaftet und kam nach langen Verhören in verschiedenen Gefängnissen ins Konzentrationslager Dachau, wohin damals alle verhafteten Priester verbracht wurden. Durch meinen ehemaligen Religionslehrer hatte ich davon erfahren und war in tiefster Seele erschüttert. Ich wollte dem armen Mitbruder helfen und schrieb ihm nach Dachau einen Brief. Das war wohl etwas riskant. Was sollte man von mir denken, wenn ruchbar wurde, dass ich mit einem KZ-Häftling in Korrespondenz stand? Aber ich ging das Risiko ein. Einen Freund lässt man nicht im Stich. Mein Brief sollte ihm möglicherweise sein Los erleichtern. Und so schrieb ich allerlei einfältiges Zeug vom Siegeszug des deutschen Heeres, vom todesverachtenden Einsatz unserer U-Boot-Männer, von der beispiellosen Opferbereitschaft der deutschen Soldaten, von der grossen Zeit der Nation und vom Vertrauen auf Gottes weise Fügungen und Führungen. Der Inhalt des Briefes war so übertrieben, dass jeder denkende Mensch ihn zu deuten gewusst hätte. Gespannt wartete ich auf eine Antwort. Sie kam aber nicht. Stattdessen erhielt ich von meinem ehemaligen Religionslehrer die Mitteilung, dass mein Brief angekommen und auch dem Empfänger gegeben worden war. Die Lagergewaltigen hätten ihm das Schreiben mit beifälligen Bemerkungen ausgehändigt. Er könne sich freuen, mit mir, einem offenbar nationalen Mann, in Verbindung zu stehen. Mein Schreiben habe ihm manche Erleichterungen gegenüber anderen Häftlingen verschafft.

Ich habe dem leidenden Freund noch mehrfach geschrieben und ihm immer wieder Mut zugesprochen. Nach dem Kriege haben wir über diese Korrespon-

denz herzlich gelacht. Jeder hat sein Mass an Leid getragen, der eine auf diese, der andere auf jene Weise, jeder aber «zur grösseren Ehre Gottes.»

Ein anderer Priester war Seelsorger der auslandsdeutschen Gemeinde in Amsterdam. Ich war oft mit ihm zusammen gewesen, stammte er doch aus meiner Heimat. Er gestattete mir, in seiner Kirche Militärgottesdienste zu halten und stand mir auch sonst hilfreich zur Seite. Eines Tages hat ihn die Gestapo geholt und ebenfalls nach Dachau gebracht. Meine Nachforschungen blieben erfolglos. Erst nach dem Kriege sah ich ihn wieder. Wie er mir erzählte, war er von einem Mitglied seiner Gemeinde denunziert worden wegen Beleidigung des «Führers», den er als «Antichrist» bezeichnet hatte. Wie hiess doch das Sprichwort, das der Lehrer uns Neunjährige in der Grundschule in Schönschrift auf unsere Schiefertafel schreiben liess: «Der grösste Lump im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant!» Wieviele Deutsche und auch Angehörige in den von Deutschland besetzten Gebieten sind durch Denunziation vor Gericht geschleppt worden, kamen ins KZ oder wurden gar umgebracht! Möge Gott den Denunzianten gnädig sein!

Der willkommene «Sündenbock»

Rolf Hochhuth, der Schreiberling, der mehr durch seine masslosen Verdächtigungen als durch seine dramaturgischen Fähigkeiten Aufsehen erregte, hat 1978 den Politiker **Hans Filbinger** wegen seiner Tätigkeit als Marin Richter während des Krieges heftig angegriffen. Ich kenne weder Hochhuth noch Filbinger persönlich. Aber ich habe Hochhuths Werke gelesen und bin als Marinerepfarrer mit der damaligen Kriegsgerichtsbarkeit konfrontiert worden, so dass ich mir einigermaßen ein Urteil darüber erlauben kann. Mir ist das Los nicht erspart geblieben, zum Tode Verurteilten priesterlichen Beistand zu leisten und das nicht nur gelegentlich, sondern zu wiederholten Malen. Hochhuth spricht von 16'000 Todesurteilen, die über Soldaten ausgesprochen und vollstreckt wurden. Gewiss eine erschütternde Zahl! Verzweifelt sucht der Weltverbesserer Hochhuth nach Schuldigen an dem ganzen Elend der Hitlerbarbarei und begeht dabei einen grossen Fehler. In seinem «Stellvertreter» prangert er **Papst Pius XII.** an wegen seines Schweigens zu den Judenverfolgungen. Und siehe da – die ganze Welt hat plötzlich den Schuldigen gefunden. Der Papst war es! Man kann heute kein Gespräch über die grausamen Dinge führen, ohne dass der Papst erhalten muss, und dass dadurch von den wahrhaft Schuldigen abgelenkt wird. War das Hochhuths Absicht? Eines Mannes, der nicht einmal der katholischen Kirche angehört und damit grundsätzlich die Autorität des Papstes nicht anerkennt? Ich möchte Hochhuth diese Absicht

nicht unterstellen. Aber es ist wahrhaftig ein teuflisches Spiel satanischer Bosheit, das heute gespielt wird. Selbst Bundeskanzler Helmut Schmidt konnte sich nicht enthalten, in Köln bei der Gedächtnisfeier zur 40jährigen Wiederkehr der «Kristallnacht» ganz pauschal die Kirchen als Mitschuldige zu bezeichnen, weil sie geschwiegen hätten. Was sind wir Deutschen doch für einfältige Vereinfacher! Ich z.B. habe nicht geschwiegen. Am Sonntag nach dem abscheulichen Geschehen habe ich auf der Kanzel gesagt: «Wer ist nicht betroffen und beschämt über diese Vorgänge! Vergessen wir doch nicht, dass in den Synagogen derselbe Gott angebetet wurde, den auch wir bekennen, und dass Jesus Christus aus jenem Volke stammt, dem soviel Leid zugefügt wird.» Filbinger hat einen Marinepfarrer vor dem sicheren Tod bewahrt, eine Tat, die den Hochhuthschen Vorwurf entkräftet, dass Filbinger ein «scharfer Richter» gewesen sei.

Wenn man ein wildes Tier reizt, wird es erst recht böseartig und gefährlich. Hitler war ein solch böseartiges Wesen, das zu unberechenbaren Grausamkeiten neigte, wenn es gereizt wurde.

In der Erklärung des Sekretariates der Deutschen Bischofskonferenz vom 31. Januar 1979 heisst es:

«Hilfe in totalitären Systemen kann freilich nur geleistet werden, wenn sie nicht öffentlich bekannt wird. Andererseits kann, wie das Beispiel der holländischen Bischöfe gezeigt hat, ein öffentlicher Protest die Verfolgungsmassnahmen verschärfen (L. de Jong). Papst Pius XII. und der deutsche Episkopat waren sich dieses Dilemmas zur Zeit der Judenvernichtung ständig bewusst. Die Kirche hat daher in ihren öffentlichen Stellungnahmen die Judenverfolgung verurteilt, indem sie prinzipiell die Menschenrechte betonte. So hiess es im Dekalog-Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 19. August 1943: «Tötung ist in sich schlecht, auch wenn sie angeblich im Interesse des Gemeinwohls verübt würde: An schuld- und wehrlosen Geistesschwachen und -kranken, an unheilbar Siechen und tödlich Verletzten, an erblich Belasteten und lebensuntüchtigen Neugeborenen, an unschuldigen Geiseln und entwaffneten Kriegsoder Strafgefangenen, an Menschen fremder Rassen und Abstammung. Auch die Obrigkeit kann und darf nur todeswürdige Verbrecher mit dem Tode bestrafen.»

Und Wilhelm Schamoni schreibt:

«Für jeden, der das Jahrzehnt vor dem Weltkrieg und diesen erlebt hat, war es klar, dass die Kirche von dem Naziheidentum mit System erwürgt werden sollte. Jeder Deutsche wusste von den Predigten des Bischofs von Münster gegen die Euthanasierung. Niemand zweifelte, dass der Bischof nach einem Endsieg aufgehängt würde und er nicht allein. Nach dem Zusammenbruch waren die Bewohner von Vierzonen-Deutschland nicht anders als die Besatzungsmächte überzeugt, dass die Kirche den ihr aufgezwungenen Kampf nicht schlecht bestanden habe.

Das war die allgemeine Überzeugung. Denn wie war oft öffentlich von Staat und Partei auf die Kirche dreingeschlagen worden! Als dann der Karren aus dem Dreck gezogen war, trat die HJ-Führer-Generation ins öffentliche Leben. Sie war zu jung gewesen, um politisch belastet zu sein; aber religiös so nazigeschädigt in ihrem Bild vom Christentum, dass nach einer kurzen Periode religiösen Aufschwungs in der entstehenden Wohlstandsgesellschaft ein großes Verdrängen und Vergessen einsetzen konnte. Lind breite evangelische Kreise, erschreckt über die Konstellation Adenauer-Schumann-De Gasperi-Franco-Salazar, katholischen Ministerpräsidenten in den Benelux-Ländern – und besorgt über ein Europa unter katholischem Einfluss, lösten die politischen Fäden zu den Katholiken und setzten sich nach links ab unter Schwächung der gemeinsamen christlichen Positionen. Heute dürften sie für ein sozialistisches Europa plädieren.»

(Offertenzeitung Nr. 3, März 1979).

Die letzte Nacht mit zwei zum Tode Verurteilten

Von zwei Hinrichtungen will ich hier berichten, bei denen ich als Priester den Todeskandidaten Beistand leistete. Es geht mir heute noch unter die Haut, wenn ich daran denke. Und die armen Jungen geisterten noch Wochen später in meinen Träumen herum.

An einem Abend wurde ich gegen 18 Uhr telefonisch informiert, dass zwei zum Tode verurteilten Soldaten um 21 Uhr die Ablehnung des Gnadengesuchs und die Vollstreckung des Urteils für sechs Uhr am folgenden Morgen eröffnet werden sollte. Ich müsse mich bereithalten und den Richter zum Gefängnis begleiten. Ich erschrak über diesen Befehl. Das war eine ganz neue Aufgabe, worüber ich während meiner Studien nichts gelernt hatte. Was tut man in einer solchen Situation? Man betet! Ich rief den Heiligen Geist um Erleuchtung und Kraft an und erlebte die Hilfe und Fürbitte der Gottesmutter, der Helferin in allen Nöten. Dann traf ich meine Vorbereitungen, holte das Allerheiligste und das liturgische Buch und erwartete den Oberstabsrichter. Auf der Fahrt ins Gefängnis informierte mich dieser, dass es sich um zwei Deserteure handle, die nach dem Kriegsrecht zum Tode verurteilt und deren Gnadengesuche vom Oberbefehlshaber der Marine abgelehnt worden seien. Dieses Urteil war rechtskräftig und auch nicht zu beanstanden, da nach allgemeinem Kriegsrecht in der ganzen Welt so verfahren wird. Spionage, Desertation, schwerer Ungehorsam, Attentat, Revolte sind während des Krieges weltweit anerkannt todeswürdige Verbrechen.

Als der Richter den Todeskandidaten die schreckliche Entscheidung mitgeteilt hatte, blieb ich im Gefängnis, **um die beiden priesterlich auf den Tod vor-**

zubereiten. Mir bebte zwar das Herz, mich erfasste ein tiefes inneres Weh, das nur im festen Glauben an Gott und im Vertrauen auf Jesu Gnade zu tragen war. Ich musste alle Kraft meiner armseligen Menschlichkeit zusammennehmen, wenn ich überhaupt den Todgeweihten noch irgendwie helfen wollte. Aus den Gesprächen während der ganzen Nacht, die ich mit den beiden Soldaten führte, ging hervor, dass sie vollendete Fahnenflucht begangen hatten. Dieser Tatbestand war nicht wegzuretouchieren. Das wussten auch die Männer. Sie waren bei ihrer Ausbildung darüber unterrichtet worden.

Mich erfasste schmerzliches Mitgefühl mit diesen jungen Tölpeln, die kaum 19 Jahre alt waren. Sie stammten aus Asch im Sudetenland und hatten die Wirren um die «Heimkehr ins Grossdeutsche Reich» als Kinder miterlebt. Nun hatten sie in ihrem langweiligen Soldatenleben die erstbeste Gelegenheit benutzt, um die Truppe zu verlassen und zu ihren Mädchen zu gehen, die sie jüngst kennengelernt hatten. Zu allem Unsinn hatten sie die Uniform mit Zivilkleidern vertauscht. Das war Fahnenflucht. Man kann über solche Gesetze schimpfen, gewiss, aber Kriegsrecht ist Kriegsrecht. Dem Richter, der in solchen Fällen Todesurteile verhängen muss, Vorwürfe zu machen, ist naiv und dumm.

Den armen Kerlen habe ich geistlichen Trost zugesprochen, so gut ich es vermochte. Sie haben gebeichtet und den eucharistischen Herrn empfangen. Ich half ihnen bei der Abfassung der Abschiedsbriefe und versuchte immer wieder, im Gespräch abzulenken von der Vorstellung des nahenden, gewaltsamen Todes. Leider sassen die zwei in verschiedenen Zellen, und meine Bitte, sie zusammen in eine Zelle zu bringen, wurde mit der Begründung abgelehnt, es sei zu gefährlich! Vor den Zellen waren Posten mit entschärfter MP aufgestellt. Ich wechselte stündlich von einer Zelle zur anderen.

Die dummen, unreifen Bengel waren keine Verbrecher. Darin wird mir die ganze Welt zustimmen. Andererseits sind Achtzehnjährige heute selbständig und frei und damit verantwortlich für ihr Tun und Lassen. Ich vermag aber dennoch nicht einzusehen, dass in solchen Fällen die Todesstrafe verhängt werden muss. Dass es damals geschah, quält mich noch heute. Das «Warum» ergründen zu wollen, geht über meinen Verstand, es ist jenes Unerklärliche, das die Griechen Moira, die Römer Fatum, die Germanen Schicksal, die Gottlosen Verhängnis, die Christen Fügung nennen.

Hochhuth sollte nicht die Richter besudeln, die unter der Last ihres Amtes selber gelitten haben, sich vielmehr einsetzen für eine weltweite Änderung des Kriegsrechts. Ich fürchte aber, dass er dann Schiffbruch erleiden würde. Denn kein Volk kann es sich in Kriegszeiten leisten, Desertation zu dulden, weil das zur Auflösung der ganzen militärischen Disziplin führen würde. Das Problem wäre erst gelöst, wenn allgemeiner Friede herrschte und jedes Militär überflüs-

sig wäre. Dieser Zustand ist aber erst am Ende der Tage erreicht, wenn das Reich Gottes vollendet ist.

Die beiden Todeskandidaten wurden auf dem Schiesstand in Den Haag exekutiert. Ich betete unterdessen, segnete sie noch kurz vor der todbringenden Salve, drückte ihnen die gebrochenen Augen zu und bestattete sie mit den liturgischen Gebeten der Kirche. Sie starben ruhig und gefasst. Sie leben in einer besseren Welt.

Aufgabe des Pfarrers war es, den Angehörigen die Abschiedsbriefe der Hingerichteten zu übermitteln. Ich musste dazu auch einen persönlichen Brief schreiben, in dem ich tröstend vom gefassten Sterben der Männer und dem christlichen Begräbnis berichtete. Das war eine schier unmögliche Forderung. Wie oft habe ich den Entwurf zerrissen, weil ich die rechten Worte nicht finden konnte.

Bei jedem einzelnen Fall – und es waren im Laufe der Jahre viele – entwickelte sich mit den Angehörigen eine längere Korrespondenz. Vor mir liegt ein Brief, den ich noch in meinen Akten fand, geschrieben von der Mutter eines der beiden Erschossenen. Sie schrieb:

«Asch, den 25.12.1940

Dem katholischen Marinepfarrer Eich Hochwürden!

Nehmen Sie unseren aufrichtigen Dank für alles, was Sie an unserem unglücklichen Sohn Willi und an seinen schwergeprüften Eltern getan haben.

Nach der letzten Mitteilung wegen eines Totenscheines haben wir noch nichts gehört. Vielleicht haben wir kein Recht, einen zu besitzen. Auch das werden wir überwinden.

Jetzt möchten wir Ihnen, Hochwürden, alles Gute im neuen Jahr wünschen.

Unsere Gedanken gehen mit Ihnen auch weiter. Sind Sie doch unser Tröster in dieser schweren Zeit gewesen.

Nochmals haben Sie Dank für alles und vergessen Sie uns nicht ganz.

Familie Mayerl

Vergessen Sie auch nicht die Bitte der Mutter wegen des Grabes meines Willi.»

Diesen Brief schrieb die Mutter Weihnachten 1940. Wer könnte es wagen zu behaupten, die Militärseelsorge habe keinen Zweck gehabt?

Zu den mich in tiefer Seele erschütternden und zugleich mit dankbarer Freude erfüllenden Erlebnissen in Holland gehören die Begegnungen mit leidgeprüften, von Ängsten gezeichneten Verfolgten.

Wo ist Dr. Slanski?

Da war ein Priester, Dr. Slanski, ein konvertierter Jude, der bei dem gewaltsamen Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland noch rechtzeitig aus Wien hatte fliehen können. Er wartete vergebens auf die Möglichkeit der Überfahrt nach Amerika. Bei Maasluis in der Nähe von Amsterdam hatten er und mit ihm viele andere sehnsüchtig nach einem rettenden Schiff Ausschau gehalten, das sie in Sicherheit gebracht hätte. Das deutsche Heer hatte ihre Pläne zunichte gemacht, Holland besetzt und ihnen den Fluchtweg versperrt. Der Priester betreute unterdessen die deutsche Gemeinde in Amsterdam. Seine Gottesdienste waren Offenbarungen der Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Ich erlebte die Feier der heiligen Messe dieses frommen Priesters wie ein Gnadengeschenk des Himmels. Es ging ein unirdisches Leuchten von ihm aus, wenn er predigte. Das waren einmalige Taborstunden, aus denen ich neue Kraft zu schöpfen vermochte für meine Wanderung durch die Wüste des Krieges.

Slanski wollte das Judenghetto, jenes grosse Stadtviertel von Amsterdam, besuchen, in dem die jüdische Bevölkerung, abgeschlossen von der übrigen Stadt, ihr armseliges Dasein fristete. Nichtjuden, vor allem deutschen Soldaten, war der Besuch dieses Viertels verboten. So konnte auch Slanski nicht hinein, zumal er auch befürchten musste, als Jude erkannt zu werden. Immer wieder klagte er mir sein Leid, bis auch mich seine Betrübnis erfasst hatte.

Ich tat, was ich hinterher als tollkühn betrachten musste, und begleitete ihn in das Ghetto. An den Zugängen waren SS-Posten aufgestellt, die jeden kontrollierten, der sich dem Eingang näherte. Nun hatte ich das Schreiben des SS-Generals bei mir, das ich mit der harmlosesten Miene der Welt einem der Posten vorwies zusammen mit dem Wehrpass, und ich konnte tatsächlich passieren. Slanski in Priesterkleidung gab sich so fröhlich wie immer, zog mit einem freundlich lächelnden Blick den Hut, und der Posten war zufrieden. Ich bat den Wachhabenden, er möge, falls er abgelöst werde, ehe wir zurückseien, seinem Nachfolger Bescheid geben, damit wir auch das Viertel wieder verlassen könnten. Nach dieser Zusage marschierten wir in die Stadt der Abgesonderten.

Ich vermag die Angst nicht wiederzugeben, die sich auf den Gesichtern der Menschen zeigte, sobald sie meiner ansichtig wurden. Nach und nach verschwand die Angst, wenn ich freundlich grösste, manch einem die Hand schüttelte, ein paar Süßigkeiten an Kinder verteilte und begütigend Greisen und Greisinnen die Hände auflegte. Der redegewandte Slanski war bald in lebhaftes Gespräche vertieft, so dass die Leute von ihrem Elend zu erzählen begannen. Dabei hatten sie sich ihre Hoffnung und ihren Optimismus bewahrt, ein Zeichen ihres Durchhalte willens.

Ich zeigte ihnen mein Mitgefühl; denn was hätte ich sonst tun können? Hochhuth hätte vielleicht Besseres zu tun gewusst. Aber der war ja nicht da. Auch Slanski tat nichts anderes, als seine ganze Fröhlichkeit auszustrahlen. Ich bilde mir ein, dass die Menschen gespürt haben, was wir empfanden. Schon unsere Anwesenheit war für sie ein Geschenk des Himmels.

Als wir das Ghetto wieder unbehelligt verliessen, war es Abend geworden. Dunkelheit empfing uns, Dunkelheit auch in unseren Gedanken, die nicht fertig wurden mit dem Schicksal der verfeimten, verfolgten und verachteten Juden.

Slanski war eines Tages wie vom Erdboden verschluckt. Alle meine Nachforschungen waren vergebens. Nie wieder habe ich von ihm gehört. Ob er überlebt oder den Tod gefunden hat? Gott weiss es. Ich kann Dir nur danken, lieber priesterlicher Bruder, für all das, was Du mir gewesen bist und an Glaubenskraft geschenkt hast. Möge Gott Dir ein gerechter Vergelter sein!

Begegnung mit Edith Stein

Eine noch grössere Begegnung, die ein unverdientes Gnadengeschenk göttlicher Liebe für mich war, muss ich das Zusammentreffen mit einer erhabenen Frauengestalt im Habit einer demütigen Ordensfrau nennen. Bei meinen Fahrten quer durch Holland pflegte ich nur zu gern, Pfarrhäuser und Klöster zu besuchen. Die mich in diesen Häusern umgebende geistliche Atmosphäre führte mich wieder ins geistliche Leben ein, und das hatte ich bitter nötig.

So klopfte ich eines Tages auch an die Klosterpforte von Echt. Es war der Karmel, eines jener Klöster, in dem kontemplatives Leben, die kostbarste Frucht christlichen Selbst Verständnisses, gepflegt wird. Die Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz und der heiligen Theresia von Avila gehörten zu jener Literatur, die mir früher viel bedeutet hatte und die ich nun zu lesen keine Zeit und Gelegenheit mehr fand. Der Aufenthalt in diesem Kloster sollte mir nun ein Erlebnis bescheren, von dem ich später noch oft zehren und eine Art geistiger Erneuerung schöpfen konnte.

Die Ordensfrauen im Karmel leben in strengster Zurückgezogenheit in sogenannten Einsiedeleien, die nur von der Stille betrachtenden Gebetes, der Selbstheiligung und ernster Studien erfüllt sind. Maria und Elias sind die beiden grossen Gestalten, die an der Wiege des Karmelordens standen, seinen Geist geformt haben und ihn heute noch bestimmen. Maria, die Gottesmutter, beherrscht im Geheimnis der Menschwerdung das vom Geiste Gottes erfüllte Charisma des Karmel. Und der grosse Prophet Elias aus dem Alten Testament

erkennt im Lichte Gottes die Grösse des Lebens in der Gottes Vereinigung. Die Heilige Schrift berichtet eingehend, wie sich der Prophet immer wieder zum Gebet in die Einsamkeit zurückzog und dann machtvoll vor sein Volk trat als Eiferer für Gottes Ehre und das Heil der Welt. Das Leben der Karmelitin-
nen ist infolgedessen ebenso geprägt von der demütigen und glaubensstarken Liebe Mariens wie von dem verzehrenden Eifer eines Elias. Die grosse Theresia hat zahlreiche Nachfolgerinnen gefunden, man denke nur an die liebenswürdige Theresia vom Kinde Jesu. Sie gibt auch heute noch Frauen und Männern in gleicher Weise Einblicke in die Tiefen der von Gott erleuchteten Seele, nicht nur Klosterleuten, sondern auch in der Welt lebenden und an ihr arbeitenden Menschen. «Solo Dio basta», «Gott allein genügt»; dieses Wort der Mystikerin von Avila hatte ich mir schon lange zum kraftspendenden Prinzip gewählt. Ich fand es im Karmel von Echt bestätigt.

Die Ordensfrauen begegneten mir zunächst zwar freundlich, doch mit deutlich spürbarer Zurückhaltung. Das war in jener Zeit nur zu verständlich, denn wer hätte sich wohl hinter der Uniform, mit der ich für Ordensfrauen einen besorgniserregenden Eindruck erwecken musste, verbergen können. Erst allmählich schwand das Misstrauen, wenn ich in der Klosterkirche zelebriert und somit meine priesterliche Existenz unter Beweis gestellt hatte.

Mit den Gaben von Küche und Keller bewirteten mich die frommen Frauen nach holländischer Sitte reichlich, und die Frau Priorin liess sich auch zu einem freundlichen Gespräch bewegen, wobei sie ihre christliche Zuversicht mit gleichzeitiger Sorge um die Zukunft unverhohlen verband. Im Laufe des Gesprächs eröffnete sie mir, dass sich unter den Ordensfrauen auch einige Deutsche befänden. Vielleicht könnte ich mit der einen oder anderen ein paar Worte sprechen, sie wolle das arrangieren. Mir war nicht ganz einsichtig geworden, warum das geschehen sollte, aber ich stimmte natürlich freudig zu.

Die Priorin verschwand lautlos für einige Minuten, kam dann zurück und bat mich geheimnisvoll, ihr zu folgen. Ich stiefelte hinter ihr her, durchschritt einige Klostergänge und gelangte schliesslich in einen der Kapelle benachbarten düsteren Raum. Die Mutter Priorin bedeutete mir, auf das Gitter zu achten, die Schwester werde alsbald erscheinen. Dann erkannte ich auch hinter dem Gitter ein Frauenantlitz mit der kopfbedeckenden Haube. Näher an das Gitter herantretend, stellte ich mich vor als deutscher Priester. Die Schwester sagte:

«Ich weiss, ich habe Sie am Altar bei der heiligen Messe gesehen. Sie sind unverkennbar ein deutscher Priester. Ich bin Schwester Theresia Benedicta vom Kreuz, eine geborene Deutsche, mein Mädchenname ist Edith Stein.»

Zunächst besagte mir der Name nichts. Dann aber begann es in meinem Gedächtnis zu arbeiten. Verwirrende Gedanken schossen mir pfeilschnell durch den Kopf. Wo hatte ich diesen Namen schon gehört? Irgendetwas Besonderes war damit verbunden, ganz gewiss etwas Grosses, Bedeutendes, aber was? Hatte ich nicht ein Buch gelesen, dessen Autorin diesen Namen trug? Ja, so musste es sein. Endlich hatte mein Gedächtnis mich auf die richtige Spur gebracht. Edith Stein war doch die Herausgeberin und Übersetzerin der Werke von Henry Newman, jenes berühmten englischen Konvertitenkardinals und ebenso der Werke des heiligen Thomas von Aquin, die ich während meiner Studien gelesen hatte. Aber das war doch nicht möglich! Wie sollte diese Frau jetzt hier in einem holländischen Kloster leben?! Ich musste mich wohl irren. Nun – ich irrte mich nicht. Schwester Theresia Benedicta a cruce war Edith Stein, die zum Katholizismus übergetretene Jüdin, Philosophin und Karmelsschwester.

Noch benommen von dieser Erkenntnis, hörte ich die Schwester sagen: «Grüssen Sie mir den Karmel in Köln! Kennen Sie Dr. Strehrath?» Mit einem Kopfschütteln musste ich verneinen.

«Das macht auch nichts», fuhr sie fort, «wenn Sie zufällig zum Kölner Karmel kommen, sagen Sie bitte, dass es mir gut geht.»

Noch immer fand ich meine Sprache nicht zurück, so sehr hatte mich diese Begegnung verwirrt.

Die Schwester sprach weiter:

«Geben Sie mir den Priestersegen und beten Sie für mich.» Ich erhob die Hand zum Segen: «Benedictio Dei omnipotentis . . .».

Schwester Benedicta wandte sich zum Gehen, die Begegnung war beendet. Nur wenige Augenblicke hatte sie gedauert, aber Augenblicke einer unergründlichen Gnade Gottes.

Schwester Theresia Benedicta a cruce, eine vom Kreuz Gesegnete, ist später von den Nazischergen verschleppt und im Krematorium Oswiecim ermordet worden, in jenem Konzentrationslager Auschwitz, in dem auch der selige Pater Maximilian Kolbe den Hungertod stellvertretend für einen Familienvater erlitten hat. So gesehen war die brutale Nazizeit letztlich doch eine grosse Zeit, eine Zeit der Heiligen.

Der letzte Dienst am toten Bruder

In den Niederlanden gab es eine grosse Auslandsdeutsche Gemeinde. Sie sammelte sich um die deutsche Botschaft mit ihren vielen Angehörigen und verfügte über eine eigene Schule, die von einigen hundert Kindern besucht wurde. Die Schule führte vom Kindergarten bis zum Abitur. Zu diesen Familien gesellten sich noch viele deutsche Mädchen, als Hausgehilfinnen in holl-

ländischen Familien geschätzt und beliebt wegen ihrer Sauberkeit, Ordnungsliebe und Ehrlichkeit. Die Gemeinde wurde kirchlich betreut von Pfarrer Wilhelm Müller, einem kontaktfreudigen Priester, der in einem der Gemeinde gehörenden Heim wohnte, in dem sich die Deutschen zu gesellschaftlichen und kulturellen Veranstaltungen trafen. Dem Pfarrer zur Seite standen Damen und Herren als Pädagogen und Sozialarbeiterinnen, die sich um die Betreuung der Deutschen mit einem reichen Angebot an Gottesdiensten, Lese- und Spielabenden verdient machten. Mit dieser Gemeinde sollte ich bald in Kontakt kommen. Sie wurde mir so etwas wie eine Familie, da ich in ihr, abgeschirmt vom militärischen Einerlei, nach des Tages Mühen und Leiden Ruhe und Geborgenheit fand.

In diesem Heim, das von katholischen Ordensschwestern betreut wurde, machte ich viele Bekanntschaften, aus denen echte Freundschaften wurden, die über viele Jahre bestanden, auch als sich unsere Wege längst getrennt hatten. Zu meiner grossen Überraschung traf ich eine Dame, die mich vor mehr als 20 Jahren die ersten Buchstaben zu malen gelehrt hatte, meine erste Lehrerin, bei der ich I-Dötzchen gewesen war. Ich erinnere mich noch lebhaft an sie, das gute Fräulein Bockx. Ihre mütterliche Güte schenkte sie neben dem Unterricht an der deutschen Schule den Mädchen in den verschiedensten Gruppen. So half sie in der Ausländerseelsorge mit und war dem Pfarrer eine unentbehrliche Hilfe.

Der Pfarrer pflegte lebendige Beziehungen zu den Familien der Gemeinde. Fast täglich erhielt er Einladungen, zu denen er auch mich mitnahm. In der gepflegten Atmosphäre, die sich aus dem holländischen Lebensstil ergibt, konnte man dem Kriegsgeschehen mit fröhlichem Plaudern und geistiger Konversation für einige Stunden entgehen. Dabei gab es in einem Punkt einhellige Übereinstimmung: Der Nationalsozialismus war ein Übel, an dem auch nicht eine einzige gute Seite zu entdecken war. Eine Hoffnung erfüllte alle: Der Spuk möchte bald zu Ende gehen.

Unter den Damen der Gesellschaft, die in der Gemeinde aktiv mitwirkten, war auch die Gattin eines katholischen Journalisten, Dr. Bauksiepe, eine Dame von hoher Bildung und geistigem Format. Nach dem Kriege war sie eine politisch engagierte Frau, arbeitete beim Wiederaufbau des zerschlagenen und gedemütigten Volkes in verschiedenen Frauenorganisationen mit und wurde in Adenauers Kabinett Bundesministerin für Familienfragen.

Mit dieser deutschen katholischen Gemeinde in Den Haag konnte ich eine Aufgabe in Angriff nehmen und zu einem guten Ende führen, die zu meinem Aufgabenbereich gehörte und mir viel Genugtuung verschaffen sollte. Es ging um die Beerdigung einzelner Soldaten, während des Fünftagekrieges gegen Holland Gefallenen, die notdürftig am Strassenrand ihr Grab gefunden hatten.

Wenn ich mit dem Wagen auf den Strassen unterwegs war, kam ich öfters an solchen Einzelgräbern vorbei, um die sich niemand mehr kümmerte. Es tat mir in der Seele weh, dass diese Toten keine würdige Grabstätte gefunden hatten, und ich dachte darüber nach, wie man hier Abhilfe schaffen könnte. Die Gemeinde entwickelte einen Plan zur Umbettung der Gefallenen und half, diesen Plan zu verwirklichen. Mit Unterstützung der Standortkommandantur und Genehmigung der holländischen Zivilbehörden ging es dann ans Werk. Das Militär stellte ein Arbeitskommando, die Toten wurden exhumiert und auf den grossen Zentralfriedhöfen zur letzten Ruhe gebettet. Die deutsche Gemeinde übernahm die Pflege der Gräber und pilgerte oft dorthin zum stillen Gedenken. Die Gedächtnisfeiern, die der Pfarrer auf den Ehrenfriedhöfen veranstaltete, waren religiöse Kundgebungen gläubiger Hoffnung, wie sie sich nur dem erschliessen, der in der Liebe Gottes fest verwurzelt ist. Mit den liturgischen Gebeten der Kirche wurde jedes Grab gesegnet und mit blühenden Blumen geschmückt. Einer dieser Friedhöfe war der Waldfriedhof in Wassenaar, den ich oft besucht habe.

Gelegentlich fanden wir auch irgendwo am Strassenrand das Grab eines gefallenen englischen Soldaten. Auch sie nahmen wir in unsere Obhut und bestatteten sie neben den deutschen Soldaten. Heinrich Lersch erzählt in einem seiner Gedichte, wie er einmal im Niemandsland zwischen den Fronten einen Toten liegen sieht und in ihm seinen eigenen Bruder zu erkennen glaubt. Bei Nacht schleicht er zu dem Toten und holt ihn in die eigene Stellung zurück. Da aber sieht er, dass er sich geirrt hat. Der Tote war nicht sein Bruder, sondern ein Angehöriger des Feindes. Der Dichter schliesst sein Gedicht mit den Worten:

«Es irrten meine Augen.
Mein Herz du irrst dich nicht:
Es hat ein jeder Toter
Des Bruders Angesicht.»

Über diese Tätigkeit im Dienste der gefallenen deutschen Soldaten habe ich einen Film gedreht, der die verschiedenen Phasen der Exhumierungen und der feierlichen Beerdigungen festgehalten hat. Vielen Soldaten habe ich später den Film vor führen können. Er gab mir Gelegenheit zu ernstesten Gesprächen mit den Männern über Grundfragen des Lebens, über Tod und Auferstehung, über Krieg und Frieden, über Mitmenschlichkeit und Brüderlichkeit. Bei meiner Gefangennahme 1944 musste ich den Film den Gewahrsamsmächten übergeben. Ich habe ihn leider nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Kardinal De Jong als Salomo

Es wäre ein unverzeiliches Versäumnis, wollte ich eine der kostbarsten Begegnungen übergehen, die ich in Holland erlebte, das Zusammentreffen mit dem höchsten Würdenträger der Kirche in den Niederlanden, dem Erzbischof von Utrecht, Kardinal De Jong. Den Anlass dazu gab ein brennendes seelsorgerisches Problem. Seit der Aussöhnung zwischen Kirche und Staat im «Dritten Reich», die durch das Reichskonkordat von 1933 besiegelt worden war, war die Mitgliedschaft in der Nazipartei den Katholiken nicht mehr verboten. Infolgedessen wurden auch die Mitglieder der Partei, wenn sie zur Beichte kamen, ohne Bedenken absolviert. Anders war es in Holland. Hier galt das strikte Verbot des Eintrittes in eine der beiden Naziparteien, die sich in Holland unter deutscher Mithilfe gebildet hatten. Holländische Nazis waren automatisch exkommuniziert. Nun hatten die schlaun Holländer nach der Besetzung durch die Deutschen schnell herausgefunden, dass die deutschen Katholiken, auch wenn sie Nazis waren, ungehindert am Sakramentenempfang teilnehmen konnten. Was lag näher, als dass sich manche den deutschen Militärpfarrer wählten, um in der Beichte die Lossprechung zu erhalten. Konnte ich diese irrenden Kinder Gottes von der Absolution ausschliessen? Musste ich in der Beichte deutschsprechende Holländer, die ich als solche an ihrem Akzent erkannte, fragen, ob sie Mitglieder einer Nazipartei waren? Da ich das heilige Sakrament nach bestem Wissen und Gewissen zu spenden mich bemühte, wie es die Pflicht des katholischen Priesters ist, d.h. unter genauester Beobachtung des mir erteilten kirchlichen Auftrages, geriet ich in einen schweren Gewissenskonflikt, den ich nicht zu lösen vermochte. Darüber musste ich mit dem Kardinal reden. Also meldete ich mich bei ihm an und bat um eine Audienz. Und sie wurde mir auch sofort gewährt.

De Jong, ein grundgütiger Priester, empfing mich mit herzlicher Liebenswürdigkeit, wie ich sie nicht erwartet hatte. Holländischer Gastlichkeit entsprechend, lud mich der Kardinal zu einem Tee ein. Er war ein Freund der Deutschen und erzählte begeistert von seinen Studien in Rom, wo er mit den meisten deutschen Bischöfen, die sich im römischen Kollegium Germanicum et Hungaricum auf das Priestertum vorbereiteten, Freundschaft geschlossen hatte. Für den Nationalsozialismus hatte er nur Verachtung. Er verdamnte ihn als Ausgeburt des Satans. Seine Hirtenbriefe waren dementsprechend schärfste Verurteilungen der gesamten Naziideologie und ihrer Anhänger. Als ich das Gespräch auf das Reichskonkordat brachte, geriet er in Harnisch und erklärte mir, dass die holländische Kirche niemals einen solchen Vertrag akzeptiert hätte. Das wäre auch sowieso nicht möglich gewesen, da Kirche und Staat in den Niederlanden nicht so eng verbunden seien wie in Deutschland.

Nun glaubte ich, darauf hinweisen zu müssen, dass das Konkordat ja zwischen dem damaligen Staatssekretär Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., und der Reichsregierung abgeschlossen worden sei. Darauf sagte De Jong mit ziemlicher Erregung:

«Wenn ich deutscher Erzbischof gewesen wäre, wäre ein solches Konkordat niemals abgeschlossen worden.»

Nun brachte ich das Anliegen vor, das mich zu ihm geführt hatte, die Absolution. Der Kardinal geriet in arge Verlegenheit und gab das Dilemma auch unumwunden zu. Wir berieten hin und her, kamen aber zu keiner Lösung. Die kirchenrechtlichen Bestimmungen über die Vollmachten der Beichtväter wurden erörtert. Ich bat den Erzbischof, ausländischen Priestern grundsätzlich die Beichtvollmachten für Holländer zu entziehen. Davon aber wollte er nichts wissen. In der Zeit einer allgemeinen Todesdrohung dürfe man den Gläubigen die Möglichkeit zum Sakramentenempfang nicht versperren. Andererseits könne er das Verbot, der Nazipartei beizutreten, nicht rückgängig machen. Er habe dieses Verbot auf ausdrückliche Anweisung des Papstes erlassen. Er würde nicht nur gegen sein Gewissen handeln, sondern gegen die ausdrückliche Anordnung Pius XII., wenn er sich dem Druck der Verhältnisse beuge, wie es die deutschen Bischöfe getan hätten. Er sei bereit, wenn es sein müsse, im Kampf gegen das verbrecherische Nazitum auch in den Tod zu gehen. Dieser Erzbischof war schon eine mannhafte Erscheinung, die mich mit Respekt erfüllte.

Mein Problem schien unlösbar zu sein. Das Gespräch geriet ins Stocken. Und doch brauchte ich eine klare Entscheidung, wie ich zu verfahren hätte. Schliesslich fand der Bischof eine weise Lösung. Er wolle den holländischen Gläubigen nahelegen, nicht bei ausländischen Priestern zu beichten, wenn kein augenblicklicher Notstand vorläge. Mir empfahl er, in der Beichte nicht nach der Zugehörigkeit zur Partei zu fragen und die Absolution nur zu verweigern, wenn der Beichtende deutlich erkennbar Nazi und unbussfertig sei. Zugleich erteilte er mir generell die Absolutionsvollmacht für alle Holländer, die von mir die Absolution «servandis legibus codicis juris canonici» erbitten sollten.

Diese Entscheidung war salomonisch. Sie diente dem Heil der Gläubigen, und ich konnte mich im Gewissen beruhigen.

Es blieb nicht bei dieser ersten Begegnung. Zum Pfingstfest lud mich der Kardinal ein, beim feierlichen Pontifikalamt die Funktion des Presbyter assistens zu übernehmen, eine Ehre, die nicht mir persönlich galt, sondern dem deutschen Priester, und die Einheit der Kirche zum Ausdruck bringen sollte.

Auch einen anderen holländischen Priester lernte ich kennen und verehren, Msgr. Huibers, den Oberhirten der Diözese Haarlem.

Wie ich gelegentlich von niederländischen Priestern gehört hatte, sollte er ein fanatischer Mann sein, voller Antipathien gegenüber den Deutschen. Mir erschien es daher umso notwendiger, ihm meine Aufwartung zu machen, zumal im Bereich seiner Diözese deutsche Militäreinheiten lagen. Wie ich schon geschildert habe, hatte ich ja wegen des Haarlemer Priesterseminars erfolgreich bei General Christiansen interveniert. Ich konnte also diesem Bischof unbefangen gegenüberreten.

Der Empfang war herzlich. Der Bischof kam mir in seinem Haus bis zur Pforte entgegen und umarmte mich wie einen Bekannten. In seinem Amtszimmer hatten sich einige Domherren eingefunden, nicht als Schützenhilfe, sondern um dem Empfang einen freundlicheren Charakter zu geben, wie ich bald feststellen konnte. Der Bischof überhäufte mich mit Dankesworten für die grosse Hilfe, die ich ihm und seiner Diözese bei der Räumung des Priesterseminars geleistet hatte, und sagte liebenswürdig, Gott werde es mir vergelten, wobei er das Schriftwort zitierte: «Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» Er lud mich sogar zum Essen ein, eine Einladung, die ich gern annahm, da ich dabei die erlesene holländische Küche kennenlernte.

Meine Tätigkeit in Holland war bislang erfolgreich verlaufen und wäre es wohl auch geblieben, wenn nicht doch die SS mir nachgestellt hätte, der ich inzwischen ein Dorn im Auge geworden war. Sie konnte zwar nicht so einfach an mich herankommen, da ich immerhin der Marine angehörte, in die hineinzuregieren sie zu dieser Zeit noch keine Möglichkeit sah. Aber sie arbeitete aus dem Hinterhalt gegen mich.

Ich erhielt ein Schreiben von der Marinestation der Nordsee, dass es geraten sei, «zu meiner persönlichen Sicherheit» Holland zu verlassen. Mein neuer Standort sollte Westerland auf Sylt werden, mein Tätigkeitsbereich sich über die Küste in Nordschleswig und Dänemark erstrecken. So erhielt ich meine Kommandierung zum Stabe des Seekommandanten auf Sylt, des Konteradmirals Schumacher.

Heidewitzka, Herr Kapitän

Der Aufbruch von Holland vollzog sich ohne tränenreiche Szenen. Als Soldat ist man immer unterwegs. Meine holländischen Freunde verabschiedeten sich mit viel Trara, guten Wünschen und dem Versprechen des fürbittenden Gedenkens. Der amerikanische Strassenkreuzer «De Soto», den mir die Marine zur Verfügung gestellt hatte, schien beinahe aus allen Fugen zu platzen, soviel Material an Arbeitsgerät hatte sich angesammelt und musste mit auf die Reise zu dem neuen Standort. Die Fahrt sollte von Den Haag über Haarlem, Alkmaar

nach Den Oever führen, von dort weiter über den grossen Deich, der eine einzigartige Verbindung zwischen dem Küsten- und dem Binnenland herstellt, bis nach Leeuwarden, von wo ich über Groningen die deutsche Grenze zu erreichen hoffte. Es war inzwischen Winter geworden, Ende Dezember 1940. Tags vorher hatte es geschneit. Dann kam Schneeregen, und die Strassen waren plötzlich vereist. Die Fahrerei wurde eine Sisyphusarbeit. Bis zum grossen Deich ging es noch einigermaßen gut. Auch die Überfahrt über die Zuidersee war mir geglückt. Zur Rechten und Linken dehnte sich die Weite des Meeres. Voll Staunen betrachtete ich den Deich, ein Wunderwerk der Technik, das die Verbindung der beiden Landstriche über das Wasser ermöglicht hatte. Kaum hatte ich die Wasserbrücke hinter mir, da passierte das Malheur, das ein böses Ende hätte nehmen können und doch mit Gottes Hilfe glimpflich ausgehen sollte. Was war geschehen?

Vorsichtig mit mässigem Tempo fahrend, war ich mitten auf der Fahrbahn geblieben, als ich mich plötzlich einer Kuhherde gegenüber sah, die den heimischen Stallungen zustrebte. Die Tiere trotteten gemächlich auf der Strasse einher und liessen sich durch das Auto nicht aus der Ruhe bringen. Glückliche Kreaturen! Ich musste an den Tieren vorbeifahren und steuerte den Wagen von der Mitte der Fahrbahn zur Seite, um links nach alter Verkehrsregel die Vierbeiner zu überholen. Dadurch gelangte ich zwar von der Mitte der Fahrbahn ab, doch das Überholmanöver glückte wider Erwarten gut. Nun hatte die Strasse zur Mitte hin eine Wölbung, während sie zu beiden Seiten mehr und mehr abfiel. Als ich nun den Wagen wieder auf die Mitte der Fahrbahn steuern wollte, rutschte er auf der eisglatten Strasse ab und stellte sich quer zur rechten Seite. Ich konnte ihn noch am Strassenrand zum Stehen bringen. Es ging nur um Millimeter, und der Wagen wäre eine vier Meter hohe Böschung hinabgestürzt. Ich hatte schon alle Heiligen um Hilfe angerufen, als das Vehikel stehen blieb. Mit einem Stosseufzer der Erleichterung stieg ich aus. Nun aber geschah das Verhängnis. Vermutlich hatte ich die Wagentür zu heftig zugeschlagen, als das Auto durch den Stoss sich in Bewegung setzte und urplötzlich die Böschung hinabstürzte. Ich stand da wie eine Wachsfigur und sah dem rollenden Wagen nach. Unten landete er auf einer Wiese, machte ein paar Sprünge, rollte einige Meter weiter und verbiss sich in einen der Wasserläufe, die die Grasflächen durchziehen. Mit der Schnauze blieb er im Wasser liegen, das Heck ragte zum Himmel. Das sah ulkig aus, war aber keineswegs zum Lachen. Der ganze Hergang schien mir eher ein Wunder zu sein. Ich hatte noch aussteigen können, bevor der Wagen seine gefährliche Rutschpartie begonnen hatte. So war ich mit dem Leben davongekommen, ohne Schaden zu nehmen. Wunder sind ja auch heute noch möglich. «Das Wunder ist des Glau-

bens liebstes Kind», heisst es einmal in Goethes «Faust». Meinem Mund entfuhr ein wütendes «Merde», aber das half mir in dieser Situation auch nicht weiter.

Die Kuhherde war inzwischen bis zur Unfallstelle vorgedrungen. Eines dieser Rindviecher blieb neben mir stehen, glotzte zuerst mich, dann den Wagen drunten an, trompetete ein dröhnendes «Muuh» in die eiskalte Landschaft, hob den Schwanz und liess einen auf dem harten Boden aufklatschenden Fladen fallen, als wollte es sagen: «Da hast du die Bescherung!» Der Viehtreiber kam gemächlich zu mir und quasselte in holländischem Dialekt, den ich nicht verstand, ein paar, wie es mir schien, teilnahmevolle Worte, aus denen ich nur «aanbellen» heraushörte und schon glaubte, er wolle sich über mein Missgeschick auch noch lustig machen. Dabei hatte er mir nur sagen wollen, dass er um Hilfe telefonieren würde.

Unschlüssig wartete ich, bis sich das feindliche Regiment des Viehbataillons ins Halbdunkel der Abenddämmerung verzogen hatte, um über die weitere Strategie nach dieser Niederlage nachzudenken. Irgendetwas musste schliesslich geschehen. Nach einigem Überlegen kletterte ich mit halsbrecherischer Akrobatik die Böschung hinab, schritt durch das feuchte Wiesengras bis hin zum Wagen, der festgerammt zur Hälfte im Wasser, zur anderen Hälfte im Boden steckte. Keine Tür liess sich öffnen, nicht einmal durch das halbgeöffnete Seitenfenster konnte ich durchlangen, um wenigstens aus dem Handschuhfach mein Brevier herauszuziehen. Ich musste mein Bemühen aufgeben und kletterte wieder hinauf auf die Strasse. Den Wagen im Stich lassend, trotete ich in Richtung Leeuwarden zu Fuss weiter. Es war kalt, zu frieren brauchte ich jedoch nicht, trug ich doch dicke Wollsocken an den Füßen, die in hohen Stiefeln steckten. Die feldgraue Uniform der Marineartillerie mit dem wetterfesten Mantel schützte mich ausserdem hinreichend, so dass ich getrost marschieren konnte. Ich begann sogar zu singen: «Wozu ist die Strasse da? Zum Marschieren, zum Marschieren in die Welt hinein.» Bald war mir das Singen zu dumm. Es gab Besseres zu tun. «Der Herr ist mein Hirte», entsann ich mich. «Und müsst ich auch wandern durch finsternes Tal, so bist du bei mir.» Aus der Brusttasche holte ich den Rosenkranz hervor und verkürzte mir die Zeit durch Gebet. «Der für uns Blut geschwitzt hat.» Der Herr hat mehr gelitten als ich, ich durfte mich doch nicht gehenlassen. «Der für uns gezeisselt worden ist.» Ich war zwar mal jämmerlich zusammengeschlagen worden; aber was war das schon gegenüber dem, was der Herr gelitten hatte. «Der mit Dornen gekrönt worden ist.» Hoffentlich geht es mir nicht eines Tages doch an den Kragen, meditierte ich. «Der das schwere Kreuz getragen hat.» Wieviel Kreuzträger gibt es in diesem schmutzigen Krieg! «Der für uns ist gekreuzigt worden.» Der Herr hat alles Elend der Welt mit in seinen Tod genommen für unser Heil. Wir dürfen ihm vertrauen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich einsam über die Landstrasse daherging. Ich mochte wohl eine Stunde gelaufen sein, da ratterte ein Wagen heran, ein Militärwagen, der mich im Licht seiner Scheinwerfer ins Visier nahm und neben mir hielt. Ein Soldat schaute durchs Fenster und rief:

«Parole!»

Ich kannte die Parole nicht, geriet aber auch nicht aus der Fassung, sondern rief dem Mann kameradschaftlich zu:

«Lass den Quatsch! Nimm mich lieber mit! Ich habe einen Unfall gebaut, mein Wagen liegt im Bach.»

«Los, dann steig ein! Wir können dich bei der Kommandantur abliefern.»

Erst jetzt erkannte ich, in welche Hände ich gefallen war. Es waren SS-Männer, ausgerechnet diese Leute! Immerhin liess ich mich mitnehmen, wollte ich doch weiterkommen und nahm daher die rettende Hilfe an. Im Wagen sass eine SS-Patrouille in drei Mann Stärke, die ihre Runden drehte. Da ich meinen Marschbefehl vorweisen konnte, war das anfängliche Misstrauen bald geschwunden. Ich betrachtete diese Männer als mir von Gott zu Hilfe geschickte Schutzengel. Sie hatten Mitgefühl mit meinem Pech und brachten mich zum HKP (Heereskraftwagenpark), der Autoreparaturwerkstatt des Heeres in Leeuwarden.

Die Automechaniker waren prima Kerle. Noch am gleichen Abend starteten sie mit drei Wagen, darunter einen mit Hebekran, und fuhren mit mir zurück zur Unfallstelle. Die tüchtigen Landser machten den Wagen wieder flott, zogen ihn aus dem Bach, schoben ihn bis zur Böschung und hieften ihn mit dem Kran auf die Strasse. Nun erlebte ich noch eine Überraschung. Wenn es schon an ein Wunder grenzte, dass ich vor dem jähen Absturz bewahrt geblieben war und selber nichts abbekommen hatte, dann war es noch einmal ein Wunder, dass der Wagen auch keinen nennenswerten Schaden davongetragen hatte. Zur Verwunderung aller funktionierte der Motor, Kuppelung und Bremsen waren intakt; ich setzte mich ans Steuer, und der Wagen rollte los. Die Männer juxten nur so herum: «Heidewitzka, Herr Kapitän.»

Wie ich später feststellte, waren meine Geräte im Wagen unbeschädigt, selbst die Glühbirne des Filmapparates war heil geblieben. Es müssen schon Legionen von Engeln dabeigewesen sein. Nun ja, «der Herr hat ja seinen Engeln befohlen, «ie sollen dich beschützen auf allen deinen Wegen.»

In Leeuwarden besorgte ich mir einen Quartierschein, gab an mein neues Kommando ein Fernschreiben auf, in dem ich mein verspätetes Eintreffen ankündigte und begründete, übernachtete in einem Hotel und gab mich einem erquickenden Schlaf hin.

Anderntags setzte ich die Fahrt fort. Es war Tauwetter eingetreten, das Fahren machte Spass. Über Hamburg, Itzehoe, Husum gelangte ich nach Niebüll zum Hindenburgdamm, der das Festland mit der Insel Sylt verbindet. Der Wagen wurde in einen Waggon verfrachtet. Zu später Abendstunde kam ich an meinem neuen Standort an.

III. Beim Seekommandanten Sylt für den Bereich Nordfriesland

Die Früchte von «rauh, aber herzlich»

Meine Tätigkeit am neuen Standort begann unvorhergesehen schon am Tage der Meldung beim Kommandanten. Mit unverhohlener Verärgerung über meine verspätete Ankunft liess mich der neue Vorgesetzte wissen, wie sehr er auf den Pfarrer gewartet habe. Es ging um einen Selbstmord. Eine solche Tat, die kein Einzelfall blieb, wie ich später mit Erschütterung erfahren sollte, und die sich auch während des ganzen Krieges bei allen Truppeneinheiten immer wieder ereigneten, war für jeden Einheitsführer eine peinliche Angelegenheit. Ein Soldat hatte sich also das Leben genommen. Die Hintergründe, die zu dieser Tat geführt hatten, sollten aufgedeckt und aktenkundig festgehalten werden. Da war natürlich der Pfarrer, so erschien es dem Kommandanten, der geeignete Mann, sich um die Aufklärung dieses Falles zu kümmern.

Selbstmorde konnte man sich in dieser Zeit des Krieges, in dem jeder Mann gebraucht wurde, nicht leisten; der Opfer waren ohnehin schon genug gebracht und sollten noch gebracht werden, ehe das sinnlose Gemetzel zu Ende ging. Selbstmord sei letzten Endes Feigheit und eines Soldaten unwürdig, war die einhellige Überzeugung der Militärs. Es durfte daher auch nicht von «Freitod» gesprochen werden, dieser Begriff war verpönt, da er einer solchen Tat den Charakter der Ehrenhaftigkeit hätte geben können. Im vorliegenden Falle handelte es sich um einen Abiturienten, einen angehenden Akademiker, ein Umstand von besonderem Gewicht für Soldaten und Offiziere.

Zur Klärung des Falles begab ich mich zu der betreffenden Einheit, besprach mich mit den Männern und hatte bald herausgefunden, was den jungen Mann zu seinem Selbstmord getrieben hatte. Er war ein feinnerviger Junge mit geistigen Ambitionen und beschäftigte sich mit Goethe und Rilke, versuchte auch, seine Kameraden für schöngeistige Literatur zu gewinnen und hatte noch wenige Tage vorher in kleinem Kreise Rilkes «Kornett» gelesen und besprochen. Die Mehrzahl seiner Kameraden waren rauhbeinige Burschen, mit denen zusammenzuleben eine Qual für ihn war. Die Feldwebel und Unteroffiziere brachten ihn aus dem seelischen Gleichgewicht. Man müsste es selber erlebt haben, wie oft Menschenwürde mit Füßen getreten wurde, um ermessen zu können, was in diesem jungen Mann vor sich gegangen war. Wer sich nicht eine Elefantenhaut zugelegt hatte, geriet in das Räderwerk gehässiger Anpöbeleien, vor denen zu schützen es keine andere Möglichkeit gab als

mit Humor gewürzte Kaltschnäuzigkeit. Aber wer verfügt schon über solche Eigenschaften, wenn sie ihm nicht mit in die Wiege gelegt wurden? Es gehörte in der Marine zum geflügelten Wort, das überall nachgeplappert und als der Weisheit letzter Schluss zu gelten hatte: bei ihr herrsche zwar ein rauher, aber herzlicher Ton. Wer das nicht verträge, sei ein Waschlappen und Feigling. So einfach war das damals!

Es ist eines der dunkelsten Kapitel der ganzen Nazibarbarei, dass nur brutale Draufgänger und rücksichtslose Menschenverächter Karriere machen konnten, Menschen mit seelischem Feingefühl unterlagen dem hemmungslosen Gesindel, das aus dem Untergrund aufgetaucht war und mit despotischer Gewalt seine Mitmenschen demütigte. Hinter vorgehaltener Hand sprach man überall in Deutschland von den «kleinen Hitlern», wie die Pöstchenjäger genannt wurden. Das waren bei der Bevölkerung die Blockwaller und Ortsgruppenleiter, beim Militär vielfach die Unteroffiziere und Feldwebel. Wehe, wenn jemand nicht «spurte»! Die erniedrigendsten Beleidigungen musste er über sich ergehen lassen und wurde dann auch noch zur Erledigung der widerwärtigsten Dienste befohlen wie etwa zum Reinigen der Latrine, die aus purer Schikane besonders besudelt worden war. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass dieser Kasernenhoftone ein Relikt aus preussischer Tradition war, deren höchstes Ideal in der sprichwörtlichen Zucht und Disziplin bestand; die Nazis hatten es verstanden, diese Wertvorstellungen zu ungeahnter Grösse emporzuzüchten. Jeder Vorgesetzte, der seine Untergebenen kleinzukriegen wusste durch Demütigungen aller Art, war bei den Stäben besonders angesehen und galt als vorbildlicher Vorgesetzter.

Es ist für mich heute noch ein ungelöstes Problem, wieso es geschehen konnte, dass bei Regimentern und Armeen brutale und rücksichtslose Draufgänger trotz klar erkannter sinnloser Operationen dennoch von ihren Männern verehrt, ja geliebt wurden. Sogar einfache Soldaten konnten hartherzige Vorgesetzte noch bewundern und ihnen blindlings folgen. Dieser «Kadavergehorsam» ist nicht leichthin zu erklären und eine Sache der Psychoanalytiker. Als Reaktion auf diese Unterdrückung der höchsten Werte des menschlichen Selbstbewusstseins muss wohl die antiautoritäre Bewegung in den 50er und 60er Jahren betrachten. Zu Hitlers Zeiten gab es noch keinen «Wehrbeauftragten des Bundestages», an den die Soldaten sich hätten wenden können, wenn sie sich schikaniert und menschenunwürdig behandelt fühlten.

Der Kommandeur war Hegelianer. Seine Auffassung gipfelte in der Überzeugung, dass der Staat die höchste Verwirklichung der sittlichen Idee sei. «Der Staat ist nicht der Bürger wegen da, sondern der Bürger des Staates wegen, damit sich in ihm die sittliche Idee erfülle.» Ich begegnete dem Admiral mit höflicher Zurückhaltung und innerer Festigkeit. Ich war von mehreren Offizieren kameradschaftlich darauf hingewiesen worden, dass der hohe Herr

sein Autoritätsbewusstsein und seinen Führungsanspruch dadurch unter Beweis zu stellen suchte, dass er jeden neu seinem Stabe zugewiesenen Offizier erst einmal «gründlich fertig machen» wolle. Ich wusste also, was mir bevorstand und hatte mich auf diese Situation innerlich eingestellt. Nur nicht weich werden, sagte ich mir, schliesslich hatte ich eine Position zu vertreten, der ich mich würdig erweisen wollte.

Die Ergebnisse meiner Recherchen über den Selbstmord brachte ich zu Papier und begab mich termingemäss zu der angesetzten Kommandeurbesprechung. In meinem Vortrag legte ich die Zusammenhänge dar und wies nach, dass der Einheitsführer jenes aus dem Leben geschiedenen Soldaten wegen seines schikanösen Verhaltens den jungen Mann in den Tod getrieben hatte. Heftig widersprach einer der anwesenden Offiziere, dem der Einheitsführer unmittelbar unterstand. Der Kommandeur versuchte zwischen dem Offizier und mir zu vermitteln und meinte schliesslich, dass ich die Sache wohl übertreibe und zu sehr dramatisiere. Ich wandte dagegen ein, dass es sich um einen sehr bedauernswerten Selbstmord handle, den man nicht leichtfertig entschuldigen solle. Die Menschenwürde sei ein zu hohes Gut, als dass man sie mit Füssen treten dürfe.

Gerade wollte der Kommandeur zu einer erregten Erwiderung ansetzen, da erhielt ich unerwartet Schützenhilfe durch den Adjutanten, einen jüngeren Oberleutnant, der erklärte:

«Hier muss ich dem Herrn Pfarrer beipflichten. Es ist schon richtig, dass die Menschenwürde oft verletzt wird. Die Befehlsgewalt muss zwar mit Festigkeit vertreten werden, aber ebenso auch mit Behutsamkeit. Alle Schikanen sind verderblich. Autorität verwirklicht sich nur in persönlichem Beispiel.»

Nun entspann sich ein längerer Dialog zwischen Kommandeur und Adjutant, bei dem ich nur stummer Zuhörer war. Plötzlich entstand eine Pause. Dann aber wandte sich der Admiral mir zu und polterte heftig los:

«Dann sollten Sie, Herr Pfarrer, sich darum kümmern, dass der Ton besser wird und hier nicht gegen einen bewährten Einheitsführer opponieren.»

«Herr Admiral vergessen, dass ich gerade erst im Abschnitt eingesetzt bin. Aber ich will mich gerne darum bemühen und mich dabei auf Sie berufen» entgegnete ich und fuhr fort:

«Die Menschenwürde muss geachtet werden, sonst werden noch mehr Soldaten psychisch erkranken.»

Ich merkte, wie der Admiral errötete und ihm eine Zornesader im Gesicht schwoll, als er mit erregter Stimme sagte:

«Sie wollen doch nicht behaupten, dass in meinem Befehlsbereich die Menschenwürde nicht gewahrt wird, da muss ich doch bitten ...»

Er rang nach Luft, fand aber nicht die rechten Worte, um den Satz zu vollenden. Mein Nachbar, ein Korvettenkapitän, stiess mich verstohlen an, um mich zu besänftigen. Die Angelegenheit schien dramatisch zu werden.

In diesem Augenblick machte der Adjutant mit feinem Taktgefühl der peinlichen Situation ein Ende. Er schaute auf die Uhr und bedeutete dem Admiral, dass es Zeit zu einer angesetzten Besichtigung sei. Ich spürte, wie diese Mitteilung dem Kommandeur willkommen war. Zustimmung sagte er: «Ich muss jetzt leider weg und erkläre die Sitzung für beendet.»

Nachmittags meldete sich der Adjutant bei mir, um mir zu sagen, dass ich dem Admiral nichts nachtragen solle. Er sei ein sehr verständiger Mensch und könne sich ja auch seine Leute nicht aussuchen. Auf meine Frage, ob er geschickt worden sei, erklärte er zögernd, dazu gäbe es keine Veranlassung. Er habe zwar mit dem Admiral noch gesprochen und wisse, dass dieser genau so denke wie er.

Die Angelegenheit war erledigt. Mit dem Admiral habe ich nur noch gute Erfahrungen gemacht.

Ökumene und Una Sancta

Zu meinem Amtsbereich gehörten vornehmlich die Marineflakereinheiten auf den der deutsch-dänischen Küste vorgelagerten Inseln. Sie waren erreichbar mit einem Motorboot von Westerland aus. Auf Sylt befanden sich auch Luftwaffeneinheiten mit ihren Flugbasen in Hörnum und List. Auf dem Festland mussten Marinestellungen und seefahrendes Personal zwischen Esbjerg im Norden und Cuxhafen im Süden betreut werden. Auf einer der nordfriesischen Inseln wollte ich einmal einen sonntäglichen Gottesdienst halten, der für mich zum unvergesslichen Erlebnis werden sollte.

Da keine katholische Kirche am Ort war, nahm ich dankbar das Angebot des evangelischen Pfarrers an, in seiner Kirche den Gottesdienst zu feiern. Der freundliche Herr, der mich nach dem Brauch der evangelischen Geistlichen mit dem vertrauten Namen «Bruder» anredete, machte mir den herzerfreuenden Vorschlag, meinen Gottesdienst mit dem evangelischen Gemeindegottesdienst zu verbinden. Die Gemeinde freue sich über jeden Gastprediger, und er selber habe dann einen freien Sonntag. Ich gab ihm zu bedenken, dass ich die katholische Messe feiern wolle, womit seiner Gemeinde nicht gedient sein könne. Der Pfarrer hatte aber eine praktikable Lösung dieser Frage zur Hand,

indem er meinte, ich solle zunächst einen Gottesdienst nach seiner Agende halten und dann anschliessend noch die Messe feiern.

Dieser Bitte verschloss ich mich nicht. Das Gotteshaus war bis zum letzten Platz gefüllt. Soldaten waren in erfreulich grosser Zahl gekommen. Auch die Gemeinde war da und liess sich den Gottesdienst eines deutschen Gastpredigers nicht entgehen. Die Liturgie der evangelischen Kirche bereitete mir keine Schwierigkeiten, ist sie doch im Wortgottesdienst der katholischen Messfeier seit Luthers Zeiten treu geblieben. Das «Kyrie» wurde sogar nach dem alten griechischen Text gesungen. Zum Thema meiner Predigt hatte ich das Schriftwort gewählt: «Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.» Ich hatte eine dankbar zuhörende Gemeinde vor mir, eine Erfahrung, die jeder Prediger macht, wenn er vor einem ihm unbekanntem Auditorium spricht.

Nach dem Schlussegen lud ich die katholischen Soldaten zur heiligen Messe ein. Zu meiner Verwunderung blieben aber auch die evangelischen Gläubigen in der Kirche. Wie mir der Pfarrer später erzählte, war das für seine Gemeinde ein besonderes Erlebnis. Von der Messe hatten sie schon oft gehört, konnten sich aber davon keine rechte Vorstellung machen.

Nach dem Gottesdienst lud mich die Frau Pastorin ins Pfarrhaus ein und bat mich zu Tisch. An der langen Tafel, an der sie mir den Ehrenplatz am Kopfbende zuwies, sassen ausser mir noch elf Personen, die Pfarrersleute mit ihren sieben Kindern, eine Gemeindegewesener und die Hausgehilfin. Ich musste das Tischgebet verrichten, worüber ich mich von Herzen freute.

Diese Begegnung mit einem evangelischen Pfarrhaus ist nur eine von vielen, an die ich mich gern erinnere. Niemand wird leugnen können, dass solche Familien dem Herrn besonders lieb und teuer sind. Es wird aber auch ersichtlich, wie gross das Opfer ist, das die katholischen Priester bringen, die um desselben Herren willen auf das Glück und die Geborgenheit einer Familie verzichten. «Wer es fassen kann, der fasse es.»

Mit manchen evangelischen Mitbrüdern habe ich Freundschaften geschlossen, die die Jahre überdauert haben. Gott segne die Freunde und führe uns in der «Una sancta» wieder zusammen!

Eine «Kirche» wird organisiert

Ein Soldatenpfarrer verfügt nicht über ein Gotteshaus. Meine «Kirche» war ein Koffer mit ein paar einfachen Utensilien, die ausreichen mussten, irgendwo in freiem Gelände, in einem Saal, einem Schuppen oder, wenn möglich, in einer evangelischen Kirche Gottesdienst zu feiern. Es war ein einzigartiger Glücksfall, dass es mir gelang, in einem Kasernengelände einen Got-

tedienstraum herzurichten, ein Ereignis, das Aufsehen erregte, weil es nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert wurde. In Husum / Schleswig waren schon vor dem Kriege grosse Kasernenanlagen entstanden. Sie dienten der Ausbildung von Marineartilleristen und beherbergten auch Schiffsstammabteilungen. Jedes grosszügig angelegte Kompaniegebäude hatte im zweiten Obergeschoss einen grossen Saal, der nicht benutzt wurde, weil zum ganzen Militärgelände eine Sporthalle gehörte, die allen Ansprüchen genügte. Dieser sogenannte Kompaniesaal wäre ein idealer Raum für eine Kapelle gewesen. Mit Umsicht zu Werke gehend, verschaffte ich mir zunächst einmal zwei Diensträume in der Nähe des Saales. Sonntag für Sonntag hielt ich dann Gottesdienst. Wie von selbst bürgerte sich bei den Männern für diesen Raum der Name «Tempel» ein. Er gehörte einfach zum Gesamtapparat der militärischen Anlage wie die Kirche zum Dorf. Nach und nach gestaltete ich meine «Kirche», indem ich einen regelrechten Altar organisierte, dazu kamen Kanzel und Kommunionbank, die Fenster liess ich von einem Soldaten mit bunten Farben streichen; die Marineverwaltung beschaffte sogar ein Harmonium, und fertig war die Kirche, um die mich vielleicht mancher Diasporapriester beneidet hätte.

Im Frühjahr 1941 nach der «Aktion Bestrafung», dem Krieg gegen Jugoslawien, wurden Kroaten, Serben, Montenegriener und andere Angehörige der unterworfenen Völker zum Kriegsdienst in der deutschen Wehrmacht verpflichtet. So kamen eines Tages etwa 600 Kroaten anmarschiert zur Ausbildung als Marineartilleristen.

Diese bedauernswerten Männer sprachen kein Wort Deutsch, kamen aus entlegenen kroatischen Dörfern, hatten keine Ahnung von moderner Zivilisation und gerieten nun in die «harte Schule» deutschen Soldatentums. Verständlich, dass sie sich nicht zurechtfinden und sich wie aus der Heimat Verstossene fühlten. Ein paar Dolmetscher bildeten eine Behelfsbrücke über die Sprachbarrieren.

Christen, Kroaten, Moslems

Zur Hälfte waren die Kroaten katholisch, zur Hälfte Moslems. Es war meine Pflicht, mich ihrer anzunehmen und ihnen wenigstens ein Stück religiöser Heimat zu erhalten. Schon ihretwegen rechtfertigte sich die Militärseelsorge, wenn sie auch nach dem Kriege von moralisierenden Weltverbesserern und eifernden Schreiberlingen, die sich in jenen Jahren des Krieges in ihren Schlupfwinkeln verborgen hielten, begeistert wurde. Welche Kraft schöpften die Männer aus der Eucharistiefeier, an der sie mit dankbarer Freude teilnahmen, zumal sie damals noch in der Muttersprache der Kirche, Lateinisch, ge-

feiert wurde! Da erfuhren sie, dass die Kirche sie nicht im Stich gelassen hatte und ihnen Wort und Sakrament im Namen Jesu vermittelte. Noch heute höre ich das dröhnende «Et cum spiritu tuo,» wenn ich ihnen den Gruss der Kirche, das «Dominus vobiscum» zurief.

Ich brauchte nicht erst die Messe zu «gestalten», wie es heute mit mehr oder weniger Geschick und viel passenden und unpassenden Worten üblich ist. Die Form des lateinischen Hochamtes war allgemein bekannt und ist glücklicherweise durch die Liturgiereform nicht verdrängt worden. Schwieriger war es zu predigen, da ich kein Kroatisch verstand. Die Not machte erfinderisch. Ich holte mir einen der Dolmetscher, der jeden meiner Sätze ins Kroatische übertrug. Das war anfangs nicht so einfach, denn ich verlor schnell den Faden und musste mich anstrengen, um den Gedankenfluss zu bewahren und zu Ende zu führen. Schliesslich schaffte ich auch das.

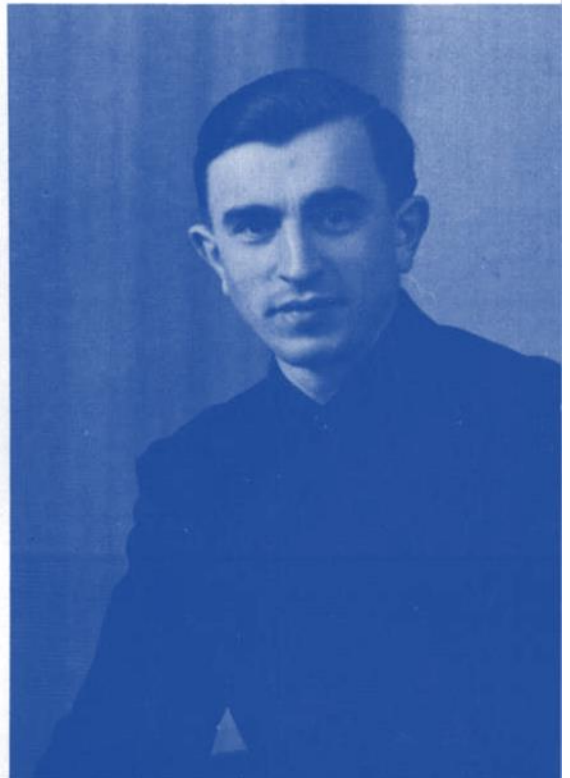
Seite 85: Oben links Johannes Kardinal de Jong. Oben rechts: Bischof Huibers, Haarlem. Beide Photos zur Verfügung gestellt von M. Th. van den Horst, Delft, Holland.

Unten links: Der Autor, Franz Maria Eich. Unten rechts: Bruder Johannes Schmer, S. J.

Seite 86: Oben: Korvettenkapitän Dr. Zimmermann und Bremer, zwei gute Freunde des Autors. Seekommandant Dänemark (Bildmitte) im Gespräch mit dem Autor.

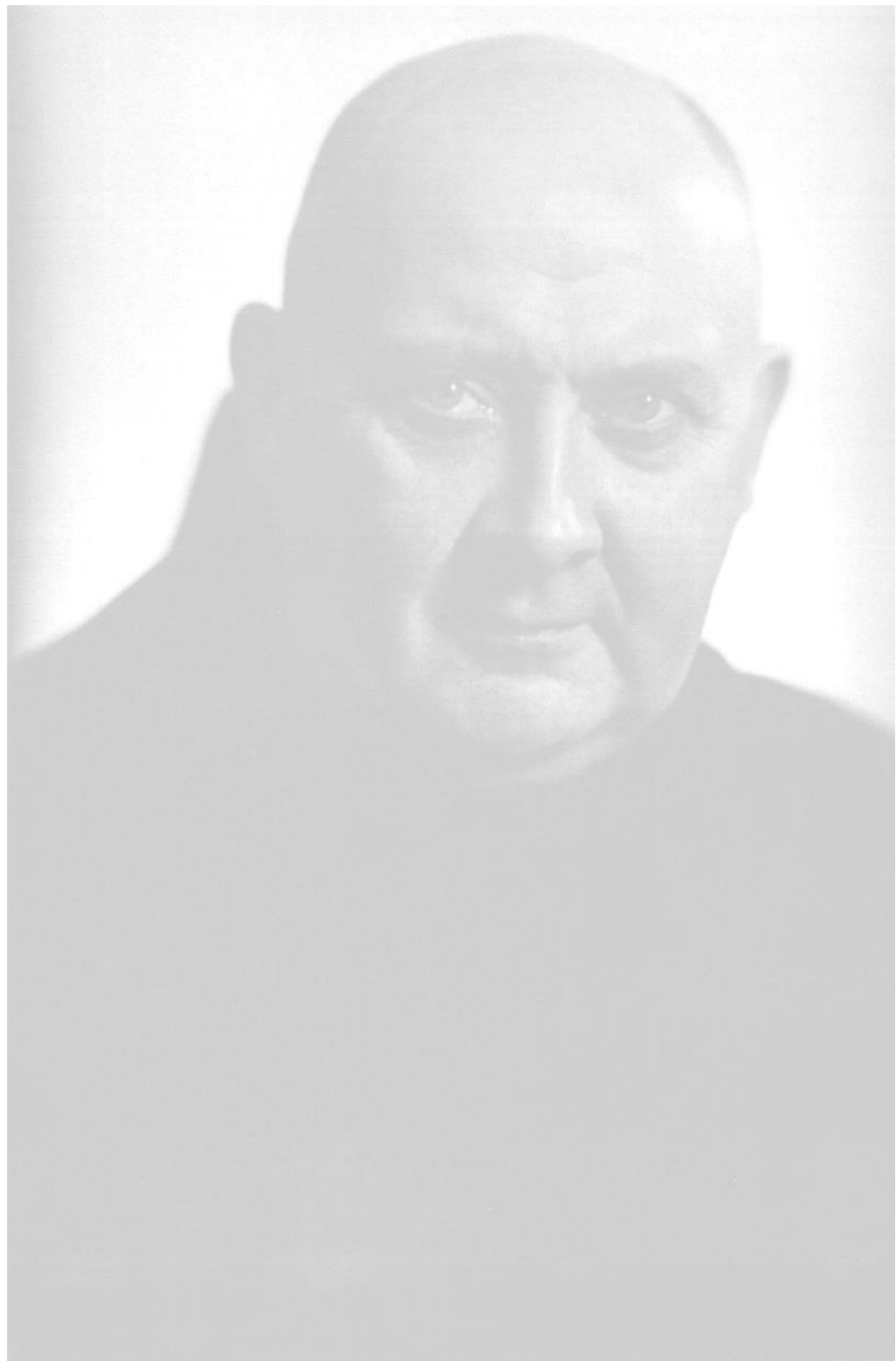
Seite 87: Marinepfarrer Franz Maria Eich bei der Beerdigung gefallener Kameraden.

Seite 88: Pater Odo von Württemberg OSB, Mönch der Abtei Neuburg (1896-1964), der sich in Amerika pausenlos und mit grossem Erfolg für die deutschen Kriegsgefangenen eingesetzt hat. Er starb am 27. Dezember 1964 in Altshausen. Photo aus dem Archiv Seiner Königlichen Hoheit Carl Herzog von Württemberg.









Die sangesfreudigen Männer wollten nun auch in ihrer Muttersprache Lieder singen. Ich erkundigte mich nach einem kroatischen Gesangbuch, liess mir von dem Dolmetscher etliche Lieder nennen und begann, diese Lieder zu lernen. Zu Beginn und am Ende des Gottesdienstes stimmte ich dann eines dieser Lieder an. Die Männer waren erfreut, dass ich mit ihnen das Gotteslob in ihrer Heimat spräche zu singen verstand. Zwei dieser Lieder hatten es mir besonders angetan. Ich kenne sie noch heute:

Zdravo Djevo, svih milosti puna,
vjeenog sunca ogrnu te sjaj, oko cela
zvjezdana ti kruna, ispod nogu
stenje pakla zmaj:

Refrain:

Ramska Djevo Kraljice Hrvata,
nasa majko, nasa zoro zlata,
odanih ti srca primi dar, primi ei-
ste ljubavi nam zar.

In deutscher Übersetzung lautet der Text: Sei gegrüsst, Jungfrau
voll der Gnade, Dich umhüllt der ewigen Sonne Schein Deine
Stirn umstrahlt ein Sternenkranz, Unter deinen Füßen stöhnt
der höllische Drache.

Refrain:

Paradiesische Jungfrau,
Königin der Kroaten,
Unsere Mutter, goldenes Morgenrot, Nimm an unsere ergeb-
nen Herzen, nimm unserer reinen Liebe Glut.

Ein anderes Lied war die kroatische Version des bekannten Pilgerliedes von Lourdes. Die erste Strophe lautet:

Sred te se pecine Marija javi, Iz rajske visine svak ju pozdravi,
Zdravo, zdravo, zdravo Marijo! Zdravo, zdravo, zdravo Marijo!

In deutscher Übersetzung:

In der Grotte erschien Maria, Aus der Himmelshöhe grüsst sie
jeder: Ave, Ave, Ave Maria! Ave

Man muss sich vorstellen können, wie diese einfältigen Männer, die noch nie in ihrem Leben einen Film gesehen hatten, im Gottesdienst, in Gebeten und Liedern sich der Heimat nahefühlten, um meine persönliche Freude an dieser Arbeit zu verstehen.

Wie ich schon erwähnt habe, waren die Kroaten zur Hälfte Moslems. Gern stellte ich mich auch ihnen zur Verfügung. Sie kamen schon in aller Herrgottsfrühe in meine «Kirche», setzten sich auf den Fussboden, berührten ihn mit der Stirn und sprachen ihre Gebete.

Wann immer es ihnen möglich war, versuchten sie, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Ausser den fünf täglichen Gebeten, die jeder Einzelne für sich verrichten muss, pflegten sie besonders das gemeinsame Gebet am Mittag des Freitags. Einer der Dolmetscher versah die Funktion des «Imam», des Vorbeters, dessen Gebetshaltungen alle nach vollzogen. Auch das Almosen, das zu den Pflichten eines echten Moslems gehört, vergassen sie nicht. Nach der ersten Zahlung des Wehresoldes brachten sie den vorgeschriebenen Teil ihrem Dolmetscher mit dem Auftrag, mir das Geld auszuhändigen. Es bedarf keines Hinweises darauf, dass ich das Geld nicht annahm, sondern den Dolmetscher beauftragte, es in irgendeiner Weise für die Männer zu verwenden.

Einer der kroatischen Moslems wurde krank, kam ins Marinelazarett und starb fern der Heimat. In der letzten Stunde seines jungen Lebens war ich bei ihm, hielt unter stillem Gebet seine Hand, bis ihn Gottes heiliger Engel in die Ewigkeit geleitete. Als letzten Liebesdienst, den ich ihm erweisen konnte, drückte ich ihm die Augen zu.

Das Begräbnis gestalteten seine Kameraden nach islamischem Brauch. Am Vortage gingen sie schon zum Friedhof, um die Vorbereitungen zu treffen und das Grab auszuschaufeln. Diese Arbeit war ein religiöser Akt und wurde mit Gebeten und Suren aus dem Koran begleitet. Ehe der erste Spatenstich erfolgte, nahmen sie einen Kompass, legten ihn auf die Erde und stellten die genaue Grablage fest; denn das Grab musste nach Mekka, dem Ursprungsort des Islam mit der geheimnisvollen Kaaba, ausgerichtet sein. Jeder der Männer konnte einige Spatenstiche tun, alle nahmen so unmittelbar teil an der Bestattung ihres Glaubensbruders.

Am Tage des Begräbnisses formierten sich die Männer von der Friedhofskapelle aus zu einem Trauerzug. Der wieder als Imam fungierende Dolmetscher sprach in singendem Ton islamische Gebete, auf die die Männer im Chor antworteten. Die Gebete, mit Textstellen aus dem Koran durchsetzt, sprechen vom ewigen Heil, das dem Gläubigen bereitet wird. Denn es gibt nur eine einzige Sünde, das ist der hartnäckige Unglaube, der mit der ewigen Strafe der Hölle bedroht wird. Jede andere Sünde wird durch entsprechende Reue ausgelöscht und damit für immer getilgt. Wenn jemand aber nicht bereut hat, wohl aber im Glauben an Allah heimgegangen ist, wird die Strafe mit

Rücksicht auf diesen Glauben nicht ewig sein. Er wird schliesslich doch die Freuden des Paradieses erlangen. Wohl muss er die angekündigte schreckliche Strafe fürchten: Er wird zuerst im Grab, dann auch in der Hölle nach der Wiederauferstehung gezüchtigt, aber die Hölle ist nur vorübergehend. Der Sünder, dem es vielleicht nicht gelang, seine Sünden zu bereuen, weiss, dass er sich auf die Fürsprache des Propheten Mohammed getrost der Barmherzigkeit Gottes anvertrauen darf. Wenn Gott es so will, kann er sogar den Sünder sofort in das Paradies eintreten lassen. Entscheidend ist der Glaube allein, die einzige Gabe, die würdig ist, Gott dargebracht zu werden. Die bösen Taten werden durch den Glauben eingehüllt in das mitleidige Wohlwollen des Allerhöchsten, der die Schwachheit des Menschen mit seiner Allmacht umfängt.

Solche Gedanken enthielten die Gebete, worüber ich mich später bei dem «Imam» informierte. In mancher Beziehung ähneln sie den christlichen Gebeten von Gottes verzeihender Güte, möglicherweise sind sie noch tröstlicher, da auch der unbussfertige Sünder noch gerettet wird, wenn er nur den Glauben bewahrt hat.

Mein Küster, ein eifriger Soldat, der mir als Hilfe bei meiner Arbeit zur Verfügung stand, hatte, wie hätte es anders sein können, Aspergill und Weihwasser mitgebracht. Nun hielt er mir den Weihwedel hin und forderte mich mit einem energischen Blick auf, den Soldaten auch noch christlich zu beerdigen. Ich wandte mich an den «Imam», der zustimmend nickte, und betete das Grabgebet aus dem lateinischen Begräbnisritus und besprengte den Sarg mit dem geweihten Wasser. Die Moslems waren zu Tränen gerührt, kamen herbei, küssten mir einer nach dem anderen die Hand, griffen nach dem Weihwedel und besprengten den Sarg, indem sie wohl einer plötzlichen Eingebung folgten.

Allah, unser gemeinsamer Vater im Himmel, wird's wohl verstanden haben, was sie damit ausdrücken wollten.

Euthanasie

Je länger der Krieg dauerte, desto schwieriger wurden die Lebensbedingungen und die Wirkmöglichkeiten der seelsorglichen Arbeit. Das Wehrwirtschaftsgesetz machte es zum Beispiel fast unmöglich, ein paar Kerzen für den Gottesdienst zu beschaffen, das Gesetz gegen die «Wehrkraftzersetzung des Volkes» trug seine Angst bis in die kleinsten Einheiten der Truppe. Längst war bei den Deutschen der Zweifel an einen günstigen Ausgang des Krieges entstanden, dessen Ende herbeigesehnt und herbeigebetet wurde. Als der Russlandfeldzug begonnen hatte, glaubten viele, nun komme bald das böse Erwachen, zumal gegen Ende 1941 der russische Winter die deutsche Armee unter

schwersten Verlusten zurückgeworfen hatte. Nur die Parteibonzen machten sich gute Tage und lebten im Wohlgefühl ihrer Unantastbarkeit, indem sie die Bevölkerung mit Durchhalteparolen drangsalierten. Zu den abscheulichsten Gesetzen jener Jahre gehörte das bertüchtigte Euthanasiegesetz, dem Geistesranke als «unnütze Esser» zum Opfer fielen. Man kannte das Gesetz, wusste aber nichts Genaueres und flüsterte sich zu, dass diese bedauernswerten Menschen nach Hadamar geschickt und dort verbrannt würden. Konnte das wahr sein? Das für möglich zu halten, schien unvorstellbar. Es musste sich wohl um Gerüchte handeln, die von der Hysterie erzeugt und vielleicht von der Feindpropaganda erfunden worden waren, um den Wehrwillen des deutschen Volkes zu schwächen. Man erinnerte sich an die Greuelpropaganda während des Ersten Weltkrieges von getöteten Kindern und abgeschnittenen Händen und schürte den Hass gegen den Feind mit den Methoden des Lügengenieß Goebbels.

Zu den einflussreichsten Parteigrößen, die kennen zu lernen und mit denen umzugehen ich das zweifelhafte Vergnügen hatte, gehörte ein Mann, seines Zeichens ein Akademiker in beachtlicher Position. Dieser Doktor juris legte es besonders darauf an, mit mir in Kontakt zu treten. Es konnte nicht ausbleiben, dass ich zu gesellschaftlichen Empfängen im Hause dieses Herrn geladen wurde, denen ich mich nicht entziehen konnte, wenn ich mir nicht meine Möglichkeiten für die seelsorgliche Arbeit verbauen wollte.

War ich zu einer solchen Party geladen, pflegte ich, bewaffnet mit dem obligaten Blumenstrauß für die Dame des Hauses, auf dem Wege dorthin zum Heiligen Geist zu beten, er möge mich bewahren vor törichten und dummen Redensarten. «Seid klug wie die Schlangen und listig wie die Nattern,» ist die weise Mahnung des Herrn. Möchte mich nur nicht der gesunde Menschenverstand im Stich lassen!

Bei einer solchen Gesellschaft erfuhr ich, dass besagter Herr ein Verfechter der nordischen Rassenlehre war und die Euthanasiegesetze zur Verhütung erbkranken Nachwuchses billigte, ja sogar bei der Vernichtung unwerten Lebens, wie man das damals nannte, aktive Hilfe leistete. Man erzählte sich, ohne es beweisen zu können, dass geistesranke Kinder und Erwachsene zunächst in Pflegeheime geschafft und von dort unbemerkt nach Hadamar verbracht wurden und «durch den Schornstein» gingen.

In den Jahren 1932 bis 1934 habe ich bei den Jesuiten in Frankfurt studiert. Meine Lehrer waren Felix Rüschkamp, Gustav Gundlach und Oswald von Nell-Breuning. Biologie, Ethik und Moral gehörten zu den Studienfächern, denen ich mich ernsthaft widmete. Eines der damals viel erörterten Probleme war die Sterilisation. Es handelte sich um die Erlaubtheit dieser Operation aus eugenischer, medizinischer und sozialer Indikation. Die Meinungen gingen

weit auseinander. Die Lehre der Kirche war klar und eindeutig, die «Integritas personae», die Unversehrtheit der menschlichen Person, darf nicht angetastet werden; Sterilisation ist aus eugenischen und sozialen Gründen unerlaubt, aus medizinischen Gründen kann sie erlaubt sein, wenn durch den ärztlichen Eingriff eine Krankheit geheilt werden muss. Es ist nicht angebracht, hier einen ethischen Traktat zu schreiben, ich will vielmehr nur zeigen, welche Problematik damals bestand und wie schwer es war, klare Erkenntnisse zu gewinnen.

1934 setzte ich meine Studien fort in Bonn bei Fritz Tillmann und besuchte eines seiner Seminare, in dem es um die Sterilisation ging. Ausgerüstet mit dem bei den Jesuiten erworbenen Wissen verfocht ich die Unerlaubtheit der Sterilisation und hielt auch darüber ein ausführliches Referat. Tillmann wurde ungehalten, wollte den Begriff «Integritas personae» nicht anerkennen, erbat sich aber das Referat aus zu gründlichem Studium. Bei der nächsten Seminar-sitzung gab er mir das Scriptum zurück mit folgendem Text, mit dem er die Arbeit versehen hatte: «Obwohl ich gänzlich anderer Meinung bin, bezeichne ich die Arbeit mit ‚sehr gut‘. Tillmann.»

In der sich anschliessenden Diskussion, bei der Tillmann immer wieder meinte, durch die Sterilisation werde die Unversehrtheit der Person nicht verletzt, da ja dieser Eingriff wieder rückgängig gemacht werden könne, schoss ich einen Pfeil ab, der Tillmann in arge Bedrängnis führte.

Ich sagte:

«Den utopischen Fall angenommen, dass die Erde einmal so überbevölkert ist, ohne die Menschen hinreichend ernähren zu können, dürfte dann ein Teil der Menschheit getötet werden, damit der andere Teil überlebt?»

Der sonst immer liebenswürdig wirkende Moraltheologe wurde böse und suchte nach einer Antwort, aber ihm fiel nichts ein, bis er schliesslich aus lauter Verlegenheit die einfältigen Worte sprach:

«Das ist ja eine Utopie, was Sie da sagen! Das kommt ja gar nicht in Frage.»

«Aber an einer solch angenommenen Situation kann man dem Problem zu Leibe rücken,»

Ich liess nicht locker. Tillmann gab sich geschlagen und wurde zunehmend nachdenklicher.

Diese Erfahrung, von der ich hier berichte, zeigte mir deutlich, wie unterschiedlich die Ansichten unter den Gelehrten waren und es wohl heute noch sind. Wie gut, dass wir in der Kirche ein Lehramt besitzen, das dem Papst und dem Bischofskollegium anvertraut ist und nicht, wie Hans Küng vorgeschla-

gen hat, den Theologen auf den akademischen Lehrstühlen! Keiner von diesen ist unfehlbar, es gibt in vielen Fragen nicht einmal eine «sententia communis,» eine übereinstimmende Meinung; sie lehren die verschiedensten Ansichten, ohne die Probleme zu lösen oder auch nur zu erhellen.

Aber zurück zu dem Euthanasieverfechter und seiner Party! Ich blieb nie lange in solcher Gesellschaft und verabschiedete mich mit einem sehr plausiblen Grund. Ich ging immer früh ins Bett, da ich am folgenden Morgen um sechs Uhr aufstehen musste wegen der Zelebration. Dafür hatte jeder Verständnis.

Wenn arische Eltern ein mongolides Kind erhalten

Eines Tages erhielt ich die Geburtsanzeige des ersten Kindes dieses Ehepaares. Getauft wurde das Kind nicht, obschon seine Eltern nominell der evangelischen Kirche angehörten. Trotzdem machte ich einen Gratulationsbesuch und wurde mit zuvorkommender Höflichkeit empfangen. Wer aber beschreibt mein Entsetzen, als ich beim Anblick des Neugeborenen sofort erkannte, dass es krank war? Vater und Mutter waren arische Idealgestalten, schlank und blond, von der Fussohle bis zum Scheitel vollendete Germanen. Das Kind war offensichtlich krank, von Geburt an gezeichnet mit jenem Leiden, das die Medizin Mongolismus zu nennen pflegt. Der krankhafte Gesichtsausdruck war unverkennbar Merkmal eines mongoloiden Kindes.

«Ist sie nicht süß, unsere Brunhilde?» flötete die gnädige Frau. Mir lief derweil ein Schaudern über den Rücken, als ich zu allem Unglück auch noch den Namen Brunhilde erfuhr.

«Das Kind ist ein Geschenk Gottes,» wagte ich zu sagen.

«Ach, wie lieb von Ihnen», entgegnete Madame, «dass Sie uns nicht verurteilen, auch wenn wir nicht zur Kirche gehen.»

«Ich habe kein Recht, jemanden zu verurteilen,» erklärte ich, «das ist allein Gottes Sache.»

Ich überreichte der Dame ein Silberkettchen mit einem Medaillon, dem Bild der Mutter Gottes.

«Dieses kleine Schmuckstück habe ich mitgebracht für ihr Baby. Sie werden es gewiss nicht verschmähen. Ich bin überzeugt, dass die Gottesmutter auch Ihrem Kind eine gütig helfende Fee ist.»

«O, ein Talisman von einem katholischen Pfarrer. Das wird Glück bedeuten für unser Kind!»

Es war hoffnungslos, hier christliche Madonnenverehrung und heidnischen Fetischismus unterscheiden zu wollen. Ich empfahl im stillen das Kind dem Schutze Mariens. Aber ich dachte nach, wie die Eltern wohl mit dem armen

Wesen verfahren würden, wenn ihnen sein Krankheitszustand deutlich erkennbar werden sollte.

Auch der evangelische Mitbruder drückte mir gegenüber seine Verwunderung darüber aus, dass die Eltern anscheinend den bedauernswerten Zustand ihres Kindes nicht bemerken oder nicht wahrhaben wollten. Nach zwei Jahren konnte das Kind noch nicht aufrecht stehen und war unfähig, ein paar Worte zu sprechen. Die Eltern schienen erst allmählich zu begreifen, welches Schicksal ihnen und mehr noch ihrem Kind aufgebürdet war. Bald wurde das arme Geschöpf ängstlich verborgen gehalten und den Blicken Fremder entzogen. Man merkte der Mutter an, wie sie unter dieser Prüfung zu leiden hatte. Unsicher geworden, liess ihre natürliche Mutterliebe nicht zu, das Kind dem Mitleid der Menschen auszusetzen. Nie habe ich aber gehört, dass sie etwa das Kind weggegeben hätte oder es sich hätte wegnehmen lassen gemäss den Euthanasiegesetzen, die sie einst für richtig gehalten und für deren Durchführung der Vater sich eingesetzt hatte.

In gläubigeren Zeiten hätte man ein solches Schicksal für eine Strafe Gottes erklärt. So einfach scheint mir die ganze Problematik jedoch nicht zu sein. Wir erleben ja immer mehr, wie töricht die Menschheit geworden ist und alles für machbar hält. Damals waren es die Gesetze zur Sterilisation, dann kam die Euthanasie, schliesslich war es die Pille, und heute ist es die Abtreibung. Und das Allerneueste sind die Retortenbabys! Und immer wieder entsteht ein grosser Streit unter den Ethikern und Moraltheologen über die Frage der Erlaubtheit solcher Manipulationen.

Ist die ganze Menschheit auf dem Wege in ein Chaos, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt? Ist sich die Christenheit bewusst, wie sehr sie einen erschreckenden Umbruch aller sittlichen Werte erlebt?

Nachzutragen bleibt noch, dass ich später erfuhr, wie das unglückliche Ehepaar verschiedene Ärzte konsultierte, die aber nicht helfen konnten. Was aus dem armen Kind geworden ist, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Das Gesetz «zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» war bereits 1935 erlassen worden, gleichzeitig mit den berühmten «Nürnberger Gesetzen.» Der Widerstand gegen die Sterilisation war anfangs zaghaft und wurde erst scharf, als sich aus diesem Gesetz die Euthanasie entwickelt hatte. Er nutzte nichts mehr, das Regime hatte sich so fest zu verankern gewusst, dass es nicht mehr zu überwinden war. Nur das totale Ende der Barbarei durch die totale Kapitulation machte den teuflischen Gesetzen den Garaus.

«Der Gottesdienst fällt aus»

Die Zeit des Krieges war schwer, sie sollte noch schwerer, noch grausamer, noch unerbittlicher werden. Ich schwebte plötzlich in einer Gefahr, in einer lebensbedrohenden Situation, die mich noch heute – nach Jahrzehnten – in Angst und Schrecken versetzt. Ich meine nicht die Gefahren in den Kämpfen zu Land und Meer und in der Luft. Sie sind ja die Merkmale des Krieges; denn im Krieg wird nun einmal geschossen und das mit todbringenden Waffen und nicht mit Holzgewehren. Diese unmittelbaren Kriegsgefahren sollte ich noch genügend kennenlernen; nein, es drohte mir eine Gefahr, die – ich kann es nicht anders nennen – eine teuflische Erfindung war. Und diese Gefahr drohte mir von Seiten eines evangelischen Mitbruders, dem ich mein ganzes Vertrauen geschenkt hatte und dem ich mich über blosser Kameradschaft hinaus in echter Freundschaft verbunden wähnte. Vorweg sei aber gesagt, dass es sich bei diesem Menschen um eine unselige Ausnahme gehandelt hat. Mit vielen evangelischen Mitbrüdern habe ich freundschaftlich verkehrt und in gemeinsamer Arbeit den Soldaten gedient. Renegaten gab es auch im katholischen Klerus, ich denke etwa an den Staatssekretär im Kirchenministerium, einen Mann namens Roth, einen ehemaligen Priester, der beim Begräbnis von Kardinal Schulte in Köln gestriegelt und geschniegelt in Gala mit Diplomatengehabe den Kranz der Reichsregierung niederlegte, oder auch an jenen Salonkapan, der die Konjunktur witterte und 1933 husch-husch in die Partei eintrat und alsbald zum Stadtschulrat von Düsseldorf avancierte.

Dieser liebe «Stiefbruder in Christo», wie wir uns gegenseitig scherzhaft anzureden pflegten, war bei mir ein- und ausgegangen, und umgekehrt war es genauso. Er hatte es bei seiner Arbeit gewiss nicht leicht. Wie mühsam musste er um seine Schäflein kämpfen, wie kümmerlich waren seine Gottesdienste besucht! Es war ja eine allgemeine Erfahrung, dass die evangelischen Gottesdienste nur an besonderen Tagen gut besucht wurden. Mit verständlichem Neid schauten die evangelischen Pfarrer auf uns katholische Priester, wenn sie sahen, wie unsere Gottesdienste niemals platzten mangels Beteiligung.

Ich hatte einmal an einem Ort nahe der holsteinischen Küste einen Sonntagsgottesdienst für Soldaten in der evangelischen Kirche gehalten. Anschließend sollte der evangelische Gemeindegottesdienst stattfinden. Während ich die liturgische Gewandung ablegte, erschien der Pfarrer in Talar und Halskrause, die Glocken läuteten festlich, alles war zum Gottesdienst gerüstet. Der Pfarrer sprach noch mit mir von den vielen Kasualien, Haustaufen, Trauungen, Begräbnissen, die ihn ganz in Anspruch nähmen und ihm kaum Zeit für eine geregelte Seelsorge liessen, als die Uhr vom Kirchturm die Zeit des Gottesdienstbeginns ankündigte.

Der Kollege schien es wohl nicht zu bemerken. So machte ich ihn darauf aufmerksam, dass er beginnen müsse. Er schaute durch die Sakristeitür in die Kirche, kam alsbald wieder zurück und sagte zu meiner grenzenlosen Verblüffung:

«Heute lohnt es sich nicht. Es ist niemand da. Der Gottesdienst fällt aus.»

Sprach's, zog den Taler aus und nahm mich mit ins Pfarrhaus, wo wir gemeinsam frühstückten.

Wie oft habe ich von evangelischen Pfarrern gehört, wie segensreich doch das Kirchengesetz sei, das Katholiken zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes verpflichtet. Es ist daher auch verständlich, dass es die evangelischen Kollegen darauf abgesehen hatten, «Feldgottesdienste» abzuhalten. Diese waren nämlich interkonfessionell – ökumenisch konnte man das nicht nennen; denn zu diesen Gottesdiensten erschienen, wie die Erfahrung gezeigt hat, zur Hauptsache Katholiken, denen sich dann auch noch einige evangelische Christen anschlossen.

Einer meiner lieben evangelischen Amtsbrüder kam einmal von einem solchen Gottesdienst zurück, der ihn belustigt hatte. Mit schallendem Gelächter erzählte er, es seien an die hundert Soldaten angetreten, lauter Katholiken, sie hätten sich beim Eintritt in die Kirche soundsoviele Male bekreuzigt und seien niedergekniet. Am Schluss habe ihn sogar einer gefragt, was das denn für eine «komische Messe» gewesen sei.

Man kann sich leicht vorstellen, wie unbefriedigend oft die Arbeit für den evangelischen Pfarrer war, wenn ihm die Schäflein davonliefen und er in eine ernste Berufskrise geriet. Man muss daran denken, wenn manch einer an seinem Beruf scheiterte. So erging es auch meinem Kollegen, der mich in eine lebensbedrohende Gefahr brachte.

Von der Gestapo angezeigt

Mehrfach war ich schon zum Rapport beim Stationskommando in Wilhelmshaven zitiert worden. Dabei handelte es sich um lächerliche Lappalien. So war von der Gestapo eine Anzeige gegen mich erstattet worden, weil ich – man denke – bei der Feier der heiligen Messe Soldaten als Ministranten zugelassen hatte. Das war verboten. Es war ein Gesetz erlassen worden, nach dem im Heimatgebiet nur Zivilisten ministrieren durften, in Feindesland wiederum war es Zivilisten verboten, zu ministrieren, sie waren ja Feinde. Dort durften Soldaten den Ehrendienst bei der sonntäglichen Messfeier versehen. So schikanös versuchten die Parteigewaltigen mit den Pfarrern umzuspringen. Solche Rapporte verliefen immer zu meinen Gunsten, weil die Marineführung es prinzipiell ablehnte, sich vom SD bevormunden zu lassen. Es blieb zwar der

Marinegerichtsbarkeit ein Rätsel, woher die törichten Anzeigen stammten. Nun, es sollte sich bald herausstellen.

Eines Tages wurde ein evangelischer Marinepfarrer, Seelsorger einer benachbarten Einheit, von der Gestapo wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz verhaftet. Er sollte abfällige Bemerkungen gemacht haben über den Chef des Reichssicherheitshauptamtes und derzeitigen Nazigewaltigen in Böhmen und Mähren, den gefürchteten Reinhard Heydrich. Nun war es allgemein bekannt, dass dieser Mann 1930 in unehrenhafter Weise von der Marine geschasst worden war. Die Gestapo war aber nicht befugt, dem Pfarrer den Prozess zu machen. Der Fall wurde vielmehr der Marine und ihrer Gerichtsbarkeit übertragen.

Bei der Gerichtsverhandlung stellte sich nun heraus, dass ausgerechnet ein Mitbruder des Angeklagten, mein evangelischer Kollege, die Anzeige erstattet hatte und nun als Zeuge vor Gericht auftrat. Man muss sich diese unheimliche Anklage vergegenwärtigen, um den Ekel nachempfinden zu können, den selbst Parteimitglieder innerhalb der Marine empfanden, als ruchbar wurde, dass ein Pfarrer seinen eigenen Amtsbruder ans Messer geliefert hatte. Das war ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Marine und löste im ganzen Offizierskorps einhellige Empörung aus. Ein solcher Schurkenstreich war denn doch ungeheuerlich.

Bei der Gerichtsverhandlung spielte sich eine der schmutzigsten Szenen ab. Da sass also ein Pfarrer auf der Anklagebank, und ein anderer Pfarrer stand da als Ankläger und beschuldigte seinen Amtsbruder des Vergehens gegen das Heimtückegesetz. Die anwesenden Offiziere, darunter selbst Nazis, kochten vor Wut. Die Sympathien aller Anwesenden galten dem auf der Anklagebank Sitzenden. Sein Verteidiger verstand es, in seinem Plädoyer die Gefühle der Empörung darzustellen und nachzuweisen, dass der Kläger die Ehre des ganzen Offizierskorps aufs Schwerste in verabscheuungswürdiger Weise verletzt habe. Besonders erschwerend komme hinzu, dass die Anzeige bei der Gestapo erfolgt sei, obwohl doch die Marine eine eigene Gerichtsbarkeit habe. Von nun an müsse sich jeder Offizier und jeder Marineangehörige bedroht fühlen. Der Ankläger habe die Offiziersehre verletzt und sei daher untragbar für die Marine geworden.

Bei der Gerichtsverhandlung wurden die Rollen vertauscht, der Angeklagte wurde zum Kläger, der Kläger zum Angeklagten. Wie ein Bumerang prallte die Anklage auf den Kläger zurück. Das Urteil: Der Angeklagte wurde freigesprochen, der Kläger wurde aus der Marine ausgestossen.

Diese schauerliche Episode hatte ich selber nicht miterlebt, erst nach der Verhandlung erhielt ich davon Kenntnis, ohne zu ahnen, was mir selber dann

bervorstehen sollte. Ich geriet in die Mühlsteine nazistischer Verstrickung, bei der es um Sein oder Nichtsein ging. Ja, das war hier die Frage!

Einige Tage nach der Gerichtsverhandlung besuchte mich mein früherer Kollege, schon in Zivil, da ihm als Ausgestossenem das Tragen der Uniform verboten war, und unterrichtete mich über den genauen Hergang des Prozesses aus seiner Sicht. Offen erklärte er mir nun, er sei jetzt hauptamtlicher Angehöriger des Sicherheitsdienstes, nachdem er bisher nur nebenamtlich für ihn gearbeitet habe. Und er erzählte mir ungeniert, dass auch die gegen mich erhobenen Anzeigen von ihm stammten. Er sei als Beauftragter des SD eidlich verpflichtet gewesen, jede ihm verdächtig erscheinende Äusserung weiterzugeben. Diesem Judas hatte ich mein Vertrauen geschenkt, wir duzten uns, hatten oft zusammengessen und herumgeflachst, hatten Seelsorgefragen besprochen und Gottesdienste gehalten. Ich bin mir bis heute nicht im Klaren darüber, warum er mich nicht wegen zersetzender Äusserungen angezeigt hat; denn in privatem Gespräch habe ich doch so viele Dinge berührt, die todsicher im damaligen Sinne staatsfeindlich waren. Öffentlich hatte ich zwar nie irgendeine törichte Äusserung preisgegeben. Ich betete immer um den gesunden Mensch verst and und die Tugend der Klugheit.

Es gab ja verteuftelt schwierige Situationen. Bei einem Abend in der Offiziersmesse, als die Stimmung schon einen Höhepunkt erreicht hatte, wurde jeder Anwesende dazu verdonnert, einen Witz zu erzählen. Die politischen Witze erlebten eine Hochkonjunktur. Das war auch der Partei bekannt. Der schlaue Goebbels konnte das nicht verhindern und machte aus dieser Misere eine Tugend, indem er die politischen Witze den «Stuhlgang der Seele» nannte. Dennoch musste man sich hüten. Ich hatte mir einen Witz gemerkt, den ich zum Besten geben konnte, ohne Gefahren für mich heraufzubeschwören. Dieser Witz war so saudumm, dass man nicht einmal über ihn lachen konnte und jeder Kalauer ihm haushoch überlegen war. Als ich an der Reihe war, begann ich zu erzählen:

«An einer Strassenkreuzung begegnen sich vier Autos. Im ersten sitzt Hitler, im zweiten Göring, im dritten Himmler, im vierten Goebbels.

Mitten auf der Kreuzung steht ein Verkehrspolizist mit Namen Winkelmann. Warum heisst der Mann Winkelmann?»

Zunächst schwieg alles. Dann rätselte man herum und malte sich schon einen saftigen politischen Gag aus. Nach einigen Augenblicken gab ich die Lösung:

«Der Mann heisst Winkelmann, weil auch sein Vater Winkelmann heisst.»

Zunächst schauten die Offiziere borniert aus der Wäsche, um dann lauthals loszulachen. Einer meinte zwar:

«Der Pfarrer ist doch ein raffinierter Hund. Der lebt nach dem Motto: Immer nur lächeln! Wie's drinnen aussieht, geht niemand was an.»

Das stimmte auch. Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Nun aber war ich durch den ehemaligen Kollegen in eine arge Bedrängnis geraten. Je mehr ich über die ganze Perfidie des Naziregimes nachdachte, umso mehr wuchs in mir eine grenzenlose Angst vor einem drohenden Unheil. Was tut man in einer solchen Lage? Man betet um Kraft. Ich schickte ein Stossgebet zum Himmel: «Herr, lass mich jetzt stark sein. Gib mir Klugheit und Tapferkeit, komme, was auch kommen mag.»

Der Verräter hatte wohl meine Verwirrung gemerkt, die er geschickt für einen schmutzigen Plan auszunutzen versuchte. Mit verhaltener Stimme flüsterte er mir fast unhörbar zu, dass ich über alles schweigen müsse. Ich sei jetzt Mitwisser über seine Tätigkeit beim SD. Die geringste Weitergabe meines Wissens könne für mich bittere Folgen haben. Und dann kam ein ungeheuerlicher Vorschlag, der die ganze Perfidie dieses Halunken offenbarte. Er suche für sich einen Ersatzmann im Offizierskorps, zu dem er keinen Zugang mehr habe. Ich könne ihm seine Arbeit erleichtern, wenn ich ihm staatszersetzende Äusserungen von gewissen Offizieren mitteile. Mir erstarrte das Blut in den Adern. Es verging eine ganze Weile, bis ich zur Besinnung kam. «Jetzt nur richtig reagieren,» durchfuhr es mich. Und dann kam eine Erleuchtung, von der ich überzeugt bin, dass sie vom Heiligen Geist stammte. Die Herausforderung einfach zurückzuweisen, erschien mir unklug zu sein; denn im Hintergrund stand die deutliche Drohung, dass ich beseitigt werde, wenn ich mich weigern sollte. Ich bewahrte nach aussen hin Ruhe und zeigte gelassene Sicherheit, als ich fragte, wie er sich diese Tätigkeit vorstellte. Nun verweigerte er die Auskunft und begann, mich nach gewissen Offizieren auszufragen.

War es ein Zufall, dass dieses Gespräch an einem Karfreitag stattfand? Ich dachte an Jesus Christus und die Apostel, unter denen auch ein Judas war. Mir fiel auch das Schriftwort ein: «In jenen Stunden macht euch keine Sorgen darüber, was ihr reden sollt. Der Geist wird es euch eingeben.» Schliesslich folgte ich einer inneren Stimme, als ich sagte:

«Schau, ich bin katholischer Priester. Da verträgt sich doch eine solche Tätigkeit nicht mit meinem Amt. Hier fehlt jede Vertrauensbasis.»

Und merkwürdig! Dieses Wort schien seinen Eindruck nicht zu verfehlen. Um Zeit zu gewinnen, sagte ich leichthin:

«Lass uns mal darüber schlafen, dann sehen wir weiter.»

Die Unterredung war beendet. Ich atmete auf, als der Kerl gegangen war. Mein erster Weg führte mich zur Kirche, in der ich am Morgen die Heilige

Liturgie gefeiert hatte, und ich betete am Grabe des Herrn. Die Karfreitagspredigt am frühen Abend machte mich zuversichtlich und gab mir neue Kraft.

Danach fasste ich mir ein Herz und besuchte meinen Kommandeur in seiner Privatwohnung. Ungeachtet der Drohung, die mir der ehemalige Pfarrer gemacht hatte, erzählte ich, was mir widerfahren war. Ich konnte auch meine Sorge nicht verhehlen, dass ich bei Zurückweisung der unerhörten Zumutung Schlimmes zu befürchten hatte. Der Chef beruhigte mich und sagte:

«Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Sie stehen nicht allein. Die ganze Marine steht hinter ihnen. Aber Sie müssen diesen Dreckskerl irgendwie abwimmeln.»

Allmählich hatte ich mein Gleichgewicht wiedergefunden und sah dem weiteren Verlauf der Dinge mit Ruhe entgegen.

Am Karsamstag erschien der «hauptamtliche SD-Mann» wieder und bestätigte mir meine Vermutung, dass seine neuen Vorgesetzten mir misstrauten. Nun wurde ich mutig und sagte bestimmt:

«Siehst Du, das alles hat ja gar keinen Zweck. Von solchen Sachen lasse ich die Finger. Soll der SD sehen, wen er dafür gewinnt.»

Ich erschrak über meine eigenen Worte, beruhigte mich indes schnell wieder, als ich merkte, wie sie gewirkt hatten. Der SD-Mann gab sich zufrieden und verlangte nur noch einmal mit Nachdruck, dass ich über alles schweigen müsse.

Am Ostersonntag bescherte mir ein grosser Gottesdienst mit einer Teilnehmerzahl in Kompaniestärke die österliche Freude des Auferstandenen. Das Halleluja schmetterte ich mit spürbarer Freude in die Herzen meiner Soldaten. Seit Ostern wissen wir, dass der Herr uns nahe ist. Der Würengel des Verderbens war an mir vorübergegangen. Gott hatte mich nicht verlassen. Ich wollte ihm danken mit noch grösserer Treue und Hingabe.

Ein Soldatenbrief

In meinen Aufzeichnungen und Akten fand ich das Fragment eines Soldatenbriefes, dessen Urheber ich nicht mehr kenne. Der Inhalt spricht von den Empfindungen eines jungen Studenten und seinen Erfahrungen im Zusammenleben mit den Kameraden. Unverändert sei er hier wiedergegeben.

«In den letzten Wochen habe ich recht viel gedacht und beinahe hätte ich gesagt, gelitten. Nicht, dass ich mich gesundheitlich krank fühlte, nein, ganz sicher nicht, aber mit wieviel setzt man sich auseinander. Was strömt in der Militärzeit nicht alles auf einen ein. Kamerad ist ein grosses Wort. Aber was

ist Kamerad? Man muss Soldat gewesen sein, um einen «Kameraden» vom wirklichen Kameraden zu trennen. Zwar gibt es sie noch, doch selten. Wohl sind da die eigene Einstellung, Weltanschauung und Moral zu stark, die einen zum subjektiven Urteil verleiten. Aber gewisse Grenzen muss auch eben in solchen Dingen der Mensch und jeder Mensch kennen. Ein Standesunterschied, den ich auch früher nicht kannte, soll mir ganz besonders beim Militär nie von Wert werden, doch meine Gesinnung in der oben genannten Richtung muss ich beibehalten. Und so ist es mir sehr schmerzlich, wie wenig meine sogenannten Kameraden von den Dingen wissen und wissen wollen, die uns heilig sind. Ich glaube, so werden mir viele nur Scheinkameraden sein und bleiben.

Eine andere Sache beschäftigt mich aber bei Weitem mehr. Die Gedanken über Gott und die Göttlichkeit beschäftigen mich in letzter Zeit sehr stark. Die Begegnung mit einem Menschen bestärkte mich darin immer mehr, wie auch die Abende, die in kleinem Freundeskreise stattfinden, die Gluten schürten. Leider hatte ich in diesen für mich so schweren Tagen keine Zeit zu lesen, zu arbeiten, zu denken. Ich musste meinen Dienst machen, und das war zum Teil wieder gut. In den freien Stunden fand ich dann Zeit zum Grübeln über das Natürliche wie Übernatürliche. In meinen Gedanken über Gott kam ich fast so weit, dass ich die holde Medizin nach dem Staatsexamen verbrüdern wollte (für mich persönlich natürlich) und einige Semester jesuitische Kollegs besuchen, um tiefer in die Erkenntnisse der Welt und Überwelt einzudringen. Aber nach kurzer Zeit kam ich, sicher nicht ohne göttliche Hilfe dahin, dass alles klar, ja ganz klar wurde. Ich fühlte das Grosse in der «una sancta ecclesia» und weiss mich so recht geborgen. Nicht, als wenn ich aus Tradition dem Gesetz der Kirche folge, sondern als einigermassen denkender Mensch macht man sich doch über eine solch erhabene Sache seine eigenen Gedanken. Und wenn man dann die Grösse erkennt, dann kann man sich erst recht geborgen fühlen. In dieser ersten ernstesten Zeit bin ich tatsächlich Gott nähergekommen, als ich es je für möglich hielt. Über die schweren Stunden half mir sicherlich mein «Vademecum», der Müller-Seifert, am besten hinweg. In der für mich schönsten aller Wissenschaften fand ich Ruhe, Friede und Freude. Wie froh bin ich, sie studieren zu dürfen. Allerdings muss ich immer wieder bedauern, dass uns Studenten von heute die Zeit so knapp bemessen ist, dass wir uns nur unserem Fachstudium widmen können. Jetzt, wo man seine Ruhe wiedergefunden hat, ist der brennende Wunsch immer mehr in den Hintergrund getreten, sich durch ein kurzes theologisches Nebenstudium Klarheit in religiösen Dingen zu verschaffen. Ganz wird es uns nie vergönnt sein, alles zu erkennen. Ich bin im Augenblick so dankbar, wenigstens dorthin gekommen zu sein, wie wunderbar es für einen Menschen ist, der Herrlichkeit Gottes dienen zu dürfen,

und wie innerlich frei man als gläubiger Katholik leben kann. Nicht ein jeder kann Zeit finden, sich durch ein ausreichendes Fachstudium theologisch zu bilden. Schliesslich kommt man als Laie auch mit dem von Gott geschenkten spiritus weiter auf diesem Gebiet. Schliesslich kann man in allen Dingen die Allmacht Gottes, des Einzigen, spüren und so besser als in der Medizin. Wie gerne möchte ich mich in dieser schönen Wissenschaft mal wieder recht vertiefen.

*Wenn ich wieder zum Studium komme, werde ich arbeiten, arbeiten.
Wie schön ist es doch, später als Arzt tätig zu sein . . .»*

Eine Erstkommunionfeier in einer evangelischen Kirche

Pelworm, eine kleine Fischerinsel zwischen Nordstrand und Föhr, war zu Beginn des Krieges als militärischer Stützpunkt zum Sperrgebiet erklärt worden. Nur die Inselbevölkerung konnte ungehindert mit dem Festland verkehren. Die Bewohner waren fast ausnahmslos evangelischen Glaubens. Während der Sommermonate fanden sich auch Katholiken ein, die ihre Ferien auf der idyllischen Insel verbrachten. Als der Krieg überraschend ausgebrochen war, befanden sich zwei katholische Kinder mit ihrer Betreuerin zu einem längeren Kuraufenthalt auf dem Eiland und blieben auch noch längere Zeit, da ihnen die Seeluft vorzüglich zum Gesundbrunnen wurde. In normalen Zeiten gehörte Pelworm zum Pfarrgebiet von Husum, d.h. richtiger zum Pfarrgebiet von Friedrichstadt. Friedrichstadt war eine uralte Pfarrei. An diesem Ort wohnten aber nur noch neun katholische Gläubige, in Husum war die Zahl der Katholiken auf mehr als 150 gewachsen. Der Pfarrer von Friedrichstadt residierte in Husum.

Diese Stadt Theodor Storms mit etwa 10'000 Einwohnern habe ich besonders lieb gewonnen. Der Marktplatz mit der Marienkirche und dem Brunnen, umsäumt von Patrizierhäusern, ist wegen seines Kopfsteinpflasters bekannt. Theodor Storm hat die «graue Stadt am Meer» sehr geliebt. Seine Erzählungen habe ich erst schätzengelernet, als ich in Husum mein Domizil aufgeschlagen hatte.

Dem katholischen Pfarrer in Husum war es nun nicht mehr möglich, die Insel Pelworm zu betreuen. Was lag näher, als dass er mich bat, bei den Besuchen der Soldaten auch nach den beiden katholischen Kindern zu schauen. So erfuhr ich, dass diese von ihrer Betreuerin auf den Empfang der Ersten hl. Kommunion vorbereitet worden waren und vergeblich auf die Begegnung mit dem Herrn im Sakrament warteten. Mit dem Einverständnis des Pfarrers bereitete ich den Kindern eine Kommunionfeier, die zu den unvergesslichen Hö-

hepunkten meines Priesterlebens zählen sollte. Nicht oft ist mir eine solche Freude geschenkt worden. Nur in bestimmten Ausnahmefällen konnte ich einzelne Konvertiten, dann auch ältere Kinder, die durch Krankheit oder Ortswechsel den Termin der Erstkommunion versäumen mussten, die eucharistische Speise reichen, eine für jeden Gemeindepfarrer sich jährlich wiederholende und ihn immer aufs Neue tief befriedigende seelsorgerische Aufgabe.

Damals gab es auf Pelworm keine katholische Kirche, d.h., die Inselkirche stammte aus vorreformatorischer Zeit, und die Inneneinrichtung erinnerte mit dem alten Altar, auf dem sich noch der Tabernakel befand, und dem alten Chorgestühl unverwechselbar an katholische Vergangenheit.

Mein Besuch im evangelischen Pfarrhaus machte mich wieder mit einem Geistlichen der Schwesternkirche bekannt, der Glauben und Frömmigkeit mit solcher Herzlichkeit ausstrahlte, dass von ihm eine Kraft ausging, wie vom Herrn Jesus gemäss dem Wort der Bibel. Gern stellte er für die Kommunionfeier die Kirche zur Verfügung und bat mich darum, seine Gemeinde dazu einladen zu dürfen. Denn das sei doch ein ganz grosser Festtag; zum ersten Mal seit der Reformation werde in der Kirche eine Messe gefeiert. Das könne man sich nicht entgehen lassen.

Der Pfarrer traf selber die Vorbereitungen. Mit dem Kantor besprach er die Lieder, seine Gemeinde bereitete er durch erklärende Worte vor, den Altar liess er mit Blumen besonders festlich schmücken.

Die beiden Kommunionkinder sassen bei der Messfeier im Altarraum, im Chorgestühl hatten der Pfarrer und die Betreuerin Platz genommen, und die ganze Kirche war mit evangelischen Christen gefüllt. Ich feierte die Liturgie, verkündete Epistel und Evangelium und hielt eine Ansprache über den Auftrag des Herrn: «Tut dies zu meinem Andenken.» Die Gemeinde begleitete das Geschehen mit ihrem Gesang. Das Gotteshaus hallte von jauchzenden und jubelnden Stimmen wider. «Harre meine Seele, harre des Herrn.» «So nimm denn meine Hände und führe mich.» «Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren, meine geliebte Seele, das ist mein Begehren.»

Die Kinder legten ihr Taufversprechen ab und empfingen den Leib des Herrn mit der natürlichen Einfalt einer unkomplizierten Frömmigkeit, wie sie Kindern eigen ist, die dem Herzen des Herrn besonders nahestehen. «Lasset die Kinder zu mir kommen!»

Frau Pastor hatte wie eine liebende Mutter im Pfarrhaus die Festtafel gedeckt. Bei dieser häuslichen Feier empfand ich die Nähe zwischen evangelischen und katholischen Christen als Gnadengeschenk des himmlischen Vaters. Aus der Not der Zeit in der Verfolgung durch die Diktatur ist die Ökumene geboren worden, die der verheissungsvolle Anfang der Wiedervereinigung aller Christen in der einen, von Christus gestifteten Kirche ist.

Mein evangelischer Amtsbruder sprach noch lange mit mir über die Eucharistie. Er glaubte aus innerer Überzeugung an die wirkliche Gegenwart des Herrn im Sakrament. In der Abendmahlslehre schien es keinen Unterschied zu geben zwischen seiner und meiner Auffassung. Bei der Unterhaltung sprach er von Hans Brüggemann, dem Altarbauer und Bildschnitzer, der 1480 in Walsrode geboren wurde und um 1540 in Husum starb. Sein berühmtestes Werk ist der sogenannte Bordscholmer Altar, zwischen 1514 und 1521 entstanden, just in den Jahren der Reformation. Heute befindet sich dieser Altar im Dom zu Schleswig. Der riesige Altaraufbau enthält viele quadratische Felder, in denen Leben und Sterben Christi in Holzschnitzarbeit von künstlerischer Vollendung dargestellt ist. Bei einem späteren Besuch bewunderte ich den Altar und liess mir von dem dortigen Pfarrer Einzelheiten erklären. Da die Figuren auf den Tafelfeldern verhältnismässig klein erscheinen und eher Miniaturen gleichen, so dass die ganze Feinheit wie Filigranarbeit nur aus unmittelbarer Nähe zu erkennen ist, begann der Pfarrer zu sinnieren, was den Künstler wohl veranlasst haben könnte, sich dieser hingebungsvollen Arbeit über Jahre hinaus zu widmen, wobei ihm bewusst war, dass dem Betrachter der schöpferische Gehalt des grossen Kunstwerkes verschlossen bleiben musste. Er, der Pfarrer hatte auf diese Frage nur eine Antwort, die ihn, wie er mir sagte, schon seit Jahren beschäftigte. Der Künstler habe nicht für den Betrachter gearbeitet, sondern für den Herrn im Sakrament. Die Holzschnitzereien seien rings um den Tabernakel angeordnet. Die ganze Altarwand sei ein eindeutiges Glaubensbekenntnis an den im Sakrament gegenwärtigen Herrn. Nur das sei die Triebfeder des frommen Künstlers gewesen. Man müsse das Werk mit den Augen und dem Herzen des Künstlers betrachten, dann könne es eine Faszination auslösen und zur gläubigen Anbetung führen.

Der evangelische Amtsbruder von Pelworm hatte im Chorgestühl seiner Kirche der heiligen Messe beigewohnt und die heilige Handlung mit dem Schott-Messbuch verfolgt. Nun bewegte ihn nur noch eine Frage, die ihm Kopfzerbrechen bereitete. Er nahm Anstoss an dem Zusatz in den Einsetzungsworten Jesu: «Mysterium fidei,» «Warum nur,» so fragte er mit schmerzlichem Bedauern, «hat die Römische Kirche, die sonst so unerbittlich an der Überlieferung festhält, diese Worte in den Text eingefügt, die in keinem der vier Abendmahlsberichte, weder bei den Synoptikern noch bei Paulus, enthalten sind?»

Diese Frage war eine Standardfrage in der theologischen Diskussion geworden. Ich machte den Mitsbruder darauf aufmerksam, dass dieser Zusatz keine Verfälschung des heiligen Textes, eher eine ergänzende Erklärung sei, denn schliesslich handle es sich doch um ein Geheimnis, das sich nur dem Glauben erschliesse. Man könne wohl annehmen, dass dieser Zusatz in einer glaubens-

schwachen Zeit erfolgt sei und die Erfahrung des Glaubens erleichtern helfe.

Mit sichtlicher Bewegung ergriff der gläubige Pfarrer meine Hand und dankte mir für dieses klärende Wort.

Das zweite Vatikanische Konzil hat bei der Erneuerung der Liturgie den Zusatz «Mysterium fidei» aus den Worten des Herrn herausgenommen und ihn der Konsekration nachgesetzt. Heute ruft der Priester der Gemeinde zu: «Geheimnis des Glaubens.» Es ist die Forderung, dass nur anbetender Glaube und gläubige Anbetung Zugang vermitteln zum gegenwärtigen Herrn. Diese liturgische Neuerung ist ein Werk ökumenischer Begegnung.

Kleider machen Leute

Auf den vorhergehenden Seiten habe ich von sehr ernsten und oft recht bitteren Erlebnissen erzählt. Sie wurden aber abgelöst von heiteren, ja belustigenden Episoden.

Wir Pfarrer erhielten eines Tages das Recht und damit die Pflicht, bei besonderen Anlässen den Offiziersgürtel zu tragen. Er war der «dernier cri» der Uniform. Diese silberdurchwirkte Schärpe mit einer entsprechenden Schnalle steigerte unsere Würde ins Unermessliche. Heute kann man darüber lächeln. Aber damals? Fast jeder Deutsche war uniformiert, wer keine Uniform trug, war ein Nichts. Übrigens tragen die Geistlichen zur Soutane auch ein Zingulum, das oft aus Moireeseide besteht, mit langen Fransen versteht sich. Und wenn ein Geistlicher von sich reden gemacht hat, wird er «päpstlicher Kaplan» und trägt ein violettes Zingulum. Das erhebt ihn turmhoch über die «miserable plebs» der kleinen Arbeiter im Weinberg des Herrn. Und sind sie nicht stolz auf diese Würde? Und nehmen sie nicht jede Gelegenheit wahr, sich mit dieser Dekoration dem Volke zu zeigen?

Da gab es einen Pfarrer, der im hohen Alter von mehr als 80 Jahren zum Monsignore ernannt worden war. Seit 50 Jahren hatte er sich keine neue Soutane schneidern lassen. Ihm war die abgewetzte alte gut genug. Nun aber hatte er nichts Eiligeres zu tun, als sich eine neue Montur zuzulegen. Die kindliche Freude über die Ehre steigerte sein Selbstbewusstsein und beflügelte sein Wirken in den letzten Jahren seines Lebens.

Inzwischen hat sich in der pilgernden Kirche schon viel geändert, auch in Bezug auf die Kleidervorschriften. Die erlauchten Kardinäle gingen mit gutem Beispiel voran. Als sie Papst Paul VI. auf seiner Flugreise ins Heilige Land begleiteten, liessen sie die roten Talare im Schrank und trugen die schlichten schwarzen, um den Kollegen aus der Orthodoxie, die nur die schwarze Tracht kennen, entgegenzukommen. Eine freundliche Geste, ge-

wiss! Aber warum verzichteten sie nicht hinterher auf die Purpurpracht, die längst museumsreif geworden ist.

Hier wäre eine ökumenische Gelegenheit gewesen, die auch die evangelische Kirche beeindruckt hätte. Verpasste Gelegenheit! Ob es nicht auch ehrlicher gewesen wäre, nicht nur eines guten Eindruckes wegen, sondern grundsätzlich auf mittelalterliche Relikte zu verzichten?

Paul VI. tat einen mutigen Schritt in dieser Richtung, als er die Tiara ablegte und die «Cauda», die Schleppe der Kardinäle und Bischöfe an der Cappa magna, abschneiden liess. Damit war auch das kuriose Amt des Schlepenträgers – richtiger musste es wohl Schwanzträger heissen: cauda = Schwanz – ein für allemal in Wegfall gekommen. Wie feixten wir Seminaristen schon damals im Priester seminar, wenn einer von uns hinter dem Bischof herlaufen und die Schleppe tragen musste! Dieses Amt setzte bei Pontifikalhandlungen den Kaudatar der Lächerlichkeit aus.

Als der Löwe von Münster, Clemens August von Galen, zum Kardinal erhoben wurde, stöhnte er darüber, dass er keine rote Robe auftreiben konnte. Er fragte bei seinem Kollegen Frings in Köln an, ob nicht aus den Beständen der früheren Kölner Oberhirten eine rote Soutane beschafft werden könnte. Er kam sogar in die rheinische Domstadt, fand aber nichts Passendes. Er war halt ein Riese, nicht nur in seiner Haltung, sondern auch an Körpergrösse. Ansonsten lag ihm nichts an dem ganzen «Buhei», dem er sich nicht entziehen konnte.

Auf dem Katholikentag in Mönchengladbach 1974 demonstrierten katholische Jugendliche mit dem Spruch: «Wir wollen keine Prälaten, wir wollen Taten.»

In meiner heimatlichen Domstadt fand vor einiger Zeit ein Priestertreffen statt. Vom Ordinariat erging vorher an alle Priester der Befehl, dass die Monsignoris nur in Schwarz erscheinen dürften, damit die Klassenunterschiede endlich verschwänden. Zwei Mitbrüder erklärten mir daraufhin, sie würden gar nicht teilnehmen, diese Forderung der Behörde sei eine Beleidigung.

Der gesamte Priesterrat einer Stadt hinwiederum richtete an den Bischof ein Votum, er solle grundsätzlich keine «päpstlichen Ehrenkapläne» mehr ernennen lassen. Bisher hat der Bischof sich darangehalten, obwohl ihm etliche Anträge in dieser Hinsicht bereits vorlagen, ja sogar Versprechungen gemacht wurden. O diese Armen! Sie fühlen sich betrogen. Witzig ist nur, dass in der Nachbardiözese ganz hurtig weiter Prälaten ernannt werden, wahrscheinlich, weil diese Diözese eine Erzdiözese ist, mithin die Priester Erzdiözesanpriester sind, und diese sind denn doch gewichtiger als die kleinen Suffraganpriester.

In Salzburg durften kraft besonderen Privilegs die Domherren samt und sonders in Cappa magna auftreten. Das war ein komischer Anblick, wenn die

Herren vor dem Erzbischof den Dom betreten. Schleppenträger gab's nicht, die Prozession wäre zu lang geworden. Die Würdenträger mussten die Schleppe selber über dem Arm tragen, wie weiland der Heiland sein Kreuz getragen hat. Nur der Erzbischof, als Primas Germaniae im Kardinals purpur, obwohl nicht Kardinal, konnte die Schleppe entfalten, die von einem traurig dreinblickenden Kleriker getragen wurde.

Übrigens, auch das Birett ist eine mysteriöse Sache. Vierzackig ist es laut kirchlichem Kleiderknigge Kennzeichen des theologischen Doktorgrades. Die deutschen Priester geniessen seit eh und jeh das Privileg, stets vierzackig herumzulaufen, ob sie nun Doctores sind oder nicht.

Ein Dorfpfarrer zog einst nach Rom, schlüpfte in die Soutane und setzte den Vierzack auf den Kopf. Überall nannte man ihn «Signore Dottore», da die italienischen Priester zumeist nur den Dreizack tragen. Das deutsche Pastörchen fühlte sich geschmeichelt, schritt mit erhabener Würde einher und straffte seinen Körper, wodurch er um einen Kopf grösser erschien.

Die amerikanischen Monsignori tragen, unbekümmert um Erlaubtheit oder nicht, ein ganz violettes Birett, nicht nur eine violette Quaste. Ich weiss es von einem lieben Freund, der im Gebiet der Siouxindianer tätig ist und mich letztes Jahr besuchte. Er ist auch so ein Schmalspurprälat mit total violettem Birett. Bei aller Freundschaft mit mir legte er doch Wert darauf, ein violettes Birett zu tragen. Er bedauerte aufrichtig alle, denen solche Würde versagt ist.

Der durch seine urkomischen Witze bekannt gewordene Domkapitular Steinberg erzählt:

«Worin gleichen sich Prälaten und Krampfadern? – Beide sind violett, beide treten ungebührlich hervor und beide sind höchst überflüssig.»

(Steinberg ist Herausgeber mehrerer Bücher und Schallplatten über den Humor der Kölner, z.B. «All widder e Wunder»).

Nach der Affäre mit dem zum SD übergewechselten ehemaligen Kollegen sollte ich mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet werden. Die Verleihung wurde mit einem feierlichen Akt verbunden.

Die ganze Einheit in Stärke von drei Kompanien mit Ehrenzug und Spielmannsabteilung, auch Spielmöpfe genannt, war angetreten. Auf einem Podest stand die Prominenz, zu der ich dirigiert worden war. Ich war das Schlusslicht in dieser Riege der Staboffiziere, natürlich mit Schärpe.

Während der feierlichen Zeremonie mit der Rede des Kommandeurs, mit Märschen der Musikkapelle, mit Salutschüssen und ähnlichem Tamtam rann-

ten Marinebildberichterstatter mit ihren Kameras herum, um die grandiose Szene für kommende Geschlechter festzuhalten.

Nach einigen Wochen erhielt ich einen amüsanten Brief aus Altenwalde. Unterschrieben war er von fünf Marinemaaten und Obermaaten. In dem mir vorliegenden Text steht zu lesen:

«Beim Sortieren unserer Bilder fiel uns ein Photo in die Hände, an dem wir hier viel Freude hatten, und das auch Ihnen, Herr Pfarrer, viel Freude machen wird. Wir denken noch gern an unsere Zeit bei Ihnen zurück. Unser Gruss gilt Ihnen, und Ihrer gedenken die Unteroffiziere der ersten Kompanie, Stube 5.» Es folgten die Unterschriften.

Dem Brief lag ein Photo bei von jenem feierlichen Akt der Ordensverleihung. Der Abzug war seitenverkehrt. Auf dem Bild war ich der rechte Flügelmann, die erste Figur der circensischen Galavorstellung. Da konnte ich nur sagen: Selten so gelacht!

Irgendwo las ich neulich eine Übersetzung des Halleluja. Sie lautete: «Es darf gelacht werden.»

Eine Ohrfeige für die Marinepfarrer

Wenn sich ein Gast zur Visite anmeldet, pflegt man gründlich Hausputz zu halten, um dem Besucher den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. So geschah es bei der Marine, wenn eine Inspektion von höchster Stelle bevorstand. Dann gab es «Rein Schiff», von morgens bis abends wurde geschrubbt, Unterkünfte und Stuben wurden auf Hochglanz gebracht, Fussböden gescheuert, Uniformen geputzt, Exerzierplätze geebnet und vor allem die Latrinen gereinigt. Ein Kommandeur, der bei seinen Inspektionen immer zuerst die Toiletten sehen wollte, pflegte zu sagen: «Die Sauberkeit fängt da an, wo es erfahrungsgemäss am unsaubersten ist.»

Im Kasernengelände von Husum war also eine Inspektion angekündigt worden. Konteradmiral R. von der Marinestation Nord in Wilhelmshaven, hatte seinen Besuch gemeldet. Der Admiral war gläubiger Katholik, ich kannte ihn schon von einer Marinepfarrertagung her in Dresden, an der er als Vertreter des Oberkommandos der Marine teilgenommen hatte. Bei der Begegnung mit ihm spielte sich eine köstliche Episode ab, über die ich heute noch lächeln muss.

Der Mittagstisch in der Offiziersmesse war mit Blumen geschmückt, Doppelteller waren aufgetragen, und es standen sogar Weingläser bereit. Die Tischordnung war bestimmt von Rang und Würden. An der Stirnseite waren die Plätze für den Kommandeur und seinen Gast, dann folgten die der Stabs-offiziere und der unteren Offiziersgrade bis zu den Fähnrichen.

Als sich die ganze Gesellschaft zum Festmahl versammelte, erlebten wir Pfarrer, mein evangelischer Kollege und ich, eine witzige Überraschung. Unsere Plätze waren aus unerfindlichen Gründen vertauscht worden. Wir rangierten plötzlich nicht mehr bei den Staboffizieren, sondern zwischen Kapitänleutnants und Oberleutnants. Diese Tischordnung widersprach den Gepflogenheiten der Marine und sollte wohl eine Ohrfeige für die Pfarrer sein, die sich der Verpflegungsoffizier ausgedacht hatte. Doch es sollte noch dicker kommen.

Dem hohen Gast sollte demonstriert werden, wie sparsam die Marine in den Notzeiten des Krieges ist. Deshalb waren bis zu den Kapitänleutnants einschliesslich Weingläser aufgestellt, bei den Pfarrern sollte die Weinherrlichkeit aufhören. Der Kommandeur erschien mit seinem Gast, der bei der Vorstellung jeden mit Handschlag und ein paar freundlichen Worten begrüßte. Man setzte sich zu Tisch. Die Suppe wurde aufgetragen. Beim Löffeln der wohlschmeckenden Kraftbrühe füllten eilfertige Küchenjungen in weissen Marineanzügen die bereitstehenden Weingläser mit edlem Traubensaft.

Nach dieser Vorspeise erhob sich der Kommandeur zu einem Toast auf den Ehrengast:

«Und nun erhebe ich mein Glas und bitte Sie, meine Herren, mit mir auf das Wohl unseres Gastes zu trinken.»

Alle Anwesenden erhoben sich, die hohen Staboffiziere ergriffen ihr Glas, nur wir Pfarrer und was nach uns kam, standen da und schauten freundlich lächelnd hin zum Admiral.

Der Gast hatte schon sein Glas zum Trunk ansetzen wollen, als er bemerkte, dass die meisten Offiziere vom Weingenuss ausgeschlossen waren, stellte das Glas wieder hin, schaute verärgert den Kommandeur an und sprach giftig: «Was soll denn das? Die Pfarrer haben ja keinen Wein!»

Die Situation war peinlich. Der Kommandeur wurde puterrrot und warf einen vernichtenden Blick auf den Verpflegungsoffizier. Der hastete vom Tisch weg in die Pantry, bestückte sich mit Weingläsern und servierte uns höchstpersönlich den Wein, für dessen Genuss wir Kirchenmänner ihm nicht würdig genug erschienen waren.

Nach diesem Zwischenfall prostete der Kommandeur aufs Neue seinem Gast zu, wobei ihm die Hand merklich zitterte. Der Admiral erwiderte noch vor dem Trunk mit einem Toast auf die Pfarrer, die er der besonderen Fürsorge des Offizierskorps empfahl. Sich mit dem Glas in der Hand an den Staboffizieren vorbeischiebend, kam er zu uns Pfarrern, stiess mit uns an und leerte sein Glas in einem Zug.

Wir Pfarrer hatten ein Seegefecht glänzend überstanden und gewonnen. Der Verpflegungsoffizier wagte es nicht mehr uns zu provozieren.

Exekution

Zu den erschütterndsten Erlebnissen, die einem Priester begegnen können, gehören die Betreuung und Vorbereitung zum Tode verurteilter Männer und deren Begleitung auf dem Weg zur Hinrichtung bis zum brutalen Ende. Davon haben die Gefängnispfarrer von Plötzensee, Werl und München ihre schaurigen Berichte veröffentlicht. Auch mir blieb es nicht erspart, diesen Dienst zu versehen. Im Laufe der Kriegsjahre wurde ich immer wieder von dieser Aufgabe gefordert, so oft ich auch meinen Standort wechselte. Diese Nächte bei den Verurteilten und die Exekutionen sind unverwischbar in meinem Gedächtnis haften geblieben und lassen sich auch nicht tilgen, ja von Zeit zu Zeit kehren sie in meinen Träumen zurück.

Da war wieder einmal ein Todesurteil verhängt worden über einen armen Matrosen, der Fahnenflucht begangen hatte. Gott weiss, dass dieser Junge, ob schon nach dem Gesetz schuldig, dennoch unschuldig war. Er war nämlich naiv, er war dumm, einfach zu unreif, um die Torheit seines Tuns vorher richtig abschätzen zu können. Es war halt Krieg, und in Deutschland wurde ja mit dem Menschenleben gespielt wie der Jongleur mit seinen Bällen zu manipulieren versteht.

Der naive Jüngling war also fahnenflüchtig geworden. Ich kannte ihn schon vorher, war er doch eines Tages zu mir gekommen und hatte mir gesagt, dass er sich beim letzten Heimaturlaub mit dem Eisernen Kreuz geschmückt habe, um seiner «Braut» zu imponieren. Das Kreuz war ihm natürlich nicht verliehen worden. Er fürchtete, entdeckt zu werden und suchte meinen Rat. Nach Rücksprache mit einem Marinerichter sagte ich ihm, er solle die Sache auf sich beruhen lassen. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter!

Die Sache war für ihn also ohne Folgen geblieben. Und wie das nun einmal menschliche Tragik ist, hatte dieser Dummkopf nicht die Folgerung daraus gezogen, sondern bei nächster Gelegenheit wieder ein ähnliches Ding gedreht. Er liess sich von seiner Braut aus der Heimat ein Telegramm schicken, seine Mutter sei gestorben. Durch diesen Trick erlangte er Sonderurlaub und dampfte für drei Tage ab zu seinem Mädchen. Die erlangte Freiheit nutzte er zum frivolen Spiel mit seinem Leben. Er konnte sich nicht von seiner heissgeliebten Dulcinea trennen, blieb volle acht Tage von der Truppe fern und gab derweil an wie ein aufgeblasener Karnevalsgeck. Bei einem Streifzug durch Hamburgs Reeperbahn und Sankt Pauli dekorierte er sich aufs Neue; diesmal sogar mit einer Admiralsuniform aus Kaiser Wilhelms Zeiten. Mit einem Admiralshut, dem bekannten Dreispitz, besuchte er ein Nachtlokal und erntete auch noch Beifall bei einem höheren Marineoffizier, der – wahrscheinlich selber benebelt – diesen Jungen nicht als Lackaffen erkannte, sondern ihn für ei-

nen echten Admiral hielt. Man erzählte sich später, dafür kann ich mich aber nicht verbürgen, obwohl es zur ganzen Szenerie passen würde, dass die beiden stockbetrunken durch die Strassen zogen und fidel trällerten: «Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wiederhaben.»

Inzwischen war die Marineeinheit, der dieser Matrose angehörte, nicht untätig geblieben. Die Polizei war hinter ihm her. Da man ihn nicht bei seinen Eltern fand, wurde eine Haussuchung bei der Braut vorgenommen. Auch diese war ohne Erfolg. Mit einem raffinierten Trick hatte ihn das Mädchen in einer Kommode versteckt, als die Polizei kam. Doch wie sollte dieser Unsinn enden?

Die saubere Braut, ein Musterexemplar von Falschheit, hatte ihn schliesslich verraten. Man weiss nicht, warum sie das getan hatte. Ob sie sich mit ihrem Schatz verkracht hatte? War Eifersucht im Spiel? Oder hatte sie möglicherweise Angst bekommen, selber bestraft zu werden, wenn es ruchbar wurde, dass sie die Fahnenflucht verursacht hatte?

Bei der Gerichtsverhandlung wurde vollendete Fahnenflucht festgestellt und das Todesurteil verkündet. Der Richter, mit dem ich über diesen Fall sprach, sagte mir, er habe vor der schwierigen Frage gestanden, ob ein minder schwerer oder schwerer Fall von Fahnenflucht vorliege. Er habe sich nach dem Ergebnis der Untersuchung für die Annahme eines schweren Falles entscheiden müssen. Verminderte Zurechnungsfähigkeit habe nicht vorgelegen, da der Mann genau gewusst habe, was er tat, und auch die Konsequenzen habe erkennen können.

Abends vor der Hinrichtung musste ich ins Gefängnis. Der Richter, der mich begleitete, hatte die Ablehnung des Gnadengesuchs in der Tasche. Beim Eintritt in die Gefängniszelle erlebte ich noch eine makabre Szene. Da sich der Soldat nicht von seinem Schemel erhob, fuhr ihn der Richter an:

«Wollen Sie nicht Meldung machen!»

Wie vom Blitz getroffen, stand nun das arme Luder auf und machte Meldung:

«Matrosengefreiter N.N. meldet sich – wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt.»

«Ich habe Ihnen mitzuteilen,» sagte der Richter, «dass Ihr Gnadengesuch abgelehnt worden ist. Das Urteil wird morgen früh sechs Uhr vollstreckt. Falls Sie noch irgendwelche Wünsche haben, wenden Sie sich an den Pfarrer. Er steht Ihnen zur Verfügung.»

Der Richter wandte sich zum Gehen. Ich blübb in der Zelle. Es war abends neun Uhr. Die ganze Nacht verbrachte ich bei dem Todgeweihten. Ich hörte mir seine Lebensgeschichte an, versuchte immer wieder das Gespräch in Gang zu bringen, um die Zeit zu überbrücken. In solchen Situationen braucht man starke Nerven, um nicht durchzudrehen.

Das gilt in gleicher Weise für den Todeskandidaten wie auch für den ihn begleitenden Priester. Zu geschwollenen Reden ist da kein Platz. Man spricht von den alltäglichen Dingen, vom Sterben im Allgemeinen, vom Tod der Soldaten im Krieg, schliesslich auch von Gott und dem Leben nach dem Tod. Es ist dann schon eine Erlösung, wenn es gelingt, Glauben und Hoffnung zu wecken. Das erreicht man am ehesten, wenn man selber ein überzeugtes Glaubensbekenntnis ablegt.

Die Nacht ging vorüber. Der Schlussakt vollzog sich in kürzester Zeit. Der Tod trat sofort ein. Nach der Beerdigung des Leichnams ging ich zur Kirche, feierte die Heilige Messe und betete: «In paradisum deducant te angeli.»

Kleine Freuden inmitten des Kriegsaltages

In meiner Erinnerung leben noch viele Bekannte von damals, zu denen die evangelischen Pfarrer von Sylt und Wyk, von Husum und Schleswig zählen. Wie gern kehrte ich ein beim Probst von Husum, in dessen Amtszimmer ich auf dem Flügel eine Laacher Madonna erblickte. Wir haben lange Gespräche geführt über die Mariologie, wobei ich der Theologie von Probst Asmussen und Karl Barth ein wenig näherkam.

Ich muss auch die wenigen katholischen Familien nennen, bei denen ich gastliche Aufnahme fand und heimisch wurde, die Familie des Bahnhofsvorstehers von Westerland, prächtige Menschen von ungebrochener Gläubigkeit; den Leiter des Postamtes von List auf Sylt mit seiner Frau und den drei Kinderchen, die ausser Rand und Band gerieten, wenn «Onkel Pastor» zu Besuch kam; den pensionierten Studienrat vom Apostelgymnasium in Köln, Organist ehrenhalber in der kleinen Kirche von Westerland.

Dieses Kirchlein war zu Anfang des Jahrhunderts von österreichischen Adelligen erbaut worden, da sie sonst beim Kuraufenthalt auf der Insel keine Gelegenheit zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes gehabt hätten. Später diente sie als Pfarrkirche für die paar Katholiken, die nach Westerland – meist aus politischen Gründen – verschlagen worden waren. Im Winter war sie bis dahin geschlossen geblieben und nur während der Kursaison geöffnet worden. Seit Beginn der Nazihierrschaft war sie mehrere Jahre nicht mehr «in Betrieb» gewesen, bis ein Pastor aus der Diözese Osnabrück die Seelsorge auf der Insel übernommen hatte. Wie er mir erzählte, war der Tabernakel des Altares eingerostet gewesen, er hatte ihn nur mit Hilfe eines Klempners öffnen können. Zu seinem nicht geringen Erstaunen befand sich darin eine Pyxis mit der Hostie, die jahrelang dort gelegen hatte. Offensichtlich hatte Jesus, der gute Hirt,

sein Zelt nicht abgebrochen in all den Jahren. Die Hostie war unversehrt geblieben, der Herr hatte bei den Menschen bleiben und mitten unter ihnen wohnen wollen.

Da war auch jener Medizinalrat aus dem Rheinland, den man wegen politischer Unzuverlässigkeit nach Husum versetzt hatte, und der sich als Leiter des Gesundheitsamtes grösster Achtung erfreute.

Einmal hielt ich für die Kinder der Zivilgemeinde auf Bitten des betagten Pfarrers einen Gottesdienst, liess die Kinder mit Klampfenbegleitung ihre Liedchen singen, ein damals noch ganz ungewöhnlicher Vorgang, und legte jedem Kind am Altar segnend die Hände auf. Dann wandte ich mich an die Eltern und liess auch sie an den Altar kommen, um sie zu segnen. Der Medizinalrat ging mit gutem Beispiel voran und empfing als erster den priesterlichen Segen.

Die Gattin eines Reichsbankrates, Frau Ada Brogsitter, hatte mir bei ihrer Wohnung in Husum ein Quartier besorgt und betreute nicht nur mich mit mütterlich sorgender Liebe; sie war eine ausgezeichnete Klaviervirtuosin, zog mit mir zu den Soldatengottesdiensten und versah den Organistendienst. Sie mobilisierte die wenigen katholischen Frauen, mit den geringen Mitteln, die ihnen im Kriege zur Verfügung standen, Plätzchen und kleine Kuchen zu backen, Äpfel und Nüsse zu sammeln und zu organisieren, was immer erreichbar war, um Weihnachtspäckchen zu machen für die Soldaten. Weihnachten 1941 konnte ich mit dieser Hilfe einige hundert solcher Weihnachtsüberraschungen herbeizaubern. Auf dem Seitenaltar unter der Krippe waren sie ausgebreitet, als ich die Christmette hielt und jedem Soldaten nachher ein liebevoll geschnürtes Päckchen aushändigen konnte.

Nicht minder hilfreich erwies sich die kirchliche Kriegshilfe der Caritas. Unzählige Pakete mit nicht nur religiöser, vielmehr auch unterhaltender Literatur habe ich erhalten. Der «Schott feldgrau» kam bei den Soldaten gut an, wovon die vielen Dankesbriefe zeugen, die mir noch nach Jahren geschrieben wurden. Und das Neue Testament, das Buch der Bücher, haben manche Soldaten in dieser Trostlosigkeit als Kraftquelle entdeckt und sich an Gottes Wort aufgerichtet.

Von Einzelpersonen aus allen Gegenden Deutschlands wurden mir Pakete und Päckchen mit selbstgebastelten Dingen zugeschickt, gestrickte Handschuhe und Socken, Taschentücher und Seife, eine kostbare Rarität, die es nur auf Seifenkarte gab.

Ein befreundeter Pastor schenkte mir zum Weihnachtsfest ein Paar Schnürsenkel. Er hatte sie selber von seiner Haushälterin geschenkt bekommen und gab sie nun weiter an mich trotz des Protestes seines guten Hausgeistes. Man kann sich in unserer heutigen Wohlstandsgesellschaft nicht vorstellen, wie wertvoll damals ein Paar Schnürsenkel waren und wie ich mich darüber gefreut hatte.

Haderabera

Das letzte Viertel des Jahres 1942 brachte drohendes Unheil über das ganze Land, als im Herbst die 3. Armee in Stalingrad von den Russen eingeschlossen wurde, als die Briten von Ägypten aus das Afrikakorps zurückschlugen und Engländer und Amerikaner mit einer Armada von Tausenden von Schiffen in Afrika landeten. Hitler hatte immer an eine Invasion in Norwegen geglaubt. Nun kamen die Alliierten von Afrika her. Januar 1943 kapitulierte die Paulusarmee mit 300'000 Mann in Stalingrad, Rommels Afrikakorps wurde im Mai vernichtend geschlagen und im Juni/Juli landete die Invasionsflotte auf Sizilien. Das Spiel war aus. Oder gab es doch noch irgendein Entrinnen?

Ich war im Sommer 1943 am Ende meiner Kraft, physisch und psychisch, ich brauchte Urlaub. Die nächtlichen Fliegerangriffe raubten mir den notwendigen Schlaf, die tägliche Arbeit wuchs mir über den Kopf, die seelische Belastung machte mich fertig. Mir wurde der Urlaub gewährt. Als Urlaubsort hatte ich Geschnitz am Brenner angegeben. Dort in der Bergwelt der Dolomiten gab es ein Pfarrhaus, das Feriengäste beherbergte.

Auf der Fahrt dahin besuchte ich meine liebe Mutter am Niederrhein, musste aber an den drei Tagen, die ich bei ihr verbrachte, Nacht für Nacht in den Luftschutzkeller; es war eine Qual. Wer diese Bombennächte nicht miterlebt hat, sollte nicht zu Gericht sitzen über «die» Deutschen im Kriege. Meine Mutter war nicht zu bewegen, mit mir in den Urlaub zu fahren, sie wollte ihr Heim nicht verlassen, um, falls es Bombeneinschläge gebe, zu retten, was zu retten sei. Welche Einfalt!

In Geschnitz fühlte ich mich wohl. Die imposante Bergwelt der Alpen, die gesunde, sauerstoffreiche Luft, die paradiesische Ruhe ohne Sirenengeheul, der gemütliche Pfarrer, das barocke Kirchlein, die Bäuerinnen in ihrer maleischen Tracht, all das konnte mir neue Kraft und Lebensfreude schenken.

In 1'800 m Höhe, mitten in den Bergen, befindet sich ein Kirchlein, der heiligen Maria Magdalena geweiht. Am 16. Juli machte die Gemeinde vom Tal aus eine Pilgerprozession zu dieser Kapelle. Da der Pfarrer sich nicht wohl fühlte, hatte er mich gebeten, die Gruppe zu begleiten und oben zu zelebrieren. Gern nahm ich die Bitte an. Hätte ich aber gewusst, wie beschwerlich der Aufstieg war, wer weiss, ob ich ja gesagt hätte. Auf schmalen Wegen, hintereinander schreitend, ging es bergauf. Mir blieb der Atem weg, so dass ich den Rosenkranz nur still mit beten konnte. Mutig stapfte ich weiter und langte mit der Prozession nach fünfstündigem Marsch beim Magdalenenkirchlein an. Die Kapelle liegt an einem Felsvorsprung. Hinter ihr dehnt sich eine langgestreckte Alm. In der Ferne erblickte man äsende Bergziegen und Gensen. Am

Horizont, wo sich der malerische Berg weit auftut, liegt der Zuckerhut der Stubaier Alpen, der Pflercher Tribulaun in den Dolomiten, der Hochfeiler in den Zillertaler Alpen. Schöne Welt – heile Welt – Welt Gottes! Es war, als gäbe es keinen Krieg, kein Leid, kein Elend, keinen Tod.

Die heilige Messe – ein Erlebnis! Einmalig! Unvergesslich! Klingt wohl ein bisschen pathetisch? Meinetwegen! Soll es doch!! Wer keine Emotionen kennt, ist krank, ein armer Hund, ist ein Depp. Ich danke dir, Vater im Himmel, dass du mir dieses Erlebnis geschenkt hast, dass ich die heilige Messe da feiern konnte, dass du mir nahe warst, dass ich dein Priester war und es noch sein darf . . .

Nachher gab's Kaffee und Kuchen, Brot und Speckwürfel. Alles war vom Tal mitgeschleppt worden. Ich wurde reich bewirtet. Und es schmeckte mir vielleicht!

Kein Wölkchen am Himmel. Die Sonne schien und malte spielerisch rote, gelbe, blaue Zeichnungen auf die schneebedeckten Gipfel.

Ehe wir wieder zum Abstieg aufbrachen, wurde noch ein Rosenkranz gebetet für die Gefallenen, für die Soldaten, für die Leidenden und Kranken. Namen wurden genannt, Männer, die das Gebet wohl besonders nötig hatten. Niemand sollte vergessen werden. Es ist schon etwas Erhabenes, solches Beten! Arme Menschen, die davon keine Ahnung haben! Der alte Gott, derselbe, der war und ist und sein wird, er lebte unter diesen Menschen trotz Tod und Verderben.

Beim Gebet fiel mir noch eine Besonderheit auf, die mich gleichzeitig zum Schmunzeln und zum Nachdenken anregte. Nach dem «Gegrüßet seist du, Maria» und dem jeweiligen Zusatz, z.B. «der für uns ist gekreuzigt worden», antworteten die Leute mit einem Wort, das ich nur verstand als «Haderabera, heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen.» «Haderabera», was mochte das für ein Wort sein und was sollte es bedeuten? Der Pfarrer erklärte es mir später: «Haderabera ist die abgekürzte Sprechweise von «hat er aber auch». Es war ein für die schlichten Bergbewohner aus Überzeugung kommendes Glaubensbekenntnis. Ich musste an den Zauberspruch Abrakadabra denken. Aber wie völlig anders ist das Haderabera im Gebet dieser gediegenen Leute, denen man kein X für ein U vormachen kann, als das Gewäsch von Okkultisten und Astrologen.

Beichte in der Alphütte

An einem der folgenden Tage machte ich bei strahlendem Sonnenschein im Alleingang einen Aufstieg zum Habicht, einem Viertausender. Ob ich das schaffen würde? Der Weg solle nicht zu beschwerlich sein und werde von vie-

len Bergfreunden gern benutzt; in 3'000 m Höhe befindet sich noch eine Hütte, in der man übernachten könne und auch gut gepflegt werde, hatte ich erfahren.

Ich mochte etwa zwei Stunden gestiegen sein, als es leicht zu schneien begann. Der Bergpfad war aber gut markiert und unter der feinen Schneedecke genau zu erkennen, so dass ich fröhlich weitermarschierte. Und das war wohl etwas zu kühn und dumm. Denn ich irrte vom Wege ab und befand mich unversehens in der Nähe einer Bretterbude.

Ein Uniformierter trat heraus und herrschte mich an:

«Wer sind Sie? Was wollen Sie?»

Ich hatte Zivilklamotten an und machte wohl einen verwegenen Eindruck auf den Mann, bis seine Stimmung plötzlich umschlug und herzlich wurde, als ich mich als Marinepfarrer ausweisen konnte. Der Mann führte mich in das Bretterhäuschen, in dem es wohligh warm war. Es waren noch zwei andere Männer drinnen, die ich beim Skatspiel mit dem Dritten im Bunde gestört hatte. Es waren Grenzer, Soldaten eines Grenzschiitzenbataillons, die oben in den Bergen Wache schoben und Ausschau hielten nach Leuten, die sich klammheimlich über die Berge ins Ausland absetzen wollten. Die Männer, im ganzen fünf, von denen zwei gerade einen Streifzug machten, waren erfahrene Bergsteiger, im Alter von etwa 50 Jahren; sie lebten je 14 Tage einsam in luftiger Höhe, ehe sie von einem anderen Trupp abgelöst wurden. «Unser Haufen», erzählten sie mir, «liegt in Fulpmes am Fuss der Series. Hier ist es verdammt langweilig. Nur Radio verbindet uns mit dem Rest der Menschheit. Proviant wird einmal die Woche gebracht. Ansonsten vertreiben wir uns die Zeit mit Streifzügen, Skat, Rasieren und Schlafen. Zwei sind immer draussen, einer kocht, die letzten spielen Halma, bis der Koch seine Eulenscheisse mit Rosinen fertig hat und mit uns Skat kloppt».

Die Kerle hatten Humor und waren einfallsreich an Ideen. «Herr Feldkurat», fragte mich einer, der mich mit dieser Titulierung zum Lachen reizte, «Herr Feldkurat», wo Sie da nun hier sind, sagen S', könnt ich denn net beichten? I hob's meiner Frau versprochen. Und i hob's nötig. Aber da drunten in Fulpmes traue i mi net. Der Pfarrer ist zu streng, ja mei!»

«Natürlich, warum nicht?» entgegnete ich.

«Aba, schau S', Herr Feldkurat, da isch doch hier koa Beichtstuhl. Und ich mag Sie net ansehen, wann i mei Sünden sag. Können S' dann net hinter an Laken treten, dass i Sie net anschauen muss und Sie mich net sehen kenna.»

«Ja, das geht. Also, wo ist das Laken?»

Da spannten die Wind und Wetter trotzen und kühnen, bergerfahrenen Grenzer tatsächlich eine Schnur quer durch den Raum, warfen ein Laken, ein schon angegrautes, darüber, stellten davor und dahinter einen Hocker, und fer-

tig war der Beichtstuhl. Der Mann setzte sich drüben und ich hüben, und allsogleich begann das Bekenntnis. Indessen waren die beiden Kollegen des Grenzers verschwunden. Nach der Beichte strahlte der Mann seine Glückseligkeit in den Tag, *rannte hinaus, und, als ich ihm folgte, kam einer der beiden anderen und sagte, er wolle auch seine Sünden los werden. Ich also wieder zurück auf den Beichthocker und waltete meines Amtes. Dann war auch der Dritte im Bunde zur Stelle. «Ego te absolvo ...»

Die also glücklich mit Gott Versöhnten brauten mir nun einen Capuccino del diavolo, einen Teufelstrank, kohlpechrahenschwarzen Kaffee mit einem doppelten Schuss Cognac, darüber eine Haube aus Obers (Sahne) und Schokoladenpulver. Pfui, schmeckte das Zeug miserabel! Ich schluckte das Gebräu, verschmähte aber einen zweiten Becher und überwand die Enttäuschung der Männer darüber, indem ich mir das Rezept dieses Trankes notierte und so mein Interesse bekundete. Das mir angebotene Bauernbrot mit fingerdick bestrichener Butter und Wurst schmeckte umso besser.

Als ich dann meinen Marsch fortsetzte, war ich glücklich und unglücklich zugleich, glücklich, weil ich den Männern hatte helfen, unglücklich, weil ich ihnen nicht auch die Kommunion hatte reichen können. Der Zeitverlust liess es leider nicht zu, noch weiter hinaufzusteigen; ich machte bald kehrt und gelangte gegen Abend ins Pfarrhaus zurück.

Hotel erster Klasse

Am 25. Juli kam die Nachricht von Mussolinis Sturz. Nun musste es wohl schnell mit dem Krieg zu Ende gehen. Ich brach meinen Urlaub ab, um zu meinem Standort zurückzueilen. Unterwegs besuchte ich noch einmal meine Mutter. Beim Abschied meinten wir beide, dass wir uns nach ein paar Wochen wiedersehen würden. Es war ein Abschied für mehr als drei Jahre, Jahre voller Gefahren, Schrecken und Not, nicht nur für mich, auch für meine Mutter.

Die Heimfahrt zur Marineeinheit in Schleswig-Holstein durch die zerbombten Städte und Dörfer wurde zu einer Strapaze, als es in Bremen plötzlich kein Durchkommen mehr gab. Hamburg war pausenlos drei Tage lang bombardiert worden. Tausende Menschen in unbeschreiblichem Elend blockierten den Bahnhof. Die Eisenbahner wurden kaum Herr der Lage. Mit Güterwagen beförderte man uns auf Nebengeleisen nach Ratzeburg. Dort dasselbe Schauspiel wie in Bremen. Schreckliche Szenen. Mütter im Nachthemd, schreiende

Kinder und gebeugte Alte, Menschen mit Koffern und Kartons irrten umher, hilflos Ausschau haltend nach einem Stück Brot, nach einem Gefährt.

Wie komme ich weiter? Ich muss doch zurück zur Truppe! Da erwischte ich einen Mann, um den sich etliche Leute versammelt hatten.

«Sagen Sie», sprach ich ihn an, «kann ich hier irgendwo übernachten?»

«Ja. Hotel erster Klasse. Kommen Sie.»

Ich stelzte hinter ihm her. Etwa hundert andere Leute auch. Es mögen wohl zwei- oder dreihundert gewesen sein. Wir landeten auf einem abgeernteten Kornfeld.

«Machen Sie es sich bequem! Stroh kommt, soviel Sie wollen.»

Es wurde eine Nacht im Freien. Auf Streu. Ohne Decke. Ich hatte mich auf meinen Koffer gesetzt. Niemand klagte. Niemand schimpfte. Eine Mutter betete ihren Säugling auf eine dicke Strohunterlage, nahm einen Wollschal und deckte das Kleine zu. «Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh. Maria und Josef betrachten es froh.»

Ich versuchte zu schlafen, die Augen fielen mir von selber zu. Für zehn Minuten klappte es. Obwohl es eine laue Sommernacht war, begann ich zu frieren, ich hatte ja keine wärmende Decke. Die Nacht ging dennoch vorüber. Mir fiel ein, was die Landser in angeheiterter Stimmung zu singen pflegten:

«Es geht alles vorüber, Es geht alles vorbei.

Auch Adolf Hitler

Und seine Partei.»

In der Morgendämmerung suchte ich einen Tümpel, um mich zu waschen. Dann ging ich zum Bahnhof zurück. Dort wieder das gleiche Schauspiel wie am Abend vorher. Flüchtlinge, Flüchtlinge, Flüchtlinge, Rotkreuzschwestern, Rotkreuzschwestern, Teekannen, Teekannen. Als ich mich bis zum Bahnhof vorgeschoben hatte, fand ich die Ortskommandantur, wo ich mir einen Vermerk im Urlaubsschein holte: «Wegen Bomben auf Hamburg nicht weitergekommen.» Mit Stempel und Unterschrift. Ich lief über eine Strasse und fand den Weg nach Rendsburg. Und marschierte weiter, marschierte drei Stunden lang. Dann hatte ich Glück. Eine Karre kam dahergefahren, von einem Maultier gezogen. Der Fahrer, ein holsteinischer Bauer, nahm mich mit. Er hatte Milch und Brot, gab mir zu essen und zu trinken. Gegen Abend kam ich nach Rendsburg. Schliesslich langte ich bei meiner Einheit an. Wie schön, wieder «daheim» zu sein! Bei meinem Verein! Ehe ich mich bei meinem Kommandanten vom Urlaub zurückmeldete, schlief ich erst mal gründlich aus.

Der Chef, er war inzwischen zum Kapitän zur See befördert worden, begrüßte mich leutselig und rückte dann mit einer Nachricht heraus, die mich traf wie ein Blitz.

«Sie sind mit Wirkung vom 1. 8. 1943 zum Seekommandanten Bretagne in Brest, Frankreich, zu Konteradmiral Kähler kommandiert. Tolles Kommando! Sie haben unverschämtes Glück. In Brest ist es völlig ruhig. Die Alliierten kommen von Süden, von Italien her. Der Atlantikwall scheint denen unüberwindlich zu sein. Der Hafen von Brest, der grösste Naturhafen der Welt, ist der sicherste Ort Europas.»

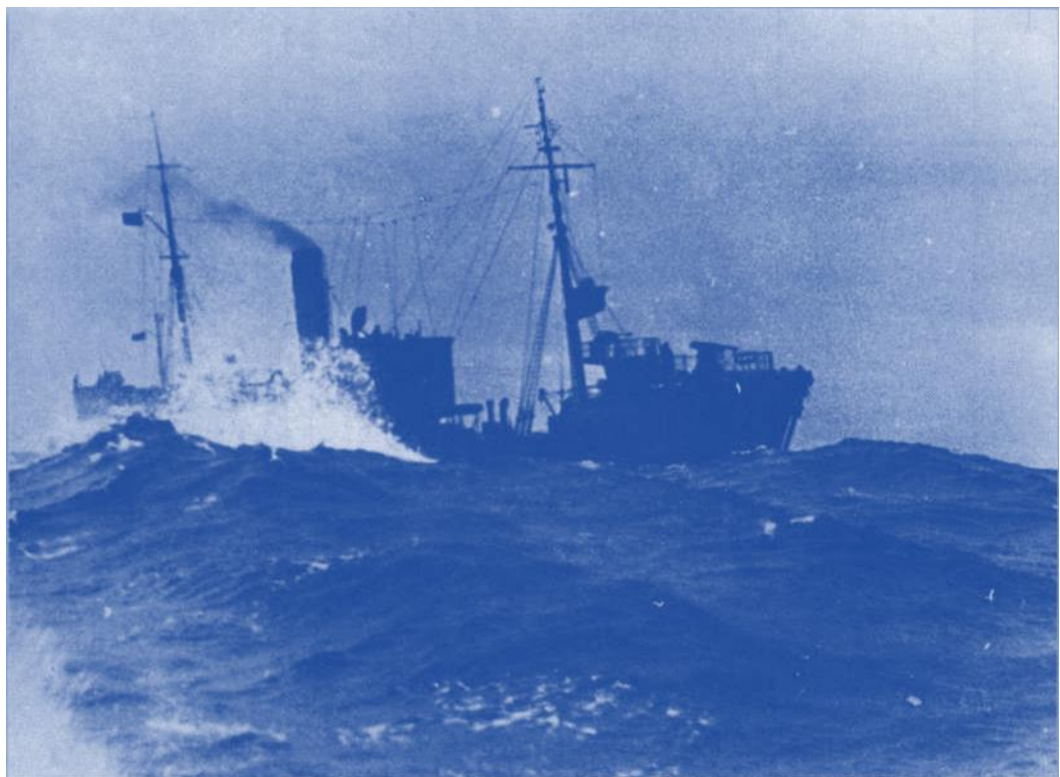
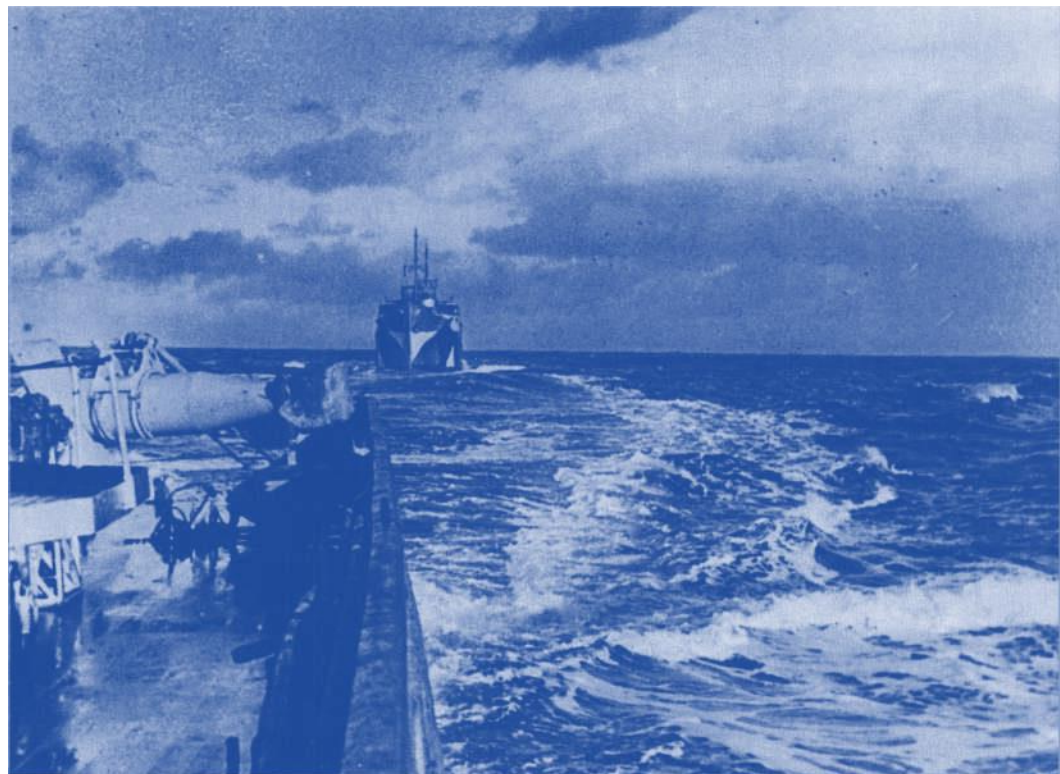
Was sollte ich sagen? Gewohnt, abkommandiert zu werden, rief ich einen befreundeten Korvettenkapitän beim Stationsbefehlshaber Nord in Wilhelmshaven an und fragte nach dem Sinn der Kommandierung. Er sagte mir, ich hätte ganz grosses Schwein gehabt. Admiral B., Kommandant auf der Krim, habe mich angefordert. Dadurch sei ich ins Gespräch gekommen. Aber das mit der Krim habe keinen Zweck gehabt. Man müsse die Krim sowieso bald aufgeben. Dagegen müsse der Pfarrer von Brest abgelöst werden. So sei man auf mich gekommen. Er gratulierte mir, es war aufrichtig gemeint. Dem neuen Kommando konnte ich mit heiterer Gelassenheit entgegensehen.

Seite 121: Oben: 300'000 Tonnen sicher geleitet: Vorpostenboot in der Nordsee.
Aufnahme-Kriegsbericht: Hager, Photopress, Zürich.
Unten: Deutsche Marine-Einheiten unterwegs. Photopress, Zürich.

Seite 122: Sogar die SS verzichtete nicht auf ein kirchliches Begräbnis. Bild oben und unten: Begräbniszeremonie für einen SS-Offizier in Nordholland.

Seite 123: Trotz Verbotes der Naziregierung wurden Freund und Feind mit den gleichen Ehren beerdigt (siehe die unterschiedlichen Flaggen auf dem unteren Bild).

Seite 124: Oben: Invasion 1944. Im Hintergrund alliierter Flottenverband, der sich wie eine schwarze Mauer gegen den Horizont abhebt. Bundearchiv, Koblenz.
Unten: Invasionsfront, Sommer 1944: Feldverbandsplatz nach einem Jagdbomber-Angriff. Bundesarchiv, Koblenz.









IV. Brest/Bretagne, Frankreich

Die Fahrt nach Brest wurde zu einem vergnüglichen Unternehmen ohne Störung und Lärm, obwohl sie mehr als zwei Tage dauern sollte. Mit einem PKW hatte mich der Adjutant meines bisherigen Chefs nach Kiel zum «Zug des Befehlshabers der U-Boote» befördert, eine Einrichtung, deren sich sonst kein Befehlshaber erfreuen durfte. Sie war getroffen worden, um unsere U-Bootmänner, wenn sie von langer Fahrt heimkehrten, möglichst schnell in die heimatischen Häfen zu bringen, wo sie sich von der harten Fron in der Enge des Schiffes erholen konnten. Dieser Zug fuhr täglich die Strecke von Kiel nach Brest und umgekehrt. Der Reiseweg ging über Bremen und Düsseldorf durch Holland, Belgien und Frankreich nach Paris, eine Strecke, die von acht Uhr morgens bis nachts zwei Uhr zurückgelegt wurde. In der Seine-Stadt war Aufenthalt bis zum Mittag. Zeit genug zu einem Streifzug durch die Stadt.

Paris ist eine Stadt, deren Architektur mich schon früher beeindruckt hatte. Die breiten Boulevards, die sternförmig zum Arc de Triomphe führen und unter Napoleon angelegt worden waren, machen den Autoverkehr von heute leichter als anderswo und vereinfachen die Orientierung wie von selbst, dass man sich nicht verlaufen kann. Und erst die «Metro»! Dieses unterirdische Verkehrsnetz ist ein gigantisches Labyrinth, in dem man sich aber nie verirrt und in rasantem Tempo zu den bedeutenden Plätzen der Stadt gelangt. Scheusslich fand ich den Eiffelturm, ein Stahlgerüst der Grossmannssucht, wie auch den Invalidendom mit der sonderbaren Riesenwanne, die eher ein Schwimmbad hätte sein können, als Standort des klotzigen Sarkophags Napoleons, vor dem Hitler 1940 nach der Kapitulation Frankreichs sich exalziert begeisterte, indem er, die rechte Hand zum Grusse erhebend, sich tief verneigte. Er hatte wohl die Phantasmagorie seines eigenen Mausoleums vor Augen, das natürlich für den «Gröfaz», den «grössten Feldherrn aller Zeiten», noch gewaltiger, noch imposanter, noch berühmter werden müsse. Ich sah auch den Louvre wieder und wäre gern hineingegangen, wozu leider die Zeit nicht reichte. Nach dem Kriege wollte ich, das war mein Vorsatz, nachholen, was ich in diesen Jahren vergeblich ersehnt und schmerzlich vermisst hatte. Noch einen Blick auf die Kuppel von Sacré Coeur, dann musste ich zurück zum Bahnhof.

Der Zug fuhr durch die monotone nordfranzösische Landschaft in Richtung Bretagne. Ich hatte ein Abteil für mich, wurde nur gelegentlich von dem einen oder anderen Offizier, der das gleiche Reiseziel hatte, zu einem freundlichen Gespräch besucht, der Küchenwagen versorgte mich mit bester Verpflegung, wie sie ansonsten nur unseren U-Bootfahrern zustand, und – ich muss das auch

einmal erwähnen – die Männer von der Verpflegung brachten mir reichlichere und bessere Dinge, weil ich ja nun «ein Pfarrer» war. Ein junger Steward, der mich mit heissem Rasierwasser versorgte, meinte zwar etwas skeptisch, dass ein Pfarrer an Bord Unglück bedeute, aber das könne man abwenden, wenn man den «Kommandeur der himmlischen Heerscharen» mit Fressalien aus der Admiralsküche besteche. So könne er die Erzengel auf unsere Seite ziehen. Sie waren feine Kerle, die von der Marine, ich lasse mir diese Erinnerung nicht vermiesen; wo auch immer Marineleute zusammenkamen, sie fühlten sich wie eine grosse Familie, die mit der Politik nichts zu tun hatte und sich auch dafür nicht verantwortlich fühlte.

Die Deutsche Reichsbahn während des Krieges

Wenn ich allein im Abteil war, lauschte ich gedankenverloren dem rhythmischen Rattern der Räder und wandte mein Interesse der Eisenbahn zu. Gibt es ausser statistischem Material wohl ein Buch, das die bravourösen Leistungen der Deutschen Reichsbahn während des Krieges schildert? Als Sohn eines Eisenbahners, dessen Vater schon der königlich-preussischen Bahn angehört hatte – mein Grossvater war in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei der Errichtung der rechts des Rheins gelegenen und der von Krefeld nach Kempen führenden Strecken in verantwortlicher Position tätig gewesen –, als Sohn eines Bahnbeamten im Verwaltungsdienst fühlte ich mich der Reichsbahn besonders verbunden und hatte die Überzeugung gewonnen, dass in diesem Berufsstand auffallend viele gläubige Christen vertreten waren. Die Bahn beförderte pausenlos Millionen Menschen durchs Land und war bei allem Bombenhagel imponierend fahrtüchtig geblieben. In selbstvergessender Sorge taten die Eisenbahner ihren Dienst für die ihnen anvertrauten Fahrgäste. Das Zugpersonal gehörte und gehört auch heute noch zu den höflichsten Leuten im Dienstleistungsgewerbe. «Sich der Bahn an vertrauen lohnt sich», wie Peter von Zahn in seiner Fernsehwerbung treffend bemerkt hat.

Eisenbahner haben oft Sonntagsdienst, wussten es trotzdem und wissen es auch heute so einzurichten, dass sie den Besuch der hl. Messe in ihren Dienstplan einbauen; ich habe mich oft davon überzeugen können. In Brest sollte ich noch klassische Beispiele dafür erleben. Die Männer waren in der Heimat und im Feindesland in Pflicht genommen und taten ihren vom Tod bedrohten Dienst, ohne selber Gegenwehr leisten zu können, mit Mut und Gottvertrauen. Orden und Ehrenzeichen haben sie nicht bekommen. Wohl haben sie zahlreiche Todesopfer bringen müssen, kein Ehrenmal ist ihnen errichtet. Der ehe-

malige Generaldirektor der «Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft», Dr. Dorpmüller, hatte 1933, als ihm Hitler das «Goldene Parteiabzeichen» verleihen wollte, diese «Ehrung» abgelehnt mit dem Bemerkten, er sei nicht Mitglied der Partei und wolle es auch nicht werden. Ich wehre mich immer mit aller Kraft, wenn man kollektiv «die» Deutschen verantwortlich machen will für alles, was in der Nazibarbarei geschehen ist. Und es ist für mich fraglos, dass eine überirdische Macht mit im Spiel war, wie immer man sie nennen mag.

Am Nachmittag war der Zug von Paris weitergefahren, gegen Abend kamen wir nach Quimper und liefen bald im Bahnhof von Brest ein.

Meine Erlebnisse in Brest

Meine Erlebnisse in Brest zu Papier zu bringen, bereitete mir immense Schwierigkeiten. Ich habe im Unterschied etwa zu Erich Kuby kein Tagebuch führen können, dazu fehlte es mir einfach an Zeit. Ich war froh, meine Predigten zu entwerfen, sie haben in den Kriegsjahren vier Aktenordner gefüllt. Bei der Gefangennahme habe ich sie im Stich lassen müssen, ein Jammer, den ich nie überwunden habe. Selbst der Predigtzyklus in der Passionszeit 1944, über die in Frankreich verkündete Devise «Liberté, Travail, Famille», sieben mit viel Mühe verbundene Abhandlungen, die ich in meinem Seesack versteckt hatte, musste ich bei der Kontrolle abgeben. Die «Amis» waren zu skeptisch und vermuteten wohl nazistisches Schrifttum. Kuby wird meinen Schmerz ermessen können, sind doch solche Arbeiten geistig gezeugte Kinder, die man liebt und hütet wie einen kostbaren Schatz.

Wenn es mir nun doch möglich ist, meine Erlebnisse und Begegnungen in jenen Tagen von Brest niederzuschreiben, so schulde ich dem oben erwähnten Erfolgsautor und Journalisten Erich Kuby aufrichtigen Dank. Er hat mich mit den beiden Büchern: «Nur noch rauchende Trümmer / Das Ende der Festung Brest, 1959» und «Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2'129 Tagen, 1977» zum Schreiben animiert und inspiriert, indem er die Geographie von Brest und viele Orts- und Personennamen in mein Gedächtnis zurückrief, mit deren Hilfe ich meine Erlebnisse zu rekonstruieren vermochte.

Kuby und ich, wir beide stehen uns in vielfacher Hinsicht nahe, wenn uns auch mehr noch trennt. Wir sind nahezu gleichaltrig, er Jahrgang 1910, ich Jahrgang 1911. Er war Soldat von 1939 bis Herbst 1945, ich ein paar Monate länger von 1939 bis Sommer 1946. Beide waren wir in Brest und haben die Kämpfe bis zum Ende miterlebt, jeder auf seine Weise mit je unterschiedlichem Aspekt. Wir sind uns sogar begegnet. Seite 432 des Buches «Mein Krieg» schreibt er, dass er am 27. August 1944 den Schluss eines katholischen

Gottesdienstes mit erlebte. Der Pfarrer war ich. Schade, dass ich Kuby nicht persönlich kennenlernte! Als Nichtnazis hätten wir uns verstanden. Beide wollten wir überleben und haben alles getan, unsere Haut zu retten und Hitler zu helfen, den Krieg zu verlieren.

Kuby unterscheidet sich von mir dadurch, dass er evangelischen Glaubens ist – er spricht gelegentlich von seiner Konfirmation –, ich bin römisch-katholisch. Kuby war Soldat in einer Nachrichtenabteilung, ich Marinepfarrer. Kuby wurde nach dem Kriege Buchautor und Journalist, ich studierte noch Philologie, baute das Staatsexamen und war für lange Jahre geistlicher Lehrer an höheren Schulen.

Nun sind Kuby und ich weiss Gott nicht unfehlbar. Keiner hat dieses Charisma des Heiligen Geistes. So wird man ihm und mir das Recht auf Irrtümer zubilligen müssen. Errare humanum est!

Bei Kuby heisst es S. 432 in «Mein Krieg»:

«Unterwegs musste ich durch einen der grossen Essräume der U-Flotille, ein gewölbter Zementsaal, dessen Wände und Bögen von Nässe spiegeln. Dort war gerade katholischer Gottesdienst, dessen Schluss ich beiwohnte. Ein Soldat in der ersten Reihe heulte hörbar. Etwa 80 andere Soldaten taten es nicht, aber fast alle nahmen das Abendmahl. Eine überraschende Religiosität bricht plötzlich aus in diesem Nazivolk.»

Es stimmt, den Gottesdienst habe ich gehalten, und ich erinnere mich auch des in der ersten Reihe weinenden Matrosen. Aber die Schlussfolgerung Kubys von der «überraschenden Religiosität», die «plötzlich in diesem Nazivolk» ausgebrochen sei, ist falsch.

Am 15. August 1943, also ein Jahr vor jenem Gottesdienst am 27. August 1944, hielt ich meinen ersten Gottesdienst in einer der grossen Kirchen von Brest. Seitdem stand ich Sonntag für Sonntag auf der Kanzel und am Altar in einer von Marinern, Luftwaffenleuten, Eisenbahnern, Werftarbeitern und Männern der Organisation Todt überreich gefüllten Kirche. Der Gottesdienst begann jeweils um 16 Uhr. Ab 14 Uhr sass ich im Beichtstuhl, und nach der Messfeier stand ich wieder für eine Stunde zur Beichte zur Verfügung. An jenem 27. August 1944 konnte der Gottesdienst nicht mehr in der Stadtkirche gehalten werden, wir waren eine belagerte Festung geworden. Die U-Flotille war ein Notbehelf. Ich hatte in dieser Stunde von der mir für Notfälle in Todesgefahr verliehenen Vollmacht Gebrauch gemacht und die sakramentale Lossprechung erteilt. Es ehrt die Soldaten, die bei der hl. Messe die Kommunion empfangen. Sie waren keine Nazis, es sei denn, Kuby verstand sich auch als Glied «dieses Nazivolkes». Tagaus, tagein besuchte ich während der folgenden Tage und Wochen die Soldaten in ihren Stellungen, besonders die kleinen Einheiten, und diente den Männern als Priester und Hirt. Ich vermag über

die Religiosität der Männer zu urteilen, sie war echt und ungebrochen in all den Jahren des Krieges. Es gab mehr Gläubige als Kuby sich träumen lässt.

Kuby wird mir diese Richtigstellung nicht verübeln. Ich bin sie der Wahrfähigkeit und der Ehre der betroffenen Männer schuldig. Zugleich danke ich dem verehrten Schriftsteller, dass er mir mit seinen Büchern Gelegenheit gegeben hat, vom Glauben und Leben christlicher Soldaten im Kriege schreiben zu können.

Und ich schreibe mit Humor, weil ich ein Christ bin, mit Dankbarkeit, weil ich vom Vertrauen meiner Soldaten getragen war, mit Demut, weil Gottes Gnade mich weise geführt hat.

In meiner Soldatengemeinde existierte ein Kirchenchor mit über 40 sangesfreudigen Soldaten, geleitet von einem Leutnant als Chordirigenten, der in gläubiger Begeisterung bei vielen Gelegenheiten mitwirkte. Nie vergesse ich die Christmette 1943 in der grossen Stadtkirche mit den Weihnachtschorälen, obwohl mir persönlich das Herz blutete, da ich am Heiligen Abend drei französische Angehörige der Résistance zur Hinrichtung hatte vorbereiten und begleiten müssen, worüber ich noch berichten werde. Ich denke auch noch an den Ostergottesdienst 1944 mit ungewöhnlich grosser Beteiligung beim Kommunionempfang und an die machtvolle Bekenntnisfeier am Trinitatissonntag desselben Jahres. Die Deutschen waren kein Nazivolk, vielleicht irrende und über die Nazigreuel unwissende Soldaten. Versagt haben «die da oben» in den Jahren vor dem Kriege. Und das trifft alle jene, die Verantwortung trugen. Aber jeder weiss auch, dass die, die sich vorwagten, mundtot gemacht wurden, ins Ausland flüchteten oder im K. Z. landeten. Ich lehne es ab, zu Gericht zu sitzen über unser Volk und überlasse das Urteil Gott.

Festungskommandant war Oberst v. d. Mosel, Seekommandant Viceadmiral Kähler, Standortoffizier Major Dr. Habermas. Mir wurde als Quartier eine Wohnung in einer der vornehmsten Villen der Stadt zugewiesen, im Hause des ehemaligen französischen Kommandanten, in dem auch der evangelische Amtsbruder residierte. Der deutsche Seekommandant wohnte in der «école de la marine», der Marineschule, weil er so am ehesten mit seinem Stab verbunden war und die Geschicke der Marine lenken konnte. Daher stand das Haus des französischen Admirals leer und schien für die Pfarrer der geeignete Aufenthaltsort zu sein.

Ich bewohnte die 2. Etage, die eine Zimmerflucht von sieben Räumen mit Bad und Küche umfasste, ein Luxus, der mich nicht beeindruckte. Indessen nutzte ich die Möglichkeit und richtete im grössten Raum eine Kapelle ein. Ich konnte sogar 70 Betstühle organisieren und schon bald an den Abenden der Wochentage zelebrieren, eine Freude für manche Soldaten ebenso wie für mich. Mit dem Herrn Jesus unter einem Dach, was wollte ich mehr?

Die jahrelange Besatzungszeit in Frankreich hatte die deutschen Soldaten zur Untätigkeit gezwungen, wer wollte sie deshalb tadeln oder verächtlich darüber sprechen? Nun war es freilich nicht so, dass sich die Stäbe einen guten Tag gemacht hätten. Es muss jemand schon borniert sein, wenn er glaubt, dass ein Apparat von 20'000 Soldaten für die Verwaltung keine Arbeit brächte. So leichtfertig darf man nicht urteilen, ohne sich lächerlich zu machen. Im Verhältnis etwa zu den heutigen Kommunalverwaltungen mit gleicher Personenzahl war die militärische Verwaltung umfangreicher, schwieriger und voll von Problemen. Und es trifft auch nicht zu, dass die Stäbe die Jahre der Besatzungszeit verschlafen hätten. Hinzu kommt, dass die Marine ihre Leute von Zeit zu Zeit auswechselte, so dass sich die Stäbe immer wieder regenerierten. Als die grossen Schlachtschiffe Scharnhorst und Gneisenau noch in Brest vor Anker lagen, ehe sie ihren kühnen Durchbruch am hellen Tage durch den Kanal machten, um an der norwegischen Küste stationiert zu werden, wurde Brest von schweren und schwersten Bombenangriffen heimgesucht. Das war zu einer Zeit, da in Deutschland der Krieg noch nicht zu spüren war. Kein einziger Soldat vom Befehlshaber bis zum kleinsten Schützen fühlte sich wohl in seiner Haut. 1942 haben allein in zwei Monaten dreitausenddreihundert Bomber viertausend Tonnen Sprengstoff auf Brest abgeworfen, dreiundvierzig Bomber haben die Briten dabei verloren mit zusammen zweihundertsiebenundvierzig Mann Besatzung.

In Brest gab es mehrere unterirdische Bunker, 30 bis 40 Meter tief und hunderte Meter lang, riesige Gewölbehallen, die in den felsigen Grund gehauen worden waren. Schon die Franzosen hatten mehrere solcher Bunker angelegt, längst vor dem Kriege. Brest war der grösste natürliche Seehafen der Welt und daher von wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung. Im Ersten Weltkrieg waren hier die Amerikaner gelandet, als sie 1917 in den Krieg gegen die Achsenmächte eingetreten waren. In der Nähe meiner Wohnung befand sich ein solcher Stollen, der den Franzosen bei Fliegeralarm als Schutzraum diente. Mit ihnen kam ich bei solchen Gelegenheiten ins Gespräch und sammelte so Erfahrungen, die mir später wertvolle Möglichkeiten eröffneten zu Unternehmungen von besonderer Tragweite.

Um bei den Marineeinheiten bekannt zu werden, führte ich mich mit einem Vortrag ein über den Admiral Graf Spee und dessen Seegefechte im Ersten Weltkrieg. Diesen Vortrag habe ich mehr als 30mal gehalten. Ich lernte die Einheiten an Land und an Bord kennen, wie Offiziere und Mannschaften auch mich kennenlernten. So stellte ich die Weichen für meine Aufgaben als Seelsorger.

Sonntags war regelmässig Gottesdienst in einer der grossen Stadtkirchen. Am 15. August 1943 hielt ich meine Einführungs predigt. Was lag näher, als

dass ich über das Festgeheimnis Maria Himmelfahrt sprach. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt und blieb es an all den folgenden Sonntagen, bis die Belagerung der Stadt im August 1944 diese Gottesdienste unmöglich machte. Je mehr sich die nahende Katastrophe abzuzeichnen begann, umso mehr verkündete ich die Botschaft Christi von der Hoffnung, der einzigen Kraft inmitten der totalen Bedrohung, von Gott, der das Rad der Geschichte dreht.

Montags war Bibelabend. Raum genug bot meine grosse Wohnung. Zu dem Kreis gehörten Männer verschiedenster Formationen, ausser Soldaten der drei Waffengattungen auch Leute von der Organisation Todt. 1974 erlebte ich eine grosse Wiedersehensfreude. Ein Brester Kamerad, Josef Klein mit Namen, hatte sich durch das Generalvikariat meine Anschrift verschafft und mit mir nach 30 Jahren Kontakt aufgenommen. Er ist heute ein ausgezeichnete Kenner der biblischen Zeitgeschichte und wirkt als Katechet in Linz/Rhein.

Zur Festung Brest gehörten einige Inseln. Marineflakeneinheiten sollten von See her anfliegende Feindflugzeuge abwehren und waren Inselbewohner geworden. Diese Eilande waren den Briten ein Dorn im Auge. In fünf bis zehn Kilometern Entfernung lauerten feindliche Zerstörer und bedrohten die Inseln samt ihren Bewohnern. Haupt Stützpunkt war die Insel Ouessant. Allen Seefahrern ist die Insel bestens vertraut. Auf ihr befindet sich ein Leuchtturm, der jedem vom Kanal her auftauchenden Schiff der letzte Gruss des europäischen Kontinents bedeutet, ehe es in der unendlichen Weite des Ozeans verschwindet. Für Schiffe, die von Übersee nach Europa kommen, ist diese Insel mit ihrem Leuchtturm das Zeichen dafür, dass das Meer überwunden und das Festland erreicht ist.

Die Inselfoldaten waren meiner Sorge anvertraut, ich musste mich ihrer annehmen. Also «heuerte» ich ah beim Kommando der Gruppe, die täglich in der Dunkelheit der Nacht die Insel ansteuerte und mit Mannschaften, Proviant und Munition versorgte. Das war gefährlich. Als ich dem Seekommandanten erklärte, ich wolle in regelmässigen Abständen die Insel besuchen, warnte mich dieser vor den grossen Gefahren und riet mir dringend von diesem Unternehmen ab. Wenn ich trotzdem das Risiko einging, hatte das nichts mit Heldentum und auch nichts mit Leichtfertigkeit zu tun. Es war priesterliche Pflicht, wie es auch priesterliche Selbstverständlichkeit ist, bei ansteckenden Epidemien die Kranken zu betreuen. Ich hatte zudem ein grenzenloses Vertrauen auf Gottes Hilfe.

Die erste Fahrt war schon voller Gefahren. Kaum war das Boot aus dem Hafen ausgelaufen, als wir die britischen Zerstörer am Horizont erblickten. Nun wurde es mir doch etwas mulmig in der Magengegend. Ich hatte mir meinen Platz in der Nähe der Kommandobrücke gesucht und betete still den Rosenkranz. In regelmässigen Abständen blitzte es drüben auf, während unser

Boot sich ganz ruhig verhielt. Wir warteten nur darauf, dass das Boot selbst getroffen würde oder doch in seiner Nähe Einschläge erfolgten. Eine unheimliche Spannung befahl jeden, niemand wagte zu sprechen. «Herr Pfarrer, vergessen Sie nicht das Beten», flüsterte mir ein Matrose ins Ohr. Ich muss gestehen, dass ich nach anfänglicher Unruhe bald gelassen wurde und keine Angst empfand. Und es blieb auch ruhig, bis wir nach siebenstündiger Fahrt im Morgengrauen den Hafen der Insel erreicht hatten.

Die Insel ist ein landschaftlich reizvolles Paradies. Die Leute reden Bretonisch, das dem Germanischen verwandt ist. Zumeist sind es Fischerleute und kleine Bauern mit ein paar Kühen, Schweinen, Schafen und Ziegen. Neben der Kirche befindet sich einer der überall in der Bretagne anzutreffenden Calvaire, eine Kreuzigungsgruppe mit dem heidnischen Hauptmann. Ich zelebrierte noch am gleichen Morgen in der Kirche die hl. Messe und machte mich dann auf den Weg zu meinen «Pfarrkindern». Dabei stellte mir der Inselkommandant ein Reitpferd zur Verfügung, da die Insel keine geeigneten Wege für Autofahrten hatte. Schon auf Sylt hatte ich reiten gelernt. Nun kam mir diese Kunst zu Hilfe bei meiner Arbeit. Leider galoppierte der Gaul sofort davon, als ich mich kaum in den Sattel geschwungen hatte, worauf ein paar Offiziere ein tolles Gelächter anstimmten. Ich muss ausgesehen haben wie Sancho Pansa bei Don Quichotte, aber das brave Tier hatte wohl Freude daran, einen Pfarrer tragen zu dürfen und machte deshalb seine tollen Sprünge. Auch den Flaksoldaten bereitete der hoch zu Ross aufkreuzende Pfarrer einen tollen Spass, der die Begegnung von Anfang an freundlich gestaltete und zu lebendigen Gesprächen führte.

Am folgenden Morgen feierte ich in einer Baracke die hl. Messe. Es war eine Art Hausmesse, bei der die Männer innerlich und äusserlich mitwirkten. Die «*actuosa participatio*» ergab sich von selbst, brauchte nicht erst mühsam herbeigeführt zu werden. Solche Messfeiern gehören zu den nachhaltigsten Erinnerungen meines Priesterlebens. Ich habe die tröstliche Erfahrung machen dürfen, dass unter der rauhen Schale der Männer ein religiöser Kern verborgen war, den herauszuschälen Genugtuung bedeutete und Hoffnung weckte.

Bei späteren Inselbesuchen wurde im Geleitzugsystem gefahren, die Gesamtlage war gefährlich ernst geworden. Eine solche Fahrt ist mir deshalb in lebendiger Erinnerung geblieben, weil sie mit einem köstlichen Erlebnis verbunden war.

Bei meiner Ankunft am Hafen gab es ein Geplänkel darüber, auf welchem Schiff der Pfarrer mitgenommen werden sollte. Man stritt sich um diese Ehre. Ich wählte das Flaggschiff des «Konvois en miniature» und versprach, bei der nächsten Fahrt einem anderen Boot den Vorzug zu geben.

Einmal bot mir der Bootskommandant seine eigene Koje an, da er selber während der Nacht das Kommando übernommen hatte. Ich legte mich also zum Schlaf nieder und ruhte ein paar Stunden. Als ich in der Frühe gegen fünf Uhr die Kapitänskajüte verlassen wollte, wäre ich beinahe über einen Matrosen gestolpert, der vor der Tür hockte und schlief. Nun hatte ich ihn unsanft geweckt. Der Mann erklärte mir zu meiner Verwunderung, er habe dem Kapitän seine Hängematte angeboten und selber den Fussboden als Schlafstätte gewählt. Das war Kameradschaft, wie sie in der Marine gepflegt wurde. Bei der Rückkehr nach Brest spendierte mir der Kommandant eine Flasche Cognac mit der Bemerkung: «Das verpflichtet Sie, demnächst wieder dabei zu sein.» Ich habe dem entsprochen.

Bald vor Weihnachten 1943 meldete sich bei mir telefonisch ein U-Bootkommandant und fragte mich, ob er beichten könne. Ich lud ihn in meine Kapelle ein. Bald darauf erschien er mit noch 14 Männern seiner Besatzung, die das gleiche Anliegen hatten.

«Wir sind», erzählte er, «Weihnachten auf See, möchten aber Weihnachten wie daheim feiern. Darum bin ich gekommen.»

Man muss nun wissen, dass Ende 1943 die U-Boote längst zu Todesfallen geworden waren. In einem einzigen Monat dieses Jahres, im «schwarzen Mai», hatte die Marine 41 U-Boote verloren, die mit Mann und Maus im Atlantik ihr Grab gefunden hatten. Das war eine erschreckende Bilanz des U-Bootkrieges. Damals hatte der B. d. U., Grossadmiral Dönitz, die Konsequenz gezogen und die paar vorhandenen U-Boote aus dem Atlantik abgezogen. Als Grund war «die derzeitige Überlegenheit der feindlichen Ortungsgeräte» angegeben worden (vgl. Cajus Bekker: «Verdammte See». Köhler-Verlag 1971, S. 329).

Die wenigen Boote, die in Brest lagen, wurden nur noch gelegentlich eingesetzt, ohne Kampfauftrag, zu Erkundungsfahrten oder als Geleitschutz. Einen ähnlichen Auftrag hatte jenes Boot, dessen Kommandant mit seinen Männern zu mir gekommen war. Diese zähen Burschen wussten um die Aussichtslosigkeit des Unternehmens, zumal auch die Feiertage zum Auslaufen bestimmt waren in der Erwartung, dass dann allenthalben Weihnachtsruhe herrschen würde.

Der Kommandant und seine Männer beichteten, ich reichte ihnen die hl. Kommunion. Dann schleppten sie mich mit zur U-Flottille, in der Marineschule, wo eine kleine Weihnachtsfeier vorbereitet war. Der Christbaum strahlte, die Tische waren geschmückt, Festgeschenke lagen bereit. Die alten Weihnachtslieder erklangen, begleitet vom Schifferklavier. Nach ein paar Stunden wehmütiger Abschied. Ich versprach den Männern, Weihnachten in der Christmette ihrer zu gedenken.

Es war gegen zwölf Uhr nachts, als ich wieder in meinem Quartier war und mich zur Ruhe begab. Schon gegen sechs Uhr früh kam ein Telefonanruf mit

der düsteren Nachricht, dass das Boot gleich nach dem Auslaufen noch in der Hafeneinfahrt von feindlichen Flugzeugen gesichtet und versenkt worden war. Die ganze Besatzung hatte ihr Seemannsgrab gefunden. Weihnachten feierten die Männer in einer anderen, einer besseren Welt. Die Christmette wurde zum Requiem. Gott wird diese Männer aufgenommen haben in die Schar derer, die niemand zählen kann aus allen Ländern, Nationen und Sprachen.

Wie es einem Professor in Uniform erging

Während der langen Besatzungszeit galt eine der Haupt sorgen der Marineführung der Truppenbetreuung. Die Männer sollten vor dem Versinken in Lethargie und dem Versumpfen in moralische Verwahrlosung bewahrt werden. Ein grosszügiges Angebot an kulturellen und unterhaltenden Veranstaltungen wurde durchgeführt, die oft minderwertig, oft auch von hohem Niveau waren.

Paul Hartmann rezitierte meisterhaft aus dem «Faust», der frühere Reichskanzler Luther, der spätere Botschafter in USA, hielt einen Vortrag über das englische Empire, Gustav Gründgens kam zu einer Beethovenfeier.

Diese Veranstaltung mit Gründgens hinterliess bei mir einen unverwischbaren Eindruck. Neben einer Beethovenbüste hatte der Mime Platz genommen. Er musste sich Beethoven gegenüber zurückgesetzt fühlen, weshalb er Haltung und Miene des grossen Komponisten annahm, als wolle er sagen: «Schaut her! Ich bin's.»

Beim Klang von Beethovens Neunter schielte er immer wieder zu der Büste und korrigierte zu wiederholten Malen seine Haltung. In dieser Pose musste man ihn für einen miesen Snob halten. Der negative Eindruck verflog erst, als er gekonnt Beethovens «Heiligenstädter Testament» vortrug, es war ein literarischer Hochgenuss.

In jenen Jahren hatte die Wehrmacht alle wehrfähigen Männer eingezogen und in die Soldatenuniform gesteckt. Unter den Landsern befanden sich auch Universitätsprofessoren; einer war Germanist und Literaturhistoriker von höchstem Format. Die Begegnung mit ihm gehört zu den amüsantesten und zugleich trostlosesten des ganzen Krieges.

v.W. war ein Mann von hohem Wuchs mit einem schweren Körper auf dünnen Beinen und kleinen Füssen. In der Uniform machte er eine komische Figur. «Schütze v.W.», wie er nun hiess, trug eine Brille mit dicken Gläsern. Er war ein typischer Gelehrter, völlig unbegabt für die praktischen Dinge des Lebens und denkbar ungeeignet für das Soldatsein. Welche Demütigung, diesen Wissenschaftler vom Katheder weg in die Fron des Soldatenlebens zu zwingen! Selbst seine militärischen Vorgesetzten sahen das ein und sorgten

dafür, dass er in die Wehrbetreuung eingeschaltet wurde. In seiner Umgebung bei den Landsern fühlte er sich nicht verstanden. Erst durch die Wehrbetreuung lebte er auf, da er dort seine grossen Fähigkeiten entfalten konnte. Er hatte Kontakt gesucht bei den Pfarrern und war häufig deren Gast.

In einer Vortragsreihe über das Helenaproblem in Goethes «Faust» offenbarte sich hier ein Mann von hohem geistigem Format. An mehreren Abenden sprach er zwei Stunden lang ohne Konzept in einer druckreifen Sprache aus profundem Wissen zu einem Kreis von Offizieren, die sich berauschen liessen vom Inhalt seiner Rede und von der klassischen Schönheit seiner Sprache.

Eines Tages kam Schütze v.W. zu uns Pfarrern in völliger Verwirrung. Untröstlich klagte er:

«Der Spiess hat mich beauftragt, Farbe zu holen.»

Mit diesem Auftrag wurde er nicht fertig und kam daher zu den Pfarrern.

«Wozu wird denn die Farbe gebraucht?» fragte ihn mein Amtsbruder.

«Das weiss ich nicht. Ich denke doch zum Anstreichen.»

«Welche Farbe soll es denn sein?»

«Das hat der Spiess nicht gesagt.»

In dieser Situation gab es nur eine Möglichkeit der Hilfe, dass wir den Spiess anriefen, um die Sache zu klären. Der Spiess meinte:

«Lassen Sie den Mann selber an den Apparat kommen, ich werde mit ihm reden.»

v.W. nahm den Hörer, und dann entwickelte sich folgender Dialog:

«Hier meldet sich Schütze v.W.»

«Wo sind Sie denn?»

«Ich? – Ich bin am Telefon.»

«Mensch, ich will wissen wo?»

«Ich sagte schon, Herr Spiess, ich bin am Telefon.»

Das war nun nicht mehr zu ertragen. Mein Kollege nahm den Hörer in die Hand und setzte das Gespräch fort, wobei der Spiess ihm ein paar gesalzene Wortfetzen ins Ohr schrie. Die Farbe besorgten wir gemeinsam und brachten v.W. zur Einheit zurück.

Tage später, es war an einem Abend gegen zehn Uhr, kam der Pechvogel zu uns in völlig desolatem Zustand.

«Was ist denn los, armer Kerl, du siehst aus wie ein gerupftes Huhn.»

«Ja, ich habe eine Katastrophe erlebt, die schrecklichste meines Lebens.»

«Nun mal langsam, erzähle!»

«Ich sollte heute einen Vortrag halten über Wilhelm Busch.»

«Ja, und?»

«Als ich in dem Theatersaal erschien, erfuhr ich, dass ursprünglich eine Revue angesagt war, 30 tanzende Girls. Die Männer hatten sich auf nackte Beinchen gefreut. Nun aber erschien ich auf der Bildfläche. Die Tanzgruppe hatte abgesagt. Die Enttäuschung der Männer war verständlich. Ich sollte also als Ersatz über Busch sprechen und wollte den Pessimismus im Humor Wilhelm Buschs aufzeigen. Der Saal mit rund 1'000 Soldaten wurde zum Hexenkessel. Schon mein Diaskop funktionierte anfangs nicht. Die Männer gerieten ausser Rand und Band. Als ich dann endlich mit dem Vortrag beginnen wollte, wurde ich ausgepiffen. Mehrmals wollte ich ansetzen, es war nichts zu machen. Nach meinem ersten Wort dröhnte der Saal aufs Neue vom Lärm der tobenden Männer. Ich habe Blut geschwitzt. Schliesslich sagte ich aus lauter Verzweiflung: ‚Wer sich nicht für den Vortrag interessiert, möge ruhig gehen.‘ Dabei hatte ich gehofft, die Leute würden sich nun beruhigen. Was geschah? Der ganze Saal leerte sich. Es war ein Exodus, wie ich ihn nicht für möglich gehalten hätte. Schliesslich blieben nur noch 15 Offiziere übrig, die ausharrten, wohl nur aus Höflichkeit.»

Noch Schlimmeres musste der arme Professor erdulden und erleiden. So kam er eines Tages völlig verdreht zu uns, ohne Käppi, ohne Koppel, ohne Brille. Er konnte kaum sehen, er war seelisch fertig. Er musste erst beruhigt werden, ehe er erzählen konnte, was vorgefallen war.

Beim Landgang verzehrte er einen Apfel und übersah wegen seiner Kurzsichtigkeit, die trotz der Brille vorhanden blieb, einige Offiziere und ging ohne Gruss apfelkauend vorüber. Er bekam einen Anschneider, der ihn völlig verdatterte. Besonders achtgeben wollend, schritt er darauf an einer Gruppe junger Matrosen vorbei, die er für Offiziere hielt, und grüsste mit der einen Hand am Käppi, mit der anderen an der Hosennaht. Die Mariner brachen in schalendes Gelächter aus. Er bemerkte seinen Irrtum nicht, drehte aber wegen des Gelächters so durch, dass er kopfüber in ein Erdloch stürzte. Wie er sich wieder daraus befreit hatte, konnte er nicht sagen. Kurz und gut, total ramponiert suchte er bei den Pfarrern Hilfe.

Wie vielen Soldaten mag es ähnlich ergangen sein, vielleicht noch schlimmer! Auch in Brest erlebte ich mehrere Selbstmorde. Wann endlich wird die Menschenwürde allgemein als eines der höchsten Güter anerkannt?

Die jahrelange Untätigkeit der Soldaten während der Besatzungszeit in Frankreich seit dem Sommer 1940 wirkte denaturierend auf Geist und Gemüt. Ich werde nicht gern daran erinnert, worüber schon Erich Kuby in seinem Brester Tagebuch mit Berechtigung, wenn auch überspitzt, berichtet hat. Denn weder die Landser, noch deren Vorgesetzte in den Stäben waren dafür verantwortlich zu machen. Gewiss war es nicht so, dass alle Soldaten geistig und moralisch verödeten oder gar verblödeten, es gab wie überall Gute und Böse,

Gerechte und Ungerechte. Manche Fehlhaltungen gehen auf das Konto des erzwungenen «dolce far niente». Eine Episode, die blitzartig diese Misere beleuchtet, habe ich leider miterleben müssen. Sie soll nicht verschwiegen werden.

Wohin falsche Erziehung führt

Vor mir steht das Bild eines jungen Mannes von 20 Jahren, noch nicht ausgewachsen, mit einem Kindergesicht, der sich nur einmal pro Woche zu rasieren brauchte. Er endete unter den tödlichen Kugeln eines Exekutionskommandos. Seine Lebensgeschichte war Gegenstand des nächtlichen Zwiesgespräches mit mir vor der Hinrichtung. Dieses junge Menschenleben haben Eltern und Erzieher zu verantworten, wenn sie Rechenschaft ablegen vor dem Richterstuhl Gottes.

In den ruhigen Minuten, die dem immer wieder her vor brechenden Tränenstrom angesichts des bevorstehenden Todes folgten, erzählte er mir, wie sein Irrweg begonnen hatte. Als Zehnjähriger hatte er einem Mitschüler einmal zehn Pfennig gestohlen. Das blieb unentdeckt, war ohne Folgen. Das war der Anfang einer unheimlichen Serie von kleinen und kleinsten Diebereien, die sich wie eine Kettenreaktion fortsetzten. Auch den Eltern hatte er kleinere und grössere Geldbeträge gestohlen. Selbst als er einmal vom Vater überführt wurde, wusste die Mutter diese Diebereien zu verharmlosen. Vielleicht hätte der Junge in einer psychiatrischen Behandlung von seiner krankhaften Veranlagung befreit werden können, wenn man sich seiner aus Verantwortung angenommen hätte. Stattdessen entwickelte sich in ihm ein unwiderstehlicher Drang nach fremdem Hab und Gut. Es war ein Fall von echter Kleptomanie.

Mit 14 Jahren wurde dann natürlich das Rauchen zur regelrechten Sucht. Und wenn das Geld nicht reichte für die Glimmstengel, wurde Vaters und Mutters Portemonnaie geplündert. Zu grösseren Diebereien war es nicht gekommen. Obwohl er oft und oft nahe daran war, Zigarettenautomaten zu knacken, hielt ihn etwas Unerklärliches davor zurück. Sein Gewissen war nicht ganz zugedeckt, obwohl der Drang nach Zigaretten unwiderstehlich geworden war.

Nun wurde er als 17jähriger Soldat. Wie ich aus der Beurteilung in seiner Schiffsstammrolle wusste, war er ein leidlich guter Kamerad und Soldat, der zu keinem nennenswerten Tadel Anlass gegeben hatte. Eine harmlose Erkrankung, Meniskus Verletzung, beim Fussballspiel bekommen, brachte ihn ins Lazarett. Hier nun geschah jene Kette von Dummenjungenstreichen, die mit Hinrichtung wegen Fahnenflucht enden sollten.

Als Genesender machte er sich beim Sanitätspersonal nützlich, indem er die täglich eintreffende Feldpost an die Soldaten verteilte. Das hatte er auch zur

Zufriedenheit aller ordentlich gemacht, bis ihn die alte Kleptomanie wieder packte.

Und das war so gekommen: Unter den Feldpostbriefen befanden sich solche, in denen man eine flache Zigarettenpackung erfühlen konnte. Und ausgerechnet einen solchen Brief unterschlug der Tor, wirklich nur einen einzigen, in dem sich ganze zehn Zigaretten befanden. Der Tragweite seines Tuns war er sich ganz sicher nicht bewusst. Am wenigsten wird er bei dieser Lappalie daran gedacht haben, entdeckt zu werden. Und doch, er wurde es, und das auf eine tollpatschige Art und Weise.

Als er sich angeberisch die geklauten Zigaretten schmecken liess, erregte er den Neid seiner Kameraden, die ihm dann auf den Kopf zusagten, dass er die Zigaretten beim Verteilen der Post unterschlagen habe.

Nun muss man wissen, dass Kameradendiebstahl zu den verabscheuungswürdigsten Verbrechen unter den Soldaten zählt und darum auch immer schwer geahndet wird. Das Urteil lautete: 14 Tage Haft.

Alles wäre noch harmlos ausgegangen, wenn der Junge nicht bei der Überführung in die Haftanstalt durchgedreht hätte und in einem günstigen Augenblick getürmt wäre. Er schlüpfte dann irgendwo unter, bis er nach einer Woche geschnappt wurde. Vollendete Fahnenflucht! Aus!

Das ist alles so grässlich, dass die Kriegsgesetzgebung gründlich neu überdacht werden muss. Der Friedensforschung tut sich hier ein brennendes Problem auf. Ich meine, man vergeudet nur Zeit, wenn man Kriegsrichter begeistert, die doch weiss Gott die Gesetze nicht gemacht haben. Macht lieber neue Gesetze! Schafft ein neues Kriegsrecht!

Spionage und Sabotage wurden und werden heute in vielen Ländern der Welt mit dem Tode bestraft. In Frankreich war schon 1940 die Résistance entstanden, eine patriotische Widerstandsgruppe mit zahlreichen, im ganzen Land verbreiteten Schlupfwinkeln. Sie standen mit den Feindmächten in reger Verbindung und vermittelten wertvolle Nachrichten über den Kanal nach England. Die Deutschen hatten ihrerseits unter den Franzosen Mitarbeiter, sogenannte «Collaborateurs», gefunden, die dem deutschen Spionagedienst angeschlossen waren. Berühmt wurden die «Rote Kapelle» und «die Katze». Mit der Résistance sollte ich zu tun bekommen.

Hitler schenkte den Franzosen einen Sarg

Als Frankreich 1940 geschlagen und im Wald von Compiègne unter entwürdigenden Umständen die Kapitulation unterzeichnen musste, war die franzö-

sische Bevölkerung vor Entsetzen wie gelähmt. Die Deutschen waren Sieger, hatten in einem der «Blitzfeldzüge» in kurzer Zeit die «Poilus» geschlagen und benahmen sich nun auch als Sieger. Hitlers Bemühungen, die Franzosen auf seine Seite zu ziehen, waren eine Narretei. Der alte Marschall Pétain, der «Sieger von Verdun» aus dem Ersten Weltkrieg, hatte sich dem geschlagenen Volk zur Verfügung gestellt und war französischer Präsident geworden. Hitler, ideenreich wie immer, wollte den Franzosen seine Zuneigung zeigen und schenkte ihnen einen Sarg, wirklich einen Sarg.

In dem Sarg lagen die sterblichen Überreste eines kaum 20jährigen jungen Mannes, des Herzogs von Reichstadt, eines Sohnes Napoleons aus seiner Ehe mit der österreichischen Kaisertochter Marie-Louise. Nach dem Ende Napoleons hatte sich die unglückliche französische Kaiserin mit ihrem Kind nach Wien zurückgezogen, wo ihr Sohn, der «König von Rom», wenige Jahre später gestorben war. Sein Leichnam war in der berühmten Kapuzinergruft zu Wien, der Grabkapelle des österreichischen Kaiserhauses, beigesetzt worden. Diesen Sarg entführte Hitler aus Wien und liess ihn nach Paris in den Invalidendom bringen.

Bei dem feierlichen Staatsakt fehlte Pétain, er hatte sich beharrlich geweigert, an dieser plumpen Geste des deutschen Diktators teilzunehmen.

Die französische Untergrundbewegung entwickelte sich zu einer immer gefährlicheren Bedrohung für die deutsche Besatzung und wurde, je länger der Krieg dauerte und die Aussichten für Hitlers Endsieg geringer wurden, unerträglicher. Sabotageakte mehrten sich von Tag zu Tag, Brücken wurden gesprengt, Depots flogen in die Luft, Deutsche wurden aus dem Hinterhalt von Heckenschützen überfallen und getötet. Das sind Begleiterscheinungen des Krieges in alter und neuer Zeit. Die Reaktion wiederum ist die Eskalation des gegenseitigen Misstrauens, der Abneigung und des Hasses. Saboteuren drohen schwere Strafen, meist wird die Todesstrafe verhängt und vollstreckt. Sie soll abschreckend auf die Bevölkerung wirken.

In Brest kam es immer wieder zu Sabotageakten, dagegen musste man sich irgendwie schützen. Die beste Sicherheit für Leib und Leben ist der Selbstschutz. Das Oberkommando der Wehrmacht hatte daher angeordnet, dass alle Deutschen mit Pistolen bewaffnet sein müssten, um bei Gefahr durch Untergrundkämpfer sich verteidigen zu können. Als Militärpfarrer war ich gemäss den Bestimmungen der Genfer Konvention des Roten Kreuzes Nichtwaffenträger. Nun musste ich eine Waffe tragen! Und dieses Mordinstrument sollte nicht hinten, sondern vorne am Koppel hängen, an der linken Seite, damit die Waffe bei plötzlichem Überfall mit der rechten Hand blitzschnell gepackt werden konnte. War ich nun Waffenträger geworden und stand somit nicht mehr

unter dem besonderen Schutz des Roten Kreuzes, oder zählte die Selbstschutzpistole nicht zu den Waffen? Auf diese Frage wusste niemand eine Antwort. Aber ich musste das Ding tragen. Noch eine irrsinnige Nuance! Ich hatte eine Pistole, wusste aber ganz und gar nicht damit umzugehen. Ich hatte und habe noch nie in meinem Leben ein Schiessseisen probiert, nicht einmal in einer Schiessbude auf dem Rummelplatz. Alles, was mit Schiessereien zu tun hat, ist mir in tiefster Seele zuwider. Ich hätte schon ein Vollidiot sein müssen, wenn ich mit der Pistole bei einem Überfall herumgefuchelt hätte. Gottlob ist es nicht soweit gekommen! Wohl durfte ich nicht mehr allein zu den einzelnen Stellungen und musste einen Mann als Küster mitnehmen. Dieser Küster sass hinten im Wagen mit einer Maschinenpistole im Anschlag, während ich auf dem Beifahrersitz neben dem Fahrer Platz genommen hatte. Der Wagen trug auf drei Seiten das Rote Kreuz, wir Insassen hatten den weissen Stahlhelm auf dem Kopf. Das Wort «Küster» kommt vom lateinischen «custos» und heisst «Bewacher». Hier hatte das Wort eine seltsame neue Bedeutung bekommen.

Manchmal begegneten wir, unterwegs zu den abseits gelegenen Stellungen, zwielichten Gestalten, die mir eine gewisse Angst einflössen. Es ist durchaus möglich, dass sie durch das Rote Kreuz davon abgehalten wurden, uns etwas zuleide zu tun.

Mit Untergrundkämpfern der Résistance sollte ich dennoch Bekanntschaft machen; mir ist das nicht erspart geblieben. Es war eine mich tief bedrückende Sache, bei der ich eine gehörige Portion göttlichen Beistandes brauchte. Und Gott hat mir geholfen!

Der Fall ist schnell erzählt. Drei Franzosen, ein etwa 50jähriger Familienvater, ein robuster Mann von 30 Jahren und ein Heranwachsender von 18 Jahren waren bei der Sprengung eines Depots von der Feldgendarmarie geschnappt und zum Tode verurteilt worden. Es ging ja in den Kriegsjahren alles schnell und ohne Federlesens vor sich und wurde zunehmend härter und brutaler, sowohl auf deutscher wie auch auf französischer Seite. Die drei Patrioten sollten hingerichtet werden auf dem Schiessstand in Brest. Ich erhielt erst zwei Stunden vor der Exekution die Nachricht. Die Kürze der Zeit war eine grosse Schweinerei, aber sollte ich protestieren oder den armen Teufeln noch meinen geistlichen Trost geben? Die Frage stellen, heisst sie beantworten. Ich also los zum Schiessstand! Das Peloton-Kommando war bereits da. Die Todeskandidaten warteten noch im Gefängnis. Ich fragte den Kommandoführer, ob auch ein französischer Pfarrer hinzugezogen werde. Das sei verboten, sagte der. «Davon weiss ich nichts», sagte ich entrüstet, «so ein Quatsch»!

Ich fuhr zur nächstgelegenen französischen Pfarrkirche, trommelte den Curé heraus, erzählte ihm kurz den Sachverhalt, fragte nach drei französi-

schen Katechismen, packte den weisshaarigen Priester in den Wagen und jagte zurück zum Schiessstand. Der französische Mitbruder war starr vor Schrecken und glaubte, wie er mir hinterher sagte, er solle selber exekutiert werden.

Inzwischen waren die Todeskandidaten eingetroffen und wurden in einer Bretterbude, gefesselt, bewacht. Den Pfarrer nahm ich mit zu den armen Männern, gab jedem einen Katechismus, schlug den Beichtspiegel auf, liess mir mit dem Finger zeigen, welcher Sünden sie sich schuldig fühlten und spendete die Absolution. Der französische Mitbruder war zugegen; ich verhinderte aber, dass er das sonst übliche Bekenntnis im Flüsterton entgegennahm. Das hätte ja zu unabsehbaren Konsequenzen führen können. Ich konnte, falls es notwendig gewesen wäre, mit überzeugender Sicherheit behaupten, dass ich es mit Entrüstung zurückgewiesen hatte, den Priester allein mit den Männern reden zu lassen. Man hätte ja nicht wissen können, welche geheimen Nachrichten ausgetauscht worden wären. Ich hatte im Laufe der Kriegsjahre ein bisschen Schweytsche Taktik gelernt. Seid klug wie die Schlangen . . .

Die Haltung der Franzosen war erstaunlich. Keine Spur von Hass war ihnen anzumerken. Sie waren mir dankbar und fügten sich mit Ergebung in ihr Schicksal. Die heilige Kommunion empfangen sie mit unverkennbarer Freude. Der französische Pfarrer und ich beteten mit ihnen gemeinsam das «Vater unser» und das «Gegrüsset seist du Maria» in französischer Sprache. Dann wurden die Todeskandidaten nacheinander zum Richtplatz geführt. Der 18jährige wurde zuerst exekutiert. Dann folgte der Familienvater, dem die innere Bewegung am deutlichsten anzumerken war. Als ich ihn mit meinem Kreuz segnete, ergriff er das Kruzifix, küsste es und rief: «Liberté, égalité, fraternité! Adieu mes parents, adieu mes enfants!» Kurz darauf war er tot. Der 30jährige war mit bewundernswerter Gelassenheit an den Richtpfahl herangetreten. Auf den Zuruf des französischen Priesters «Bon courage» rief er: «Vive la France» und empfing in aufrechter Haltung die tödliche Salve.

Das mannhafte Sterben hinterliess auch bei dem Exekutionskommando einen nachhaltigen Eindruck. Wie gut, dass ich den französischen Pfarrer hinzugezogen hatte!

Nachdenklich verliessen wir den grausamen Ort mit der bohrenden Frage im Herzen: «Warum muss das alles sein?» Ich fand keine Antwort.

Die Toten bestatteten wir auf einem französischen Friedhof.

Diese Exekution hatte ein Jahr später noch ein Nachspiel. Ich war bereits als Gefangener in einem amerikanischen Lager in den USA. Da wurde ich eines Tages vom Kommandanten des Camp gerufen und musste Rede und Antwort stehen. Er fragte mich:

«Waren Sie schon mal im Gefängnis?»

Verblüfft sagte ich: «Nein, noch nie!»

«Sagen Sie die Wahrheit! Sie waren in Brest ganz sicher im Gefängnis!»

Da dämmerte es bei mir, und ich erinnerte mich an diese Exekution. Der Aufforderung, einen Bericht zu verfassen, entsprach ich und schilderte den Hergang in allen Einzelheiten. Dieser Bericht wurde an die französischen Behörden weitergeleitet. Nie habe ich mehr darüber erfahren. War es nicht Gottes Fügung, dass ich mich durchgesetzt und den Curé hinzugezogen hatte?

Die französische Résistance hatte ihr Pendant in der deutschen Widerstandsbewegung. Mit einer solchen Gruppe machte ich Bekanntschaft, als wieder einmal ein Todesurteil gefällt worden war. Die Kriegsgesetze kannten keine Gnade. Der Einzelmensch war ihnen ausgeliefert wie der Sklave seinem Herrn. Es gab nur zwei Verhaltensweisen, zwischen denen sich jeder entscheiden musste: entweder blinder Gehorsam, auch dann, wenn die eigene Erkenntnis sich innerlich auflehnte, so dass man den sinnlosen Wahnsinn bis zum Untergang mitmachte und sich der Hoffnung überliess, das Nazitum werde zusammenbrechen, oder offene Auflehnung auf die Gefahr hin, der brutalen Gewalt zum Opfer zu fallen. Zwischen diesen Extremen stand ich einsam und allein. Ich hatte keine Wahl zu treffen, musste ich doch dem mir erteilten Auftrag der Kirche gerecht werden.

Der letzte Brief eines Idealisten

Der Soldat, von dem ich berichten will, war ein junger Abiturient von 20 Jahren. Herbert Goldarbeiter stammte aus Wien und wollte Jura studieren. Die Begegnung mit dem zum Tode Verurteilten hat mich innerlich bereichert und froh gemacht. Er war ein Idealist, hatte klare Vorstellungen und feste Ziele, hatte sich seine geistige Freiheit bewahrt und sich Gedanken gemacht über seine Verantwortung vor Gott. Er hatte unter Gleichgesinnten einen Widerstandskreis gegründet und wurde dabei verraten. In der Nacht vor dem Tode quälte ihn nicht das Sterbenmüssen, sondern der Gedanke an seine Lieben daheim. Der Abschiedsbrief, den er in meiner Gegenwart schrieb, spricht aus, was nicht besser gesagt werden kann.

Ich lasse ihn hier folgen:

«Liebe Mama und liebe Gerti!

Dieser Brief enthält so schmerzliche Nachrichten von mir, dass ich Euch bitten muss, sehr tapfer zu sein und nicht zu verzweifeln. Aber nicht nur dies, sondern auch um ein höchstes Mass an Güte und Verzeihung mir gegenüber aufzubringen – Verzeihung für den Schmerz, den ich Euch bereite.

Ich glaubte, zu gewissen Handlungen verpflichtet zu sein, mich für eine Idee voll einsetzen zu müssen und fürchte heute, dass ich unter dem Zwange eines Wahnes gehandelt habe.

Ich versuchte, eine Organisation innerhalb der Wehrmacht aufzubauen und stand dabei in Verbindung mit französischen Terroristen. Doch dabei wurde ich verraten.

Genug davon! Nun bin ich in Untersuchungshaft und versuche, dem Spruch des Gerichts mit guter Haltung entgegenzusehen, das Einzige, was mir noch zu tun übrigbleibt. Auch der Wahrheit, um die man sich so oft im Leben kleinlich drückt, habe ich in den letzten Tagen treu gedient. Ich wollte auch im tiefsten Sturz meines Lebens eine gerade Linie bewahren. – Der Schmerz, den ich Euch allen mit diesem zufüge, wie das Unglück, das ich vielleicht anderen bringe, wie die enttäuschten Hoffnungen derer, die an mich glaubten, das tut mir weh. Den Verlust des Lebens, den Abschied von allen Hoffnungen trage ich verhältnismässig leicht, obwohl ich das Leben so sehr geliebt habe. Ob ich noch einmal eine Chance bekomme – vom Recht habe ich nichts zu erwarten, vielleicht von der Gnade. Gemeines wird an mir nicht gefunden werden – und bin ich so wenigstens Eurer nicht unwürdig, noch meines Vaters. Es kann Euch das nicht trösten, aber es möge Euch Kraft geben, auch diese schwerste Lebensprüfung zu überwinden. Verzeiht mir! Ich liebe Euch ja dennoch so sehr. Ich war nur zuviel allein.

Es küsst Euch, wenn ich noch darf, Euer Herbert.»

Zu den Aufgaben des Militärpfarrers gehörte auch die Betreuung der inhaftierten Soldaten. Es gab ja Vergehen genug, die mit Haftstrafen geahndet wurden. In Brest befand sich ein französisches Militärgefängnis, das die deutsche Besatzung übernommen hatte. Regelmässig machte ich meine Besuche bei den Gestrauchelten, um ihnen zu helfen, nicht nur im Ertragen der Haft, vielmehr um auch vermittelnd einzugreifen, wenn es sich um unbedeutende Vergehen handelte.

In der Gefängniskapelle feierte ich die heilige Messe. Über dem Altar stand der Spruch: «La vérité – vous délivra». Die Wahrheit wird euch frei machen. So ein Slogan, der eher zum Protest herausforderte, war dennoch hilfreich. Als Pfarrer hatte ich indes reichlich Gelegenheit, mit den Männern in den Zellen

zu sprechen. So fand ich Zugang zu dem innersten Bereich des menschlichen Lebens, der anderen Menschen vielfach verschlossen ist. Es gab keine Distanz zwischen den Gefangenen und dem Priester. Die tiefsten Seelengründe kamen zum Vorschein und waren Ansatzpunkte zum Überdenken des Lebens und zu einem Neubeginn. Das war echte Seelsorge, die mich mit Hoffnung und Zuversicht erfüllte.

Einer der inhaftierten Kameraden wartete auf seinen Prozess. Er war angeklagt wegen Zersetzung der Wehrkraft, die darin gesehen worden war, dass er einen damals oft gesungenen Schlager mit einem hetzerischen Text versehen hatte. Das Lied war in der Zeit des ersten Winters während des Russlandfeldzuges mit den schrecklichen Erfrierungen vieler Soldaten entstanden, und der Refrain wurde bald überall gesungen. «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai.» Mit solchen Liedern tröstete man die Tausende, die unter den schmerzhaften Erfrierungen an Händen und Füßen zu leiden hatten. Ich habe solche Männer in unseren Lazaretten auf Sylt, in Husum und St. Peter-Ording gesehen. Ihre grässlichen Schmerzen verdankten sie dem «Gröfaz», der gegen die Winteroffensive der Russen 1941/42 nichts auszurichten vermochte und in verbrecherischem Leichtsinne nicht einmal Winterausrüstung für die Soldaten vorgesehen hatte. Später erhielten die armen Kerle wie zum Hohn die «Ostmedaille» verliehen, für die sie den treffenden Namen «Gefrierfleischorden» erfanden.

Das Lied wurde von den Landsern in humorvoller Weise umgetextet und lautete dann: «... Auf jeden September folgt wieder ein Mai.» Ich brauche den Sinn dieser Änderung nicht zu erklären, er ergibt sich von selbst für den Kenner des Soldatenlebens.

Es gab aber auch eine Version, die bedenklich, ja gefährlich war. Sie lautete: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Auch Adolf Hitler und seine Partei.»

Dieser Satz wurde dem Kameraden zum Verhängnis. Die Anklage lautete auf Wehrkraftzersetzung. Unter Umständen konnte die Todesstrafe verhängt werden. Hier musste ich helfen. Wie konnte man es bewerkstelligen, dass dieser dumme Refrain als harmlos angesehen wurde? Mit Richtern und Offizieren besprach ich den Fall und erfuhr, dass ähnliche Gesänge an allen möglichen Fronten entstanden waren, ohne dass man daraus Wehrkraftzersetzung abgeleitet hätte. So hatten Soldaten auf dem Vormarsch im Osten gesungen: «Haben Sie noch kein Führerbild, das die ganze Wand ausfüllt? Nein, nein, nein. Der Stalin schenkt uns seins!»

Der Oberstabsrichter, der die Anklage zu vertreten hatte, war ein etwas undurchsichtiger Mann, mit dem ich nie ins Gespräch gekommen war. Ich rich-

tete es nun ein, mit ihm in der Offiziersmesse zusammenzutreffen und ihn zu einem Drink einzuladen.

Dem Küchenbullen hatte ich einen Wink gegeben, nur meinem Gesprächspartner «scharfe» Sachen zu servieren, mir dagegen Himbeersaft in einem Cognacschwenker vorzusetzen. Mein Gast war bald in rührseliger Stimmung. So erfuhr ich von ihm, dass er vier Kinder hatte, die aber nicht getauft worden waren.

Mit lallender Stimme sagte er:

«Meine Kinderchen sind Heiden. Ich habe sie nicht taufen lassen.»

«Nanu», entgegnete ich, «dann wird es höchste Zeit, das nachzuholen.»

«Ja, ja, sie werden getauft, Herr Pfarrer, sobald wir gesiegt haben», versprach er mit weinerlicher Stimme. Er versuchte aufzustehen, fiel aber wieder in den Sessel zurück und lallte:

«Ich will mit Dir trinken, junges Semester, junges Semester, auf meine Kinderchen, junges Semester. Ich will sie taufen lassen, taufen lassen. Niemand wird mich daran hindern, hindern, hindern»

In dieser Situation bestellte ich einen Kaffee, der dem Offizier vorzüglich mundete und ihn wieder ernüchterte.

Nun sprach ich von dem Mann im Gefängnis, der wegen des erwähnten Liedes seinen Prozess erwartete. Die menschliche Begegnung zwischen Richter und Priester muss in diesem Herrn einen Gesinnungswandel hervorgerufen haben. Ich hatte kaum angefangen, für den Verhafteten um Nachsicht und Milde zu bitten, als mein Gesprächspartner mir erklärte:

«Der Prozess wird wegen Geringfügigkeit abgeblasen. Ich werde morgen die Haftentlassung verfügen.»

Tatsächlich war der Mann am anderen Tag frei. Der laut Anklageschrift besonders schwerwiegende Fall von Wehrkraftzersetzung war plötzlich ein Bagatellfall geworden. Über diese Wendung der Dinge war ich natürlich sehr glücklich. Der Soldat ist heute ein hochangesehener Wissenschaftler, mit dem mich herzliche Freundschaft verbindet.

Eine Schnapspredigt

Eine der lustigsten Episoden ergab sich bei Gelegenheit eines Vortrages im Gefängnis über die Folgen des Alkoholmissbrauchs. Jedermann weiss, welche Verbrechen auf das Konto des Alkohols kommen, auf den Schnaps, den «der Teufel erfunden» hat, wie Udo Jürgens unter dem Beifall von Millionen gesungen hat.

Mein Kommandant hatte mich um diesen Vortrag gebeten, weil er keinen Ausweg mehr wusste bei der Bekämpfung dieses Lasters und glaubte, dass der Pfarrer seinen Einfluss geltend machen könnte.

Ich versprach mir zwar nichts davon und fürchtete sogar, dass mein Ansehen bei den Landsern leiden könnte, wenn ich eine Schnapspredigt halten würde. Aber es half nichts, ich musste den Vortrag halten.

Die Gefangenen waren in der Kapelle des Gefängnisses versammelt. Der diensttuende Feldwebel machte mir Meldung, und ich begab mich ans Pult. Kaum aber hatte ich die ersten Worte gesprochen, als ich durch Pfeifen und Trampeln am Sprechen gehindert wurde. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich mir Gehör verschafft hatte. Dann aber begann ich folgendermassen:

«Ich bin nicht glücklich über diesen Vortrag. An meiner Stelle müsste Jesus Christus stehen. Ich bin sicher, unser Herr hätte zuerst für Bier und Wein gesorgt. In der Bibel steht geschrieben, dass er bei einer Hochzeit, als die Gäste schon genug getrunken hatten, noch Wasser in Wein verwandelt hat. Und das waren damals immerhin sieben Krüge mit je hundert Litern. Christus war kein Spassverderber. Er wird auch von dem Wein getrunken haben, sonst wäre er nicht zu der Feier gegangen. Derselbe Herr hat sogar Wein benutzt, um die höchste Form der Gemeinschaft mit ihm zu vollziehen. Und er hat uns geboten, zu seinem Andenken dasselbe zu tun.»

Es war ganz still geworden. Die Männer hörten mir zu. Der Vortrag kam unerwartet gut an. Im Anschluss daran gab es viele Fragen, die ich beantworten musste. Natürlich weiss ich nicht, ob der Vortrag viel genutzt hat. Immerhin hatte er eine Signal Wirkung. Denn einige Männer baten mich, ich möchte doch regelmässig einen Bibelkreis halten. Ich fand wieder einmal bestätigt, dass in jedem Menschen ein guter Kern steckt. Gottes Gnade bedient sich auch des armseligsten Priesters, um die Menschen zur Würde der Freiheit der Kinder Gottes zu führen.

Beim «Pater noster» bekreuzigte er sich

Zu Anfang des Jahres 1944 war es jedem Einsichtigen klar geworden, dass der Krieg verloren war. Nur ein Irrsinniger konnte noch an einen günstigen Ausgang des Krieges glauben. In privaten Gesprächen gaben Kenner der Lage die totale Hoffnungslosigkeit zu. Die äusseren Anzeichen blieben niemandem verborgen. Die von Goebbels hinausgeschrieenen Durchhalteparolen und das Gefasel von den sogenannten Wunderwaffen, die das Schicksal bereithalte für den Endsieg, hatten alte und junge Militärs ernüchert und das Gegenteil erreicht von dem, was die Propaganda wollte, nämlich Hass gegen das Nazitum und seine Anhänger. Das allgemeine Misstrauen hatte eine Angst erzeugt, die jeder in sich wachsen spürte, wenn man sich bei noch so harmlosen Gesprächen verraten und verkauft glaubte.

Die Luftangriffe auf Deutschland waren das alltägliche Erlebnis der Heimat, sie wurden immer brutaler, weil die Alliierten hofften, durch eine Revolution innerhalb des Reiches die Kapitulation erzwingen zu können.

An den Fronten waren die Truppen unaufhörlich im Rückmarsch, die Verluste an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen konnten nicht mehr ausgeglichen werden, es gab keinen Ersatz. Der General von Unruh, der «Heldenklau», durchkämmte die Einheiten der Wehrmachtstäbe, um frontfähige Soldaten zu mobilisieren; Wehrmachtsbeamte, die nicht zwingend für die Verwaltung und die Versorgung der Truppe benötigt wurden, mussten ihre schicken Uniformen mit dem Soldatenrock vertauschen und wurden ohne jede Ausbildung an die Front geschickt. Schliesslich hatte man in den okkupierten Ländern Angehörige fremder Völker und Stämme zum Dienst in der Wehrmacht angelockt und mit Drohungen gezwungen. Diese sogenannten «Hiwis», Hilfwilligen, waren eine Art Fremdenlegion, auf die man sich im Ernstfall nicht verlassen konnte, weil sie die erstbeste Gelegenheit zum Überlaufen ergreifen würden.

Zu diesen Hiwis gehörten auch Menschen mongolischer Herkunft. Sie waren aus irgendwelchen Gegenden im besetzten Russland aufgegebelt und in den nordwestlichen Teil Europas, in die Bretagne, verfrachtet worden. Grössere Formationen dieser Mongolen habe ich nicht kennengelernt. Ich bin nur einem einzigen dieser verschleppten Männer begegnet; das war – wie hätte es anders sein können – wieder mal bei einer Hinrichtung.

An einem sonnigen Frühlingstag rief mich der Standortoffizier an und meldete, dass in zwei Stunden, um zehn Uhr des gleichen Tages, auf dem Schiessplatz von Brest ein Soldat exekutiert werde. Ich sollte mich auf den Weg machen, um dem Unglücklichen Beistand zu leisten. Also schon wieder! Und mit solcher Hektik, innerhalb von zwei Stunden! Ich machte meinem Ärger mit scharfen Worten Luft. War der Zeitmangel wirklich so gross, oder war das Töten zur Routine geworden, die zur Verarmung, zur Verrohung, zur Zerstörung des Gefühlslebens geführt hatte? Der Standortoffizier war mir bekannt als verständnisvoller Mensch und guter Kamerad, vor ihm brauchte ich nicht zu kuschen.

Mich in das Unvermeidliche fügend, fuhr ich los zur Stätte des Grauens. Da ich noch warten musste, weil der Todgeweihte noch nicht auf den Platz gebracht worden war, konnte ich mich erkundigen, um wen es sich handelte. Es war einer jener Hilfwilligen aus der Gegend des Schwarzen Meeres. Er hatte «grösste» Sabotage getrieben, worin diese aber bestanden hatte, wusste anscheinend niemand. War er katholisch, evangelisch, ungläubig? Das war gleichgültig; Hauptsache, ein Pfarrer war da. Der gehörte zum Ritual solcher Szenerie wie das Kloppapier zur Toilette. Welche Heuchelei! Die Hinzuzie-

hung eines Pfarrers war ein ausgezeichnetes Alibi für Menschlichkeit, eine Rückversicherung für alle Fälle. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Pfarrer nur als Aushängeschild benutzt werden sollte. War das die Absicht der Bischöfe gewesen, als sie die Wehrmachtseelsorge durch das Konkordat sanktionierten?

Inzwischen war der Laster herangefahren, der den Soldaten zur Hinrichtungsstätte brachte. An der Kopfform des Opfers erkannte ich sofort, dass es sich um einen Mongolen handelte. Der war ja für das Herrenvolk nur ein Untermensch. Er war ein bärenstarker Koloss, wohl 1,90 m gross, mit Händen wie tigerähnliche Pranken. Als er, an den Händen gefesselt, zum Pfahl gebracht wurde, schien es mir, als ob er gleichgültig sei gegenüber dem Tod. Oder hatte er nicht begriffen, was mit ihm geschehen sollte? Als ich mit ihm sprechen wollte, stellte ich fest, dass er kein Wort in deutscher Sprache verstand. Ich konnte umgekehrt seine Sprache nicht verstehen. Ein Dolmetscher war nicht zugegen. Wie ich erst hinterher erfahren sollte, war der Mann ein Ukrainer. In mir kochte es vor Entsetzen und Wut.

In diesem Augenblick erlebte ich die grössten Glaubenszweifel meines Lebens. Gab es denn wirklich einen Gott der Liebe, der zugleich ein Gott der Grausamkeit sein konnte? Einen Gott, der solche Schändung seines Ebenbildes zulies? Ich spürte, wie ich mit den Nerven zu versagen begann und umzukippen drohte. In meiner Hilflosigkeit traten mir Tränen in die Augen, so dass ich nur mit zitternder Stimme das lateinische Vater Unser zu beten vermochte.

Bei dem gestammelten Gebet wurde die Szene plötzlich zum dramatischen Erlebnis. Der Todeskandidat, dieser kräftige Mann, über den ich den priesterlichen Segen mit dem Kreuz machen wollte, führte die rechte Hand und gleichzeitig auch die linke, die an der rechten gefesselt war, zur Stirn und bekreuzigte sich nach Art der Orientalen. Er war ein Christ, ein Mitbruder im Glauben. Meine Tränen versiegten, meine Glaubenszweifel, deren ich mich jetzt schämte, verschwanden. Ich erteilte dem in Christus erlösten Opfer der Unmenschlichkeit die Absolution. Wie hatte ich nur versagen und zweifeln können!

«Herr Pfarrer, treten Sie zurück», hörte ich den Offizier, der das Erschiessungskommando befehligte, sagen.

Da machte sich der Todgeweihte durch unverständliche Gesten bemerkbar. Er schien, etwas sagen zu wollen.

«Einen Augenblick», rief ich dem Offizier zu.

«Nein, es ist nichts, wir dürfen keine Zeit verlieren», entgegnete dieser.

Das Opfer schaute mich mit erbarmungswürdigem Blick an. Erneut packte mich eine grenzenlose Wut. Dem Offizier rief ich zu: «Sehen Sie denn nicht, dass er noch etwas will?»

Ich stellte mich mit dem Rücken vor den Mann, wie wenn ich ihn schützen wollte.

In dieser Situation eilte der Arzt herbei, der zur Feststellung des Todes zugegen war, fasste mich am Arm und sagte mit ruhiger Stimme:

«Der Mann will fragen, ob er sich umdrehen muss, nach russischer Art wird in den Rücken geschossen.»

Ob das wirklich stimmte? Plötzlich fiel mir ein, dass ich in meinem Brevier ein Bildchen hatte mit einer Ikone der Mutter Gottes. Ich zeigte es vor, der Mann beugte sich herab und küsste das Bild. Der Arzt legte begütigend die Hand auf die Schulter des Mannes und zog mich mit ruhiger Gelassenheit zur Seite.

Kurz darauf stürzte das Opfer, von den Kugeln getroffen, zu Boden.

Wilfried Owen: Kriegsgedichte

Wer zuletzt lacht....

«O Jesus Christ! Ich bin getroffen,»
sagte er, und starb.

War es ein vergeblicher Fluch –
oder war es sogar ein Gebet – ?

Die Kugeln zischten: umsonst, umsonst, umsonst!
Die Maschinengewehre grölten boshaft: Bum, bum!
Und die Kanone lachte laut und widerlich.

Ein anderer seufzte: «Mutter, Mutter, Papa!»
Und lächelte,
über nichts,
wie ein Kind,
und war schon tot.

Und die hochmütige Schrapnellwolke
zeigte an mit lässiger Gebärde:
Narr!

Und die fallenden Splitter kicherten.

«Meine Liebste», stöhnte einer,
seine Liebe war schon fast erloschen,
bis, langsam niedergehend,
sein ganzes Gesicht den Schlamm küsste.

Und die langen Zähne der Bajonette grinnten.
Granatsplitter kreischten
und heulten wie Pöbelhaufen.

Und das Giftgas zischte.

(Aus dem Englischen übertragen von Aemiliana Printing P.I.J.)

Nach dem Zusammenbruch des Faschismus in Italien unter Badoglio wurde auf Hitlers Drängen die «faschistische italienische Republik» durch den entmachteten Mussolini ins Leben gerufen. Da die Deutschen den Italienern nicht trauten, waren Soldaten aus Mussolinis Armee herangezogen worden, die Lücken der deutschen Wehrmacht aufzufüllen. So kamen auch einige italienische Kompanien nach Brest. Diese Männer hatten uns gerade noch gefehlt!

Schon beim Eintritt Italiens in den Krieg, in jenem Augenblick, als das französische Heer bereits geschlagen war, war das Ansehen Italiens in Deutschland geschwunden. Die Verachtung schlug in Empörung um beim Angriff Italiens auf Albanien. Das spätere Versagen in Afrika, in Griechenland und Jugoslawien der Mussolinisoldaten hatte gezeigt, wie brüchig die «Achse» war und wie butterweich der sogenannte «Stahlpakt». Die «Makkaronifresser», wie die Landser die Italiener spöttisch zu bezeichnen pflegten, waren eher eine Belastung für die Deutschen denn eine Hilfe. Und sie sollten doch eine Verstärkung sein! Eine solche Borniertheit wurde nur mit Kopfschütteln zur Kenntnis genommen.

Erstaunlicherweise hatten die Italiener keinen Militärpfarrer mitgebracht. Sie wandten sich an mich, dass ich ihnen Gottesdienste hielte und sie auch sonst seelsorglich betreute.

Das war wieder eine herrliche Angelegenheit! Die Liturgie dieser Gottesdienste war eine Novität für mich. Ich war ja schon einiges gewohnt, kannte ein paar orientalische Riten und auch den mozarabischen Ritus in der Corpus-Christi-Kapelle der Kathedrale von Toledo, aber dieser Italo-Makkaroni-Ritus war etwas Neues, eine gewiss wertvolle Bereicherung meines Wissens.

Wenn ich an den Altar schritt, hatten die Kerle eine uns Deutschen unbekannte Art der Nonchalance, die mich ärgerte. Sie quatschten drauflos, als wären sie in einem Diskutierclub und schienen sich nichts daraus zu machen, dass nun der Gottesdienst begonnen hatte. Wenn ich dann zur Predigt ansetzte, wurden die Männer still und hörten zu. Das war immerhin erfreulich.

Anfangs musste ich mich eines Dolmetschers bedienen, der meine Worte ins Italienische übertrug. Das war natürlich ein Notbehelf, ein halber Kram, der mich nicht befriedigen konnte. Das Problem musste auf andere Art und Weise gelöst werden. Ich liess mir die Predigten vorher von dem Dolmetscher ins Italienische übersetzen, eignete mir die Aussprache an und predigte auf Italienisch. Das klappte sogar besser, als ich es mir erträumt hatte. Für einen Lateiner sind die Schwierigkeiten nicht allzu gross.

Beim ersten Gottesdienst fingen meine Makkaronis nach der Predigt wieder zu reden an. Ich war fast verzweifelt und wäre mit einem Donnerwetter dazwischengefahren, wenn mir nur die entsprechenden Kraftausdrücke, auf Ita-

lienisch versteht sich, zur Verfügung gestanden hätten. Ein Glück, dass ich es nicht tat! Denn kaum hatte es zur Wandlung geklingelt, schmetterte einer der Offiziere ein dröhnendes Kommando durch den Raum, und augenblicklich entstand eine grosse Stille, wie damals auf dem See Genezareth, als der Herr dem Sturm geboten hatte. Die Wandlung vollzog sich in würdevoller Ruhe. Hinterher kam wieder ein Kommando, diesmal sollte es das Ende der Stille ankünden und zum erneuten Gerede animieren, wovon die Männer reichlich Gebrauch machten. Was wollte ich machen? Ich liess es geschehen.

An diesen Ritus habe ich mich mit der Zeit gewöhnt. Sich allen Kindern Gottes anzupassen gehört zu den vornehmsten Pflichten des Priesters.

Meine italienischen Sprachkenntnisse wurden nach und nach besser, so dass es mir möglich war, sogar Begräbnisse ganz in italienischer Sprache vornehmen zu können. «Nel mezzo della nostra vita siamo circondati dalla morte», höre ich mich noch predigen am Grabe eines italienischen Fliegers, der abgeschossen worden war und fern der Heimat in Brest beerdigt wurde.

V. Die Kämpfe um die Festung Brest

Am 6. Juni 1944 waren die Alliierten an der Küste der Normandie in der Nähe von Cherbourg gelandet. Die viel zu schwache Verteidigung hatte der Übermacht mit ihrem massiven Einsatz an Flugzeugen und Schiffen in wenigen Tagen weichen müssen. Die auf Rommels Veranlassung von der Küste auf das Meer geschobenen Landungssperren – «Rommelspargel» genannt – waren kein Hindernis gewesen. «Das Ende des Krieges ist gekommen», war die einhellige Überzeugung aller Verantwortlichen. Aber es wurde weitergekämpft.

Wie stand es um Brest? In fieberhafter Eile bekam die Stadt ein kriegerisches Gesicht. Die in den Jahren vorher errichteten militärischen Anlagen waren seewärts gerichtet, da man törichterweise eine Landung der Amerikaner von See her erwartet hatte. Als ob die Amis, die eine genaue Kenntnis der Hafenanlagen und der Befestigungswerke hatten, von See her in Brest eindringen würden! Die Stadt wurde denn auch von der Landseite her eingeschlossen und nach bitteren Wochen einer sinnlosen Verteidigung als Trümmerhaufen erobert.

Nach dem Durchbruch der Anglo-Amerikaner bei Avranches war die Bretagne bald vom übrigen Frankreich abgeschnitten worden. Die hier stehenden deutschen Formationen sassen in der Mausefalle. Die Operationen zum Widerstand gegen den rasch vordringenden Feind wurden vom Führerhauptquartier bestimmt. Der Festungskommandant Oberst v.d. Mosel wurde abgelöst durch den Infanteriegeneral Rauch, der nach kurzer Zeit dem Fallschirmjägergeneral Ramke weichen musste.

Ramke und seinen Fallschirmjägern ging der Ruhm der Eroberung Kretas und der Kämpfe bei Cassino voraus.

Generalfeldmarschall Kesselring

Oberbefehlshaber in Italien war bekanntlich Generalfeldmarschall Kesselring. Unter ihm hatten die Fallschirmjäger im Januar 1944 etwa 1 km vom Kloster Monte Cassino entfernt eine Anhöhe, die dreimal den Besitzer wechselte, zurückerobert und bis Mai halten können. Kesselring hatte auf Bitten von Papst Pius XII. und des Abtes um die Klosteranlage eine neutrale Zone geschaffen. Es ist ein Ruhmesblatt in der Kriegsgeschichte unseres Volkes, dass die Klosterschätze mit der wertvollen Bibliothek rechtzeitig von deutschen Soldaten in Sicherheit gebracht wurden. Der Oberstleutnant Schlegel aus Wien, General von Senger-Etterlin, Kommandeur des XIV. Panzerkorps, und General Con-

rath, Kommandant der Fallschirmjägerdivision Hermann Göring, haben sich um die Rettung der unschätzbaren Kulturgüter grösstes Verdienst erworben. Dass Monte Cassino zerstört wurde, war das Werk des neuseeländischen Generals Sir Bernhard Freiberg. Die Benediktiner der ganzen Welt und mit ihnen die ganze Menschheit waren erschüttert über die Bombardierung des geistlichen Mittelpunktes der abendländischen Kultur, des Klosters auf dem Monte Cassino. Nicht die Deutschen, sondern die Alliierten zerstörten das Kloster des hl. Benedikt.

Von Kesselring wird berichtet, dass er eines Tages P. Athanas aus Beuron, damals Professor in San Anselmo, Rom, gebeten habe, seine alte Mutter am Albaner See zu besuchen. Verwundert habe der Pater gesagt:

«Aber Ihre Mutter ist evangelisch. Wird sie mich empfangen?» «Natürlich! Und mit Freuden!»

Der Pater habe dann bei seinem Besuch die alte Dame gefragt:

«Habt Ihr keine Angst? Ihr müsst doch bald ans Sterben denken, Mütterchen.»

Die Dame habe entgegnet:

«Nicht im Geringsten. Ich hatte einmal eine katholische Hausangestellte, von der ich ein Gebetchen lernte, das ich noch heute täglich verrichte.»

«Und wie lautet das?»

«Es lautet: 'Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen.' Wenn mir beim Sterben diese himmlische Mutter beisteht, kann ich doch ruhig sterben, nicht wahr?»

Diese Episode charakterisiert Kesselring und seine Soldaten zutreffend. Sie sei hier berichtet, weil sie die folgende Begegnung mit General Ramke ebenso kennzeichnet.

(Vgl. Rettung der Kunstschatze von Monte Cassino. Stiftsdruckerei Engelberg, S.16)

Der Sieger von Kreta wünscht Christentum ohne jüdischen Beigeschmack

Schon am Tage nach seiner Ankunft in Brest wurden der evangelische Kollege und ich zum neuen Festungskommandanten befohlen. Das war insofern eine ganz ungewöhnliche Sache, weil wir der Marine zugeteilt waren und mit den anderen Formationen nichts zu tun hatten. Wir hatten unsere Befehle nur vom Seekommandanten erhalten. Oberst v.d. Mosel hatte nie in die Kompetenz der Marine eingegriffen und uns höchstens um diesen oder jenen Dienst gebeten.

Nun standen wir Pfarrer vor dem Sieger von Kreta. Das war eine denkwürdige Begegnung. Ramke sass im Generalsmantel auf einem Hocker, die Hände auf den Krückstock gestützt – ein Bild, das mich an den Alten Fritz erinnerte –, mit dem listigen Blick seines runden Gesichtes befehlshaberische Autorität ausstrahlend.

«Ich erwarte Ihren vollen Einsatz als Pfarrer. Ab sofort haben Sie auch die Fallschirmjäger zu betreuen», eröffnete er nach kurzer militärischer Begrüssung das Gespräch. Und dann gab's die erste Ohrfeige! Ich hatte ja in dieser Beziehung meine Erfahrungen gemacht, worüber ich schon oft in meinem Leben nachgedacht habe. Es wäre ein lohnendes Thema für eine Doktorarbeit, wissenschaftlich zu untersuchen, warum Verantwortung sich immer in Befehlen oder, bei demokratischen Verhältnissen, in Besserwisserei und Nörgelei äussern muss.

Ramke tadelte:

«Wo waren Sie gestern? Ich habe meinen Leuten selber Gottesdienst halten müssen!»

Ich dachte bei mir: Das fängt ja gut an. Nachtigall, ick hör' dir trapsen. Mein Kollege erwiderte dem General:

«Herr General, wir haben die Marine zu betreuen. Wo sind Ihre Pfarrer?»

Das war genau der wunde Punkt, der ein ungelöstes Rätsel während des ganzen Krieges blieb. Wo war die im Konkordat verankerte Seelsorge bei der Luftwaffe, ja – auch das sei gesagt –, wo war sie bei der Waffen-SS? Ich habe nie in Erfahrung bringen können, dass der Feldbischof oder die anderen deutschen Bischöfe sich jemals darum bemüht hätten.

Ramke war nicht verlegen, als er nach «seinen» Pfarrern gefragt wurde. Er bog die Frage auf seine Weise ab und sagte:»Sie sind meine Pfarrer, seitdem ich das Kommando habe».

«Entschuldigung, Herr General», griff ich in das Gespräch ein, «wir werden gern Ihre Männer betreuen, wenn uns niemand Knüppel zwischen die Beine wirft.»

Erregt entgegnete Ramke:

«Wer tut das?»

«Gewisse Leute Ihrer Division.»

«Nennen Sie mir die Leute! Ich werde sie zur Verantwortung ziehen», sagte er barsch und fuchtelte mit seinem Stock durch die Luft.

«Herr General, geben Sie uns Ihre Unterstützung, damit wir uns auf Ihre Autorität berufen können.»

«Sie haben meine volle Unterstützung. Hier in der Festung können nur noch Sie als Pfarrer einen sinnvollen Dienst leisten.»

Ich schien wohl nicht richtig gehört zu haben. Das war das vernünftigste Wort, das er hatte sagen können. Warum aber dann die Durchhalteparolen?

Warum der Kampf «bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone?» Warum die Opfer an Toten, warum die Verwundeten? Solche Widersprüche sind nicht zu verstehen und nicht zu erklären. Böswillige behaupteten, es ging dem General nur um die Brillanten. Das wurde auch von anderen hohen Offizieren gesagt. Sie litten unter Halsschmerzen, wobei gemeint war, dass ihr Sinnen und Trachten nur nach dem Ritterkreuz schielte. Ich habe einen Oberstleutnant gekannt, der sich wie wild gebärdete, als ihm statt des Ritterkreuzes das Deutsche Kreuz in Gold verliehen worden war. Übrigens ist das eine allgemein menschliche Erscheinung bei allen Institutionen, auch bei der Kirche, sogar in den Klöstern. Wieviele Menschen fühlen sich zurückgesetzt, ungerecht behandelt, übergangen. Welch ein Segen, dass es ein Gericht Gottes gibt, das einmal all diese menschlichen Unzulänglichkeiten mit ihren traurigen Folgen blossstellen wird!

In dem Gespräch war eine kleine Pause eingetreten. Plötzlich sagte der General:

«Reden Sie mir nur nicht von Abraham, Isaak und Jakob! Wir wollen ein Christentum ohne jüdischen Beigeschmack.»

Das war die alte Leier. Ich sagte so leichthin:

«Christus war auch ein Jude. Auch die Apostel und erst recht Paulus. Überhaupt hat das Christentum seinen Ursprung im Judentum.»

«Das ist was anderes.»

«Wir sind christliche Pfarrer und verkünden die christliche Botschaft. Mit diesem Auftrag stehen wir Ihnen gern zur Verfügung.»

Das Gespräch ging bald zu Ende. Wir waren froh, dass wir die Autorität des Festungskommandanten hinter unserer Arbeit hatten. Das war eine Hilfe, die den Soldaten zugute kam.

In Brest war die Hölle los . . .

Je mehr sich die Amerikaner näherten und einen Belagerungsgürtel um die Festung legten, umso verrückter gebärdeten sich grosse und kleine Soldaten. Es ergaben sich die unglaublichsten Episoden. Da suchten bornierte Männer ihre ergaunerten Reichtümer in Sicherheit zu bringen. Da wurden Kisten und Koffer mit Schätzen gefüllt, wertvolle Dinge, die man «organisiert» oder «an Land gezogen» hatte. Warum nur, wo es doch kein Entrinnen gab? Da brachten einige ihre französischen Mädchen mit in die Bunker, angeblich zu deren Sicherheit. Mit einem Offizier bekam ich deshalb Krach, weil ich ihn nicht davon überzeugen konnte, dass diese Mädchen bei der Gefangennahme den Franzosen ausgeliefert würden und dann Furchtbares zu leiden hätten. Ja, die

armen Liebedienerinnen! Die Franzosen jagten sie mit kahlgeschorenen Köpfen durch die Trümmer der Stadt und verprügelten sie.

Zur Verteidigung der Stadt war landeinwärts die Hauptkampflinie errichtet worden. Alles, was verfügbar war an Kampfmitteln und «Menschenmaterial» wurde in die Verteidigung gesteckt, Soldaten der verschiedenen Gattungen, darunter Männer der Organisation Todt, Matrosen, die für den Landkrieg ungeeignet waren, Wehrmachtbeamte, denen jede militärische Ausbildung fehlte. Um den Kampfwillen zu stärken, wurde die plausible Begründung gegeben, dass trotz der Aussichtslosigkeit dieses Kampfes die feindlichen Streitkräfte gebunden würden, die indirekt keine Bedrohung der deutschen Heimat werden könnten. Die pausenlosen Angriffe auf die Stadt wurden unterstützt durch das Bombardement der Flugzeuggeschwader, die in regelmässigen Abständen Tod und Verderben spieen. Kaum war eine Bomberstaffel abgezogen, erschien eine neue mit noch gefährlicheren Ladungen. Und auf deutscher Seite war nicht ein einziges Flugzeug vorhanden, das in die Abwehr hätte eingreifen können. Unsere Flak war viel zu schwach, gegen die Übermacht war kein Kraut gewachsen.

Seite 157: Oben: Willehad-Kirche in Wilhelmshaven, in welcher für die Angehörigen der Marine regelmässig Gottesdienste gehalten wurden.

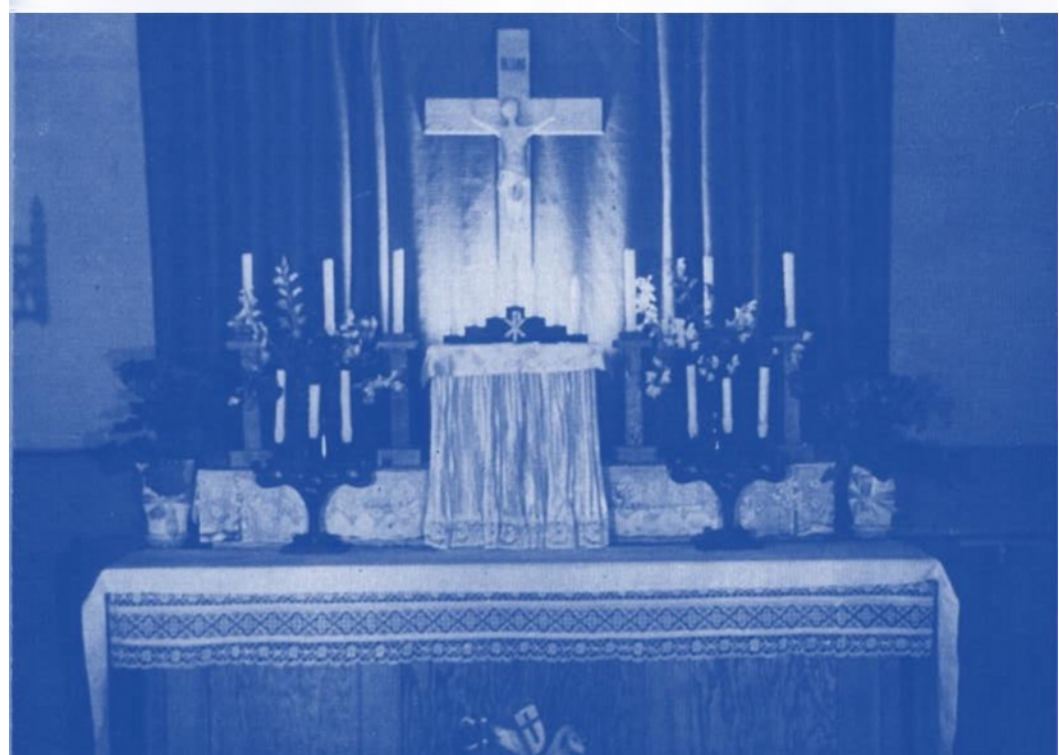
Unten: Kapelle im Kriegsgefangenenlager Clarinda/USA.

Seite 158: Kriegsgefangenen-Bühne im Camp Algona/Iowa/USA: Hier sehen wir eine Szene aus «Stille Nacht, heilige Nacht» – ein Weihnachtsspiel in 7 Aufzügen, aufgeführt zu Weihnachten 1944. Die Frauenrollen mussten natürlich von Gefangenen gespielt werden.

Unten: Die selbstverfertigte, künstlerisch hochstehende Krippe der deutschen Kriegsgefangenen im POW-Camp Algona erregte auch bei den Amerikanern grosses Aufsehen.

Seite 159: Die Kriegsgefangenen-Bühne in Camp Algona spielte im Januar 1945 das Stück «Der Geizige», eine Komödie von Molière. Dieses Bild wurde Marine-Pfarrer Eich gewidmet.

Seite 160: Benediktion (Einsegnung) der Barackenkirche im Lager Clarinda/USA. Neben dem Bischof erkennt man Father Marasco.









Die Stadt war nicht evakuiert worden. Die französische Bevölkerung hatte sich in die unterirdischen Stollen zurückgezogen in der Hoffnung, dass der Spuk bald zu Ende sein werde. Wie Heringe eingezwängt, fristeten die Menschen ihr Dasein Tag um Tag in der stickigen Luft unter der Erde. Es war die Hölle! Die Lebensmittel wurden knapp, die Trinkwasserversorgung ging zu Ende, der elektrische Strom versagte.

Bei meinen Besuchen in den Lazaretten und Bunkern, in denen Verwundete versorgt wurden, kam ich mehrmals zu den Franzosen und erlebte die Not dieser gequälten Menschen. In einer Ecke zelebrierte ein Curé die heilige Messe. Der Stall von Bethlehem war gegenüber diesem Elend ein Palast. Die Situation entwickelte sich zur Tragödie, als Ärzte die Entstehung von Seuchen befürchteten.

In dieser Not entschloss sich der Magistrat zu einem Ausbruchversuch. Mit weisser Fahne an der Spitze zogen Tausende aus der Stadt durch unsere Verteidigungslinien den Belagerern entgegen. So konnten sie dem Inferno entkommen.

Nun war die Stadt rettungslos der Vernichtung ausgeliefert. Die von den Franzosen geräumten Stollen wurden von deutschen Einheiten bezogen. Nur noch ein kleines französisches Kommando unter Führung des Bürgermeisters war zurückgeblieben, um entstehende Brände zu löschen. Jeder andere Franzose, der unerlaubterweise in der Stadt geblieben war und angetroffen wurde, galt als Feind und wurde niedergemacht. Rollkommandos wurden ausgeschickt, und wehe dem, der dann entdeckt wurde. Diese Aktion führte zu einer unfassbaren Geschichte.

Bei einem Streifzug durch die Stadt, die von allen Seiten durch unaufhörlichen Beschuss bedrängt wurde, glaubten einige Soldaten, es sei aus dem Kirchturm der grossen Stadtkirche geschossen worden. Sofort liess der Einsatzleiter das Kirchenportal sprengen. Die Männer stürmten die Turmtreppen hinauf bis zum Glockenstuhl. Dort fanden sie ein Telefon. Dieses Telefon war dem Kommandoführer ein hinreichender Beweis dafür, dass den Amerikanern von hier aus Nachrichten übermittelt würden. Kurz entschlossen wurde die ganze Kirche in die Luft gesprengt. Der Bürgermeister und einige andere Franzosen wurden unter dem Verdacht der Feindbegünstigung verhaftet. Später stellte sich heraus, dass das Telefon für eine Brandwache installiert war, damit Brände erkannt und die Löschmannschaften an die betreffende Stelle dirigiert werden konnten. Man musste den Bürgermeister und die anderen inhaftierten Personen auf freien Fuss setzen. Solche und ähnliche Vorkommnisse zeigen drastisch, wie weit die Hysterie gediehen war.

Unter den Offizieren gab es manche, die die Verteidigung der Stadt für Wahnsinn hielten und die kampflöse Übergabe der Stadt herbeisehnten. In Gesprächen mit einigen Freunden wurde ich bedrängt, mich dafür einzusetzen. Unnötiges Blutvergiessen müsse verhindert werden.

Mir allein sei die Möglichkeit gegeben, Verbindung mit den Amerikanern aufzunehmen, und zwar durch die französischen Geistlichen, um die Belagerer unter Verzicht auf Kampfhandlungen zu bewegen, uns durch Aushungern zur Übergabe zu zwingen.

Ein hoher Marinerichter, ein weisshaariger Mann im Alter von über 50 Jahren, kam zu wiederholten Malen zu mir und bedrängte mich zum Handeln.

Bei dieser Entscheidung war ich auf mich allein gestellt. Hatte ich zu einem solchen Schritt das Recht, war ich dazu gar vor meinem Gewissen verpflichtet? Immerhin ging es um unzählige Menschenleben. Ich war mir auch bewusst, dass bei Entdeckung meines Handelns das Kriegsgericht eingeschaltet würde und mir Schlimmstes bevorstand.

«Komm, heiliger Geist, . . .».

Als ich Klarheit gewonnen hatte, entschloss ich mich zum Handeln. Über den französischen Pfarrer liess ich meine Vorstellung von dem Aushungern und der kampflosen Übergabe der Stadt den Amerikanern übermitteln. Mehrfach hatten die Amerikaner schon Parlamentäre geschickt, die den Festungskommandanten zur Übergabe der Stadt aufforderten. Schon v.d. Mosel hatte die Kapitulation abgelehnt.

Auf meine Vorstellungen hin erhielt ich zwei Tage später von dem französischen Pfarrer die Mitteilung, es müsse zuerst geklärt werden, wie lange die Deutschen aushalten könnten. Die Amerikaner dürften keine Zeit verlieren, da sie den Brester Hafen in Besitz nehmen wollten zur Landung amerikanischer Schiffe.

Meine Recherchen liessen vermuten, dass wir uns drei, vielleicht auch vier Monate halten könnten, dafür reichte die Verproviantierung.

Diese Meldung gab ich an den Curé weiter und wartete auf die Antwort der Amerikaner.

Die Antwort kam schon wenige Stunden später, als die Kämpfe mit pausenloser Heftigkeit wieder begannen und bis zum bitteren Ende fortgesetzt wurden. Wie mir der Curé am anderen Tage sagte, seien die Amerikaner nicht bereit gewesen zu warten. Eine Verschonung der Stadt sei nur bei Kapitulation der Deutschen möglich. Das aber lehnte der Festungskommandant ab.

Die Stadt wurde umkämpft. Tausende Soldaten auf beiden Seiten wurden geopfert. Warum? Der Krieg war Wahnsinn.

Diesen Vorgang habe ich nüchtern und sachlich berichtet, ohne die seelische Belastung zu erwähnen, die damit verbunden war. Ich überlasse es dem Leser, mein Handeln zu bewerten. Ich bilde mir weiss Gott nichts darauf ein. In Stunden verantwortungsvoller Entscheidung gilt das Schriftwort: «Ich vermag alles in dem, der mich stärkt».

Todesurteile unter Artilleriebeschuss

Anders erging es drei braven Landsern, die wegen der Aussichtslosigkeit dieses sinnlosen Krieges ihr Heil in der Flucht gesucht hatten. Mir krampft sich noch heute das Herz zusammen, wenn ich an diese armen Kerle denke. Sie hatten in dem allmählich sich abzeichnenden Wirrwarr der militärischen Aktionen eine sich bietende Gelegenheit wahrgenommen und waren mit erhobenen Händen zu den Amerikanern, wie sie wähten, übergelaufen. Sie glaubten schon der todbringenden Hölle entkommen zu sein, als sie mit Erschrecken erkennen mussten, dass die Truppen, zu denen sie geflüchtet waren, Hiwis (Hilfswillige) der deutschen Armee waren. Grausamer Irrtum, entsetzliches Erwachen! Wegen Fahnenflucht wurden sie vor Gericht gestellt. Der Oberstabsrichter, der die Anklage zu vertreten hatte, geriet selber in einen grässlichen Gewissenskonflikt. Er gestand mir später unter vier Augen, dass er lieber gefallen wäre, als die Männer dem Tode auszuliefern.

«Wären diese Soldaten doch den Amerikanern in die Hände gefallen!» klagte er; ihr Schicksal beunruhigte ihn in tiefster Seele.

Während ringsum Granaten einschlugen und Bomben fielen, sass ich bei den drei zum Tode Verurteilten im Obergeschoss einer Schule, in der die Unglücklichen unter Bewachung auf ihr Ende warteten. Beten mit diesen Männern war die einzige Möglichkeit für mich, ihnen zu helfen. Erschütternd war die Ruhe, die sie an den Tag legten, eine Gnade der Barmherzigkeit Gottes.

Die Bewacher, zu denen ich mich für Minuten begab, fluchten auf die Wehrmacht, auf Hitler, auf den Scheisskrieg.

Manchmal kreppten Granaten ganz in der Nähe der Schule. Ich konnte es an dem Zischen und dem folgenden Einschlag spüren. Durch die Fensterrahmen, die keine Scheiben mehr hatten, sah ich in der hellen Nacht Bomben fallen. Ob die Schule getroffen würde?

Wir alle standen in Gottes Hand. Die Wachen bangten um ihr Leben, fürchteten sich vor dem möglichen Ende. Die Kämpfenden draussen in den Stellungen hatten es besser, sie konnten sich noch wehren, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln. Auch mich erfasste die Angst. Wie leicht ist es doch, auf Gott zu vertrauen in ruhigen Zeiten! Die Todgeweihten hofften auf einen Volltreffer. Ihnen wäre die Erschiessung erspart geblieben. Ich versuchte meine Angst zu überwinden durch Gebet. Ob es mir gelang? Ich weiss nicht. Gelegentlich beteten die Männer mit. Sie blieben ruhig und gefasst. Woher holten sie nur die Kraft zu dieser Gelassenheit?

Nach der endlos langen Nacht rollte ein LKW heran, der die Verurteilten zum Platz der Hinrichtung brachte. Ich setzte mich zu den aneinander Gefesselten, stumm, wie gelähmt, unfähig zu denken. Ich wollte beten, aber das ge-

lang nicht, nur wirre Gedanken an Gott, an Maria, an die Heiligen schwirren durch meinen Kopf. Es ist nicht wahr, dass man in der Not beten lernt. Wer hat diesen Unsinn nur erfunden? Sicher niemand, der in der Ausweglosigkeit einer unabänderlichen Verstrickung von Verderben und Tod gestanden hat. Solche Sprüche darf man nicht gebrauchen. Oder war der Gedanke an Gott vielleicht doch ein Gebet?

Der Wagen musste mehrfach seinen Kurs ändern, die Strassen waren durch Granatlöcher und Bombentrichter versperrt. Wir sollten um sechs Uhr am Schiessplatz sein, wir gelangten erst um sieben Uhr hin.

Das Exekutionskommando stand als ungeordneter Haufen herum, fluchend und verbissen, Kommandoführer und Oberstabsrichter unterhielten sich mit ernstesten Gesichtern.

Als die Rückklappe des LKW heruntergelassen war und ich als erster aussteigen wollte, sagte mir der Richter, ich solle noch auf dem Wagen bleiben, die Hinrichtung müsse sich um eine gewisse Zeit verschieben. Die am Abend vorher eingerammten Pfähle waren durch Artilleriebeschuss durchsiebt und abgerissen worden. Es mussten erst neue Pfähle herbeigeschafft werden. Der Schiessplatz wurde vom Gegner eingesehen. Auch das noch! Herrgott, mach dem Wahnsinn ein schnelles Ende!

Wieder wurde geschossen. Die Männer des Erschiessungskommandos, der Kapitänleutnant M.A. und der Oberstabsrichter gingen mehrfach in Deckung. Ganz in der Nähe schlug eine Granate ein. Der Wagen tanzte bedrohlich. Vor den Pfählen gähnte ein grosses Loch. Flüche von allen Seiten.

Als die Vorbereitungen beendet waren, ging der Akt der Hinrichtung in aller Eile vor sich. Noch waren die letzten Schläge nicht auf die Pfähle gefallen, als die drei jungen Burschen schon angebunden wurden und der Richter das Urteil noch einmal verlas. Ich segnete die Männer zum letzten Mal, das Peloton nahm Aufstellung, und kurz darauf krachte die tödliche Salve.

Die Leichen konnten nicht beerdigt werden, wir betteten sie nebenan in einem Gebüsch.

Das Exekutionskommando machte sich eilig aus dem Staub, der LKW hatte sich abgesetzt, der Richter war verschwunden. Mein Fahrer, der mit dem PKW eingetroffen war, mahnte mich, von der Stätte des Grauens aufzubrechen, der Artilleriebeschuss hatte wieder heftig eingesetzt. Tränen verzweifelter Wut traten mir in die Augen, «Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!»

Wie ein gehetztes Wild floh ich von dem Ort des Grauens und der Unmenschlichkeit.

Wilfred Owen: Kriegsgedichte

Letzte Worte

«O Jesus Christ», seufzte ein Kamerad
und kniete nieder und verbeugte sich,
aber nicht betend,
und starb.

Und die Kugeln sangen: «umsonst!»
Und die Maschinengewehre grölten boshaft:»umsonst!»
Und die Kanonen lachten schallend:»umsonst!»

«Vater und Mutter», rief ein Junge,
dann lächelte er,
über nichts,
wie ein kleines Kind,
und war schon tot.
Und die Schrapnellwolke zeigte mit lässiger Gebärde: «umsonst!»
Die fallenden Splitter brummelten: «umsonst!»

«Meine Liebste», schrieb ein anderer,
«meine Liebste, meine Blütenknospe»,
bis, langsam niedergehend,
sein ganzes Gesicht den Schlamm küsste.
Und die Mündungsfeuer der Kanonen flackerten: «umsonst!»
Die Granaten heulten: «umsonst!»
Und das Giftgas zischte: «umsonst!»

(Aus dem Englischen übertragen von Aemiliana Printing P.I.J.)

Böse Auswirkungen des misslungenen Attentats auf Hitler

In jenen Tagen, als das Schicksal Brests nicht mehr abzuwenden war, wurde fernab in der nordöstlichsten Ecke des damaligen Reiches der Versuch unternommen, Hitler durch ein Attentat zu beseitigen, um dadurch die Beendigung des Krieges herbeizuzwingen. Es war ein missglückter Versuch, Hitler überlebte. An Tausenden nahm der Diktator blutige Rache.

Die Auswirkungen des Attentats sollte die Wehrmacht zur Genüge kennenlernen, eine Bespitzelung setzte ein, vor der niemand sicher war und die ein allgemeines Misstrauen hervorrief. Hinzu kam, dass sich eine Gruppe von Mitverschwörern in Frankreich, in Paris, befand, zu der die höchsten Offiziere, der Militärgouverneur von Frankreich, General Stülpnagel, und sogar

die Marschälle von Kluge und Rommel zählten. Es bedarf keiner Frage, dass der Kreis der Mitwisser weit grösser war, als man angenommen hatte. Auch in Brest hatte man nichts sehnlicher gewünscht, als dass Hitler beseitigt werden müsse. Die Nachricht vom Misslingen des Attentats war mit Bitterkeit und Enttäuschung zur Kenntnis genommen worden. Aber schon bald trat an die Stelle der Enttäuschung eine grenzenlose Angst.

Wichtiger für die gesamte Wehrmacht als das Attentat waren die Befehle, die am 24. und am 29. Juli vom Führerhauptquartier aus in Rastenburg, Ostpreussen, erlassen worden waren. Wie sie sich in Brest auswirkten, zeigen zwei Episoden, die in meinem Bericht nicht fehlen dürfen.

Der erste Befehl vom 24. Juli betraf den militärischen Gruss. Der Nazigruss wurde unter Zwang eingeführt, der alte militärische Gruss durch Anlegen der rechten Hand an die Mütze wurde verboten. Der neue Gruss sollte «ein Zeichen unverbrüchlicher Treue zum Führer und engster Verbundenheit zwischen Wehrmacht und Partei» sein.

Jetzt hiess es: «Rette sich, wer kann!» Es war ein närrisches Possenspiel, erleben zu müssen, wie die Arme in die Luft flogen, wenn man einander begegnete. Plötzlich gab es nur noch eingefleischte Nazis, hundertfünfzigprozentige, die sich nazistischer gebärdeten als Goebbels und mit geheuchelter Entrüstung das «abscheuliche Attentat» verurteilten.

Am 26. Juli hatte ich auf dem Brester Friedhof ein Begräbnis zu halten für 30 bei einem Seegefecht vor der bretonischen Küste gefallene Matrosen. Die Vorbereitungen waren getroffen, Musikkapelle und Ehrenzug angetreten, Kommandanten und Offiziere auf ihren Plätzen, als ich auf dem Friedhof eintraf. Am Eingang schnappte mich der ranghöchste Marineoffizier ab und raunte mir zu: «Bitte, Herr Pfarrer, geben Sie acht! Denken Sie an den Hitlergruss! Wir dürfen uns keine Blösse geben.»

Ausserhalb der heiligen Messe, bei der wir Pfarrer immer die liturgische Gewandung trugen, legten wir bei anderen Gelegenheiten nur die Stola zur Uniform an, so auch bei Begräbnissen. In Uniform war man aber an die militärischen Grussformen gebunden. Das war auch bisher ohne Schwierigkeiten möglich gewesen. Wie selbstverständlich legte auch der Pfarrer die rechte Hand ausgestreckt an die Mütze. Das war jetzt anders geworden. Nun musste der rechte Arm erhoben werden, es war wie zu Zeiten der römischen Cäsaren geworden: «Ave, Caesar, morituri te salutant!» Man konnte für sich selber dem neuen Gruss diesen Sinn geben, der in Brest seine besondere Berechtigung hatte, waren wir doch alle irgendwie Todeskandidaten in der umzingelten Stadt. Aber der Nazigruss hatte nach dem Befehl ja einen anderen Sinn. Er war Zeichen der Treue zum Führer, Zeichen der Verbundenheit mit der Partei.

Für Hitler war das ganze Volk nunmehr ein Nazivolk geworden. Abscheulicher Gedanke!

Gab es noch ein Entrinnen vor solcher Vergewaltigung? Da erinnerte ich mich an die Praxis im Schulunterricht aus meiner Kaplanszeit. Wir mussten ja damals schon zu Beginn des Unterrichtes die Kinder mit dem Hitlergruss an den «heissgeliebten Führer» erinnern. Diese damals geübte Praxis kam mir jetzt zu Hilfe.

Die Feier begann. Die Musik spielte einen Trauerchoral. Nun musste ich an die Gräber treten und die liturgischen Gebete verrichten. Mit weit ausholender Geste erhob ich den rechten Arm bis zur Wagerechten und führte ihn ohne Unterbrechung in halbkreisförmigem Bogen zur Stirn weiter und sagte: «Im Namen des Vaters und des Sohnes. . .».

Die mir gegenüberstehenden Soldaten verzogen ihr Gesicht zu einem Grinsen, hinter mir konnte einer der Offiziere ein Kichern nicht unterdrücken. Ich selber bewahrte Ernst und Haltung, bis die Beisetzungszereemonie beendet war.

Nun aber kam erst das erheiternde Finale. Der hohe Offizier, der mich anfangs noch gemahnt hatte, musste nun an die Gräber treten zur Niederlegung eines Kranzes. Da er nicht mit rednerischen Fähigkeiten ausgestattet war, wurde er so verdattert, dass er den Nazigruss vergass und in altgewohnter Weise die Hand an die Mütze legte. Hinterher entschuldigte sich der gute Mann bei mir. Es war ihm peinlich, dass ihm ein so grosser Schnitzer passieren konnte.

Einer der grossen Komiker damals war Ferdi Weiss in München. Er trat einmal in den Münchener Kammerspielen auf die Bühne mit erhobener Rechten. Er liess sein Clownsgesicht durch den Saal schweifen, ohne zunächst etwas zu sagen. Der Leute bemächtigte sich schon ein Gefühl für die umwerfende Komik, die in dieser Geste lag. Dann sagte Ferdi Weiss mit dem Tonfall eines harmlos Naiven: « So hoch liegt bei uns der Dreck.» Sprach's und verliess zur anderen Seite die Bühne. Er war ein Schweijk, wie auch ich ein Schweijk geworden war.

Am 29. Juli kam dann vom Führerhauptquartier der Befehl, dass jeder Generalstabsoffizier an der nationalsozialistischen Erziehung des Militärs mitzuwirken habe. Allen militärischen Kommandostellen wurde ein sogenannter NSFO, ein nationalsozialistischer Führungsoffizier, zugeordnet, der die Durchdringung der Soldaten mit dem Nazigeist zu gewährleisten hatte, das ganze Volk sollte mit Gewalt zum Nazivolk gemacht werden.

Dem Seekommandanten Bretagne war es fast unmöglich, einen geeigneten Offizier für dieses Amt zu finden. Schon hatten ihm mehrere Männer eine Absage erteilt, als er endlich doch den richtigen Mann gefunden hatte. Dieser Offizier war ein Korvettenkapitän. Er hatte dem Kommandanten offen erklärt, er sei ein ausgesprochener Gegner des Regimes, er nannte sich PG, Parteigeg-

ner. Worauf der Admiral meinte, dann sei er der richtige Mann für dieses Amt. Der Korvettenkapitän hat mir den Vorgang selber erzählt. Es war gut, dass er dieses Amt übernommen hatte. Vor ihm brauchte man sich nicht zu fürchten.

In einem privaten Gespräch mit ihm fragte ich unvermittelt, wie er den Posten des NSFO mit seiner Einstellung zur Partei vereinbaren könne, wie er z.B. bei festlichen Anlässen, etwa zum Führergeburtstag, in Nationalsozialismus machen wolle. Für ihn war das kein Problem, wie er mir erklärte. Er wolle sich dann einen eingefleischten Nazi unter den Männern suchen, der die Rede zu halten hätte.

Dieser Offizier war eine grosse Hilfe. Er lieferte niemanden ans Messer. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass ich meiner Arbeit ohne Furcht nachgehen konnte.

Zwischen Stollen und Lazaretten

Ich hatte bis gegen Ende August noch immer in meiner Stadtwohnung mein Quartier gehabt, musste mich aber dann nach einem geeigneten Unterschlupf umsehen.

Wo aber sollte ich ein neues Domizil finden? Der Zufall führte mich auf der Strasse mit einem Marieneoffizier zusammen, der regelmässig am sonntäglichen Gottesdienst teilgenommen hatte. Er beschaffte mir einen Platz in einem Lazarettstollen unten am Hafen.

In der Nähe der Rue de Siam, der Hauptgeschäftsstrasse von Brest, führte eine Brücke über einen Ausläufer der Meeresbucht. Zu beiden Seiten dieser Bucht gab es je einen Stollen, die als Lazarette eingerichtet waren. In einem dieser unterirdischen Gewölbe konnte ich mich niederlassen. Dort hatte ich wenigstens Gelegenheit, für ein paar Stunden zu ruhen, wenn ich vor Übermüdung nicht mehr aktionsfähig war.

Gefallene Soldaten würdig zu bestatten, war schon fast unmöglich geworden. Wir hatten herausgefunden, dass morgens zwischen sechs und sieben Uhr verhältnismässig wenig Kriegslärm herrschte. Die Amerikaner, so orakelte man, hielten zu dieser Stunde Frühstück. Infolgedessen pflegte ich Begräbnisse zu dieser Zeit zu halten.

Da hatte ich einmal eben mit den Gebeten bei der Beerdigung mehrerer Soldaten begonnen, als es um unsere Ohren zu pfeifen anfang. Wir waren von den Amerikanern entdeckt worden, die ^bf uns schossen. Die ersten Einschläge lagen zu kurz, die nächsten zu weit. Nun mussten die Treffer uns erreichen. Ein kurzes Zischen, ein dumpfer Aufprall – eine mächtige Staubwolke verschluckte meine Gebete. Die Männer stoben auseinander. Blitzschnell hatte ich mich auf den Boden geworfen. Als ich mich wieder aufrichtete, war ich total verdreht. An die Fortsetzung des Begräbnisses war nicht mehr zu

denken. Alles blieb in Deckung, bis wir uns davonmachten. Zwei Soldaten waren getötet worden. Sanitäter holten sie und trugen sie in ein nahes Gebüsch.

Zu Fuss, auf halbsbrecherischen Wegen musste ich den Lazarettstollen zu erreichen suchen; denn die Strassen waren Trümmerhaufen geworden. Die Artillerie schoss von allen Seiten, und Fliegerstaffeln kamen im Tiefflug heran. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die ich machen konnte, ich empfand weder Angst noch Schrecken. Der einzige Gedanke, der mich beflügelte, war die Notwendigkeit, der Hölle so schnell wie möglich zu entkommen, um den rettenden Bunker zu erreichen. Als ich das geschafft hatte, gab es dennoch keine Ruhe. Die vier langen Stollengänge waren von Verwundeten übersät, die von einem einzigen Arzt, sechs Sanitätern und zwei Rotkreuzschwestern betreut werden mussten. Pausenlos war das Sanitätspersonal im Einsatz, immer neue Verwundete wurden gebracht. Für den Arzt war es eine bewundernswürdige Leistung, mit den wenigen Hilfskräften und den geringen medizinischen Mitteln in einem völlig unzulänglichen Raum zu operieren. In einem zwei mal drei Meter grossen Verlies arbeitete er bis zum Umfallen mit Hilfe der Schwestern und mühte sich besonders um die Verwundeten, die in Gefahr schwebten zu verbluten. Als Lichtquelle über dem improvisierten Operationstisch dienten helle Karbidlampen, die bei einem möglichen Ausfall der Stromanlage immer noch gestatteten, weiter zu arbeiten. Diese Lampen mussten von humpelnden Verwundeten mit den Händen hochgehalten werden, damit sie ihre Lichtquelle auf den zu Operierenden strahlten. Das Verbandsmaterial war knapp und bestand zum guten Teil aus sterilem Papier. Bei besonders schweren Fällen, in denen nicht mehr geholfen werden konnte, rief mich der Arzt und deutete mit einer stummen Geste an, dass seine Kunst versage, liess den Sterbenden auf fahrbarem Lager in einen der Säle schieben, wo ich mich seiner erbarmte und die priesterliche Betreuung übernahm.

Die sanitären Verhältnisse waren von Anfang an erbärmlich und wurden mit jedem Tag schlimmer. Als Latrinen standen nur grosse Töpfe zur Verfügung, die meist überschwappten und draussen geleert werden mussten. Sie wurden zu Seuchenherden und verbreiteten einen pestartigen Gestank, der durch den Stolleneingang ins Innere drang. Wer eben konnte, verschwand im Dunkel der Nacht nach draussen, um seine Notdurft im Freien zu verrichten.

Die Verpflegung bestand zumeist aus Brot und Büchsenfleisch. Die Küchenbullen taten ihr Menschenmögliches, kochten Tee und Kaffee. So furchtbar auch die Umstände waren, die gemeinsame Not schaffte ein Klima der Mitmenschlichkeit und Hilfsbereitschaft, das alle Unterschiede in der persönlichen Einstellung zu den sonst bohrenden Fragen nach dem Sinn des Krieges verwischte.

Ausser diesem Stollen hatte ich noch drei Lazarette zu betreuen. Eines davon lag an der anderen Seite der Bucht und war nur über einen schmalen Laufsteg zu erreichen. Ich hastete abwechselnd von der einen Seite auf die andere, blieb tagsüber in diesem, am nächsten Tag in jenem Stollen und kehrte erst in der Dunkelheit in meine Schlafzelle zurück.

Als ich eines Tages eben erst angekommen war, rief mich der Marineoberstabsarzt:

«Pfarrer, fertigmachen, Kittel her, Hände waschen!»

Im weissen Kittel wusch ich die Hände, tauchte sie in eine Desinfektionslösung, streifte die Gummihandschuhe über, wurde von der Operationsschwester an die dem Arzt gegenüberliegende Seite des Tisches dirigiert und – assistierte. Ich hatte keine Ahnung, wie man das macht, nur gelegentlich war ich während meiner Studien aus Neugier in medizinische Vorlesungen gegangen. Ich musste mich auf den Arzt verlassen. Die Schwester reichte die medizinischen Instrumente, ich erhielt eine Pinzette und wartete auf die Anweisung des Arztes: «Tupfer». Die blutende Operationsstelle vorsichtig trocknend, half ich, so gut ich konnte. Vor seelischer Anspannung tropfte mir bald der Schweiß von der Stirn, den die andere Schwester mir mit einem papiernen Fetzen abwischte.

Hatte der Arzt Granatsplitter oder gar Eisenbrocken gefunden, atmete er hörbar auf, vernähte die Wunde und erklärte mir wie einem Schüler die Methoden der ärztlichen Praxis.

Es kam vor, dass mehrere Verletzte im Stollengang auf Hilfe warten mussten. Ich hatte einige Male dem Arzt assistiert, als er mir die gebogene Nadel während des Vernähens einer Wunde in die Hand drückte und befahl: «Weitermachen!» Unterdessen bemühte er sich um den nächsten Verwundeten, ohne mich aus den Augen zu lassen und griff zuweilen selber wieder zur Nadel. Mich erfüllte eine innere Genugtuung, dass ich gebraucht wurde und helfen konnte, obwohl seelische und körperliche Kraft vonnöten war.

Die trotz aller Bemühungen dahinsterbenden Männer hatten dennoch ein besseres Los als die bei den Kämpfen verblutenden, sie waren nicht allein in ihrer Not, ein gewiss nur schwacher Trost, aber die Männer dankten mit einem Blick, mit ein paar dünnen Worten, mit einem Händedruck. Sie nahmen auch den geistlichen Trost an, den ich ihnen als letzten Liebesdienst im Namen Jesu spenden konnte.

Da war ein Abiturient mit einem gefährlichen Bauchschuss, der mich um einen Rosenkranz gebeten hatte. Er rang wohl vierzehn Tage mit dem Tode. Mehrere Bluttransfusionen retteten ihn schliesslich. Bei der Übergabe des Stollens an die Amerikaner am 18. September bat ich einen der Ärzte, sich des Schwerverwundeten besonders anzunehmen. Da holte der deutschsprechende Arzt aus seiner Uniformjacke ein silbernes Kreuzchen hervor, das er an einer schwarzen Schnur um den Hals trug, und liess mich die Aufschrift lesen:

«I am a Catholic, please call a Priest.» (Ich bin ein Katholik, bitte, rufe einen Priester.) Der junge Deutsche kam sofort in ein amerikanisches Lazarett. Ich wusste ihn in der sicheren Obhut eines guten Arztes.

Priesterschicksale

Bei einem Besuch im grossen in der Stadt gelegenen Marinelazarett hatte ich eine Begegnung, die nur verstehen kann, wer um Priesterschicksale weiss. Es war ein Wiedersehen mit einem Marineartilleristen, den ich Ende Juli bei einem Gottesdienst in einer unserer Flakbatterien kennengelernt hatte. Er war damals zu mir gekommen, um mir seine Sorgen, die ihn wie eine Zentnerlast quälten, anzuvertrauen. Denn er war Priester, ein mit der Kirche zerfallener Priester, ein Mann, der des Trostes und der Hilfe besonders bedurfte.

Dieser Mann in den fünfziger Jahren hatte eine Frau und drei Kinder, die er liebte, wie nur ein Gatte und Vater lieben kann. Seine Ehe war standesamtlich geschlossen worden, die kirchliche Trauung war unmöglich gewesen, weil er nicht laisiert worden war. Als Hilfsarbeiter hatte er sich vor fünfzehn Jahren recht und schlecht durchs Leben schlagen müssen, um seine Familie ernähren zu können.

Beim Gottesdienst durfte er nicht am eucharistischen Mahl teilnehmen, war er doch der allgemeinen Rechte durch die unerlaubte Eheschliessung beraubt. Als Soldat erlebte er nun die Hoffnungslosigkeit des Krieges mit seinem ungewissen Ausgang für Leib und Leben. Er befand sich in einem Zwiespalt, aus dem er keinen Ausweg wusste. Vor ihm stand immer noch das Ideal des Priestertums, dem er seine Jugend geschenkt hatte; er erinnerte sich an den Tag der Priesterweihe, an die Primiz in der Heimat, an seine Kaplanstätigkeit in einer grossen Gemeinde. Aber er liebte auch seine Frau und die Kinder, für deren Wohl ihm keine Arbeit zu schwer gewesen war.

Wie war er in dieses Dilemma geraten? Nicht, weil er Nazi gewesen wäre, er war kein Renegat, wie es sie damals gab, auch nicht, weil er dem Werben eines Mädchens erlegen gewesen wäre, auch das wäre denkbar und verständlich gewesen, nein, weil er mit seinem Pastor in Konflikt geraten war. Es waren Kompetenzstreitereien. Bitter beklagte er sich darüber, dass sein Vorgesetzter ihn schikanös behandelt und ihn sogar bei der Behörde wegen Ungehorsams angeschwärzt hätte. Diese Spannungen hätten ihn in die Arme eines Mädchens getrieben, bei dem er Verständnis gefunden hätte.

Wo war nur, so fragte ich mich, sein Bischof gewesen, der verständig sich seiner hätte annehmen müssen? Ives Congar beklagt die Not des unverstandenen Priesters:

«Viele Priester leiden unter Vereinsamung und dies sogar in Zeiten, da der Kirche von Staats wegen keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Wir meinen den verbreiteten Missstand, dass viele Priester kein echtes Vertrauensverhältnis zu ihrem Bischof oder zum Ordinariat finden. Man verfügt über sie von oben herab, ohne sie vorher zu fragen. Man hat keine Zeit für sie, ihre Schwierigkeiten, Sorgen und Nöte anzuhören und noch weniger, sie zu tragen. Auf Anfragen antwortet man ihnen mit allgemeinen Sprüchen, sofern das Stellen von Fragen nicht überhaupt als Zeichen einer unbotmässigen Gesinnung angesehen wird. Gewiss, wir wollen nicht verallgemeinern. Es gibt, gottlob, andere Beispiele genug. Aber was nützt dies den Priestern, die sich mit Recht beklagen müssen, dass man sie nicht versteht, ihnen nicht hilft, sie nicht unterstützt. Es ist bitter, so allein gelassen zu werden.»

(Lebendiges Zeugnis, Paderborn 1966, S.54/55)

Da stand also nach jenem Gottesdienst im Juli ein solcher Priester vor mir und klagte mir sein Leid. Ich musste ihm helfen, aber wie? Er wollte beichten, ich durfte ihn nicht absolvieren; er wollte kommunizieren, ich durfte ihn nicht zulassen. Es bestand keine unmittelbare Todesgefahr, sonst hätte ich ihm die heiligen Sakramente gespendet. Immerhin konnte er beten, das tat er auch; er konnte bereuen, auch das hatte er längst getan. Er wusste auch, dass er in drohender Todesgefahr seine Kameraden absolvieren durfte, er war ja Priester. Er konnte auch die Absolution empfangen, wenn im Augenblick der Lebensgefahr ein Priester zugegen sein sollte. Am Schluss dieses Gespräches gab ich ihm den Segen und bat ihn, auch mich zu segnen, er hatte ja dazu die Vollmacht.

Bei dem Begriff «Priesterschicksale» sind wir geneigt, an jene Priester zu denken, die von den Nazis verhaftet und in die KZ verschleppt wurden, an die vielen deutschen Priester, an die polnischen, die französischen Priester und Bischöfe, denen wir Hochachtung und Bewunderung schulden, wenn auch bisweilen etliche nach ihrer Befreiung, bekränzt mit der Aura des Martyriums, geglaubt haben, würdigere Nachfolger des Gekreuzigten gewesen zu sein als die vielen anderen, die vor Verhaftung und Lager verschont blieben, obwohl doch auch diese Tag und Nacht in ständiger Angst vor Verfolgung lebten und dennoch gute Hirten und eifrige Seelsorger ihrer Gemeinden blieben.

Und wenn ehemalige KZ-ler zu hohen Würden gelangt sind, dürfen sie nicht verächtlich herabschauen auf ihre Mitbrüder, die nicht mit Verfolgung protzen können. Ob einer ein guter Priester im Weinberg des Herrn gewesen ist, entscheidet nur der Herr und sonst niemand.

Man sage nicht, es sei doch heute durch das Konzil alles viel besser, viel demokratischer geworden. Ist das wirklich so? Oder sind nicht an die Stelle

der Einzelpersonen mit ihrer Machtfülle die mächtigen Räte getreten, die nunmehr die Entscheidungen treffen wie einst die kirchlichen Machthaber?

Wie lächerlich, wenn die Räte sich Sorgen machen um die Fort- und Weiterbildung der Priester und pensionierte Senioren, die das siebente Lebensjahr zehnt beinahe hinter sich gebracht haben, noch theologisch schulen zu müssen glauben! Früher wurden die Pensionäre mit Auszeichnungen überschüttet, heute hält man sie für Dummköpfe, gut genug, um als Aushilfen verschlissen zu werden. Aber dazu muss man sie – es ist rührend! – doch weiterbilden! Alleluja!

Keine weltliche Instanz würde sich solche Ideen einfallen lassen. Man denke etwa an die Schulkollegien. Es wäre ja auch ein karnevalistischer Gag, wenn im Ruhestand lebende Lehrer nun noch Lehrgänge besuchen müssten. Aber bei Mutter Kirche, Verzeihung, wollte sagen, im kirchlichen Rätssystem muss das wohl so sein.

Nun wird man mir entgegenthalten, dass ich den Sinn der priesterlichen Fort- und Weiterbildung nicht begriffen hätte. Ich habe die «Rahmenordnung für die Priesterbildung» vom 1.5.1978 gründlich studiert und pflichte den Initiatoren bei, dass die Berufung des Priesters nicht vergleichbar ist mit einem weltlichen Beruf und darum andere Massstäbe verlangt. Über die Priester im Ruhestand sind dort beachtenswerte Ausführungen gemacht. Es wird von «Glaubensreife» und «Altersweisheit», von den «besonderen Charismen älterer Priester» gesprochen. «Der alte Priester dient der Kirche mit dem Presbyterium, indem er den geistigen und geistlichen Ertrag seines Lebens einbringt und ein Mann der Gelassenheit und Weisheit wird, den man gern aufsucht und dessen Rat man schätzt.»

Und genau das ist es, was bei den Weiterbildungskursen nicht zum Tragen kommt. Es mangelt den Kuratoren an Fingerspitzengefühl und psychologischem Einfühlungsvermögen. Schulmeisterliches Gehabe wirkt verletzend und abstoßend. Bei einem Exerzitenkursus zum 40jährigen Priesterjubiläum machte der junge Kursusleiter die peinliche Bemerkung, die er mit fast päpstlicher Autorität vortrug: «Auf den Schreibtisch des Priesters gehört ein theologisches Buch!» Peng! Nun wussten die alten Herren, die glatzköpfigen, die rheumageplagten, die infarktgeschädigten, die vom Schlag gerührten, was sie zu tun und zu lassen hatten.

Nein, ihr lieben Kuratoren, so geht es nicht!

Also, Priesterschicksale hat es gegeben, Priester, die von Haft und Lager gezeichnet sind, und es wird auch immer Priesterschicksale geben; denn die Kirche ist nun einmal «leidende» Kirche und wird es bleiben, bis die Osterherrlichkeit offenbar werden wird. Man denke an Russland und die Staaten des Ostblocks, aber auch an die westlichen Diktaturen, z.B. Chile. Diese von

aussen der Kirche drohenden Gefahren hat der Herr vorausgesagt und dürfen uns nicht verwundern.

Schlimmer erscheinen mir die Gefahren im Innern der Kirche zu sein: das Gehabe behördlicher Instanzen und Personen, die vergessen haben, dass sie zu dienen und nicht zu herrschen berufen sind. Ob nicht manche junge Männer wegen des Machtmissbrauchs in der Kirche der Entscheidung zum Priestertum ausweichen? Diese Frage wäre einer Untersuchung wert.

Zurück zu dem Priester Schicksal, dem Marineartilleristen. Ich bin ihm Ende August im Marinelazarett wieder begegnet. Er war schwer verwundet worden. Das rechte Bein musste am Oberschenkel amputiert werden, eine Schulter war durchlöchert, und am Gesäss war eine klaffende Wunde. Der Mitbruder überlebte den Krieg nicht. Er starb, versehen mit der Absolution, mit der eucharistischen Speise, mit der Krankensalbung, mit dem päpstlichen Segen. Als ich ihm die Tröstungen der Kirche gespendet hatte, bat ich ihn, auch meine Beichte entgegenzunehmen. Gott hatte mir diesen Priester zu meinem eigenen Heile geschickt. Das war für den Sterbenden ein priesterliches Werk, als er über mich die Absolution sprach: Ego te absolvo. . .

Als der Mitbruder zum Begräbnis in eine Zeltplane gelegt wurde, legte ich ihm meine kleine Beichtstola um den Hals. Er ist als Priester gestorben. Requiescat in pace!

Wenn vier Meter dicke Stahlbetondecken durchlöchert werden

Meine Erinnerungen an Brest kann ich nicht abschliessen, ohne noch zwei Ereignisse zu erwähnen, die aus anderen Veröffentlichungen bekannt geworden sind. Ich meine die Bombardierung eines U-Bootbunkers und das Explosionsunglück in einem der unterirdischen Stollen.

Es muss zur Zeit der ersten Angriffe auf die belagerte Festung gewesen sein, als eine der Superbomben auf die U-Boxen geworfen worden war. Die vier Meter dicke Stahlbetondecke wurde dabei durchlöchert. Alle Berechnungen der Ingenieure und Techniker hatten sich als Irrtum erwiesen. Aus war es mit der Behauptung der Unüberwindlichkeit des stählernen Kolosses. «Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand». Der dadurch ausgelöste Schock sass uns seitdem im Nacken und liess uns nicht mehr los. Es mutet wie ein Wunder an, dass nur 14 von den unzähligen Arbeitern und Marinesoldaten dabei ihr Leben lassen mussten. Eine Panik, die auszubrechen drohte, wurde dennoch verhindert. Das klaffende Loch in der Decke wurde notdürftig mit Latten zugedeckt, die Arbeit an Schiffen und Geschützen wurde fortgesetzt,

die Reparaturen liefen weiter. Wie war das möglich? Der leitende Ingenieur, Oberwerftdirektor Viceadmiral Sch., hatte nach dem Bombenangriff sein Quartier in den Bunker verlegt. Er gesellte sich zu seinen Männern. Das war eine soldatische Tat, die bei den Männern Bewunderung auslöste. Bravo, Herr Admiral!

Verhängnisvoller war das Unglück in jenem Stollen, der bis zur Evakuierung der französischen Bevölkerung als Unterschlupf gedient hatte. Ich habe schon davon erzählt. Durch eine Explosion der Fässer mit Benzin, das am Stolleneingang gelagert war, um die Entlüftungsmaschinerie und die Lichtanlage in Gang zu halten, hatten sich giftige Dämpfe entwickelt, die die ganzen Stollengänge durchzogen und die rund 1'000 Menschen, Soldaten, Eisenbahner, OT-Arbeiter und Franzosen, die in panikartiger Flucht zum anderen Ende des Stollens drängten, töteten. Nur ein paar Leute hatten sich über die schmale Treppe eines Notausganges in der Mitte des Stollens in Sicherheit bringen können. Es war ein Inferno, wie mir ein geretteter Eisenbahner später erzählt hat, das Dante als Vorlage seiner Höllenvisionen hätte dienen können. Die Eingänge dieses Stollens, der zum Massengrab geworden war, wurden zugemauert. Danach bahnte ich mir einen Weg durch die Trümmer zu der Stätte des Grauens und vollzog vor der Mauer die liturgischen Grabgebete.

Dank göttlicher Fügung gab es viele Soldaten, die die Hölle von Brest heil überstanden hatten, weil sie nicht in der Feuerlinie gestanden oder an ungefährdetem Ort ihren Dienst verrichtet hatten. Das Bombardement, den Artilleriebeschuss hatten sie in der Sicherheit der schützenden Bunker überlebt, die brennende Stadt vom Stollen aus gesehen und wie ein dramatisches Schauspiel empfunden. Wer wollte sie deshalb tadeln oder gar hämisch darüber reden? Wem die Fähigkeit verliehen ist, mag über die letzten Tage von Brest literarische Berichte schreiben oder eindrucksvolle Bilder malen, vielleicht auch tragische Lieder mit Lautenbegleitung anstimmen. Nero soll ja zu seiner Zeit den Untergang Trojas besungen und dazu auf der Harfe gespielt haben. Einem Ondit zufolge habe er, um den Untergang dieser Stadt realistisch nachempfinden zu können, selber Rom in Brand steckenlassen. Ich wäre unfähig, von der sterbenden Stadt Brest ein Bild zu entwerfen. Ich sah das zerstörte Rotterdam noch 14 Tage nach dem Göringschen Bombardement brennen, die Flammen über Hamburg lodern und die Trümmer von Köln rauchen und bin in den Flammen Brests an gefallenen Soldaten vorbei herumgeirrt. Mir hat es gereicht! Parce, Domine, parce populo tuo!

Seltsame Begegnung

Es schien mir, dass ich der Schlacht entkommen
unten im dunklen, trüben Tunnel war –
vor langer Zeit schon durch Granit geschaufelt,
durch Kriege dann, gewaltige, geformt rund zu Gewölben.

Doch sind auch hier die Schläfer belastet arg und stöhnen,
zu tief vergraben in Gedanken oder gar im Sterben,
um sich zu bewegen.

Dann, als ich sie berührte, sprang da einer auf
und starrte, in erbärmlichem Wiedererkennen
mich an mit fixierenden Augen,
die qualvollen Hände erhebend, wie wenn er segnen wollte.
Und durch sein Lächeln erkannte ich die abstossende Halle,
und durch sein Todeslächeln wusste ich, dass wir in der Hölle standen.
Mit tausend Peinen war das Gesicht dieser Vision gefurcht.
Und doch, kein Blut reichte dorthin noch von der oberen Welt,
Und keine Kanonen donnerten, kein Rauchfang heulte.
«Seltsamer Freund», sagte ich, «es gibt hier keinen Grund zu trauern».
«Keinen», sagte der andere, «ausser den verlorenen Jahren ohne jede Hoff-
nung.»

Was immer deine Hoffnung war, war auch mein Leben.
Ich jagte wie wild hinter der wildesten Schönheit der Welt,
die man nicht in sanften Augen und geflochtenen Haaren findet,
spottend der ständig verrinnenden Zeit.
Gibt es einen Gram, der grösser ist als der hier?
Als ich fröhlich war, mag mancher gelacht haben.
Und von meiner Trauer ist etwas übriggeblieben, das jetzt sterben muss,
ich meine die Wahrheit, die unausgesprochene:
das furchtbare, bis ins Unermessliche gesteigerte Elend des Krieges,
Nun sind die Menschen mit dem zufriedenen, was wir verdorben haben,
oder unzufriedenen, voller Wut und umgeworfen,
Sie werden schnell sein mit der Schnelligkeit des Tigers.
Keiner will aus dem Glied treten,
obgleich die Völker sich vom Fortschritt abwenden.
Ich hatte Mut, ich trug noch Geheimnis in mir,
Weisheit war mir eigen und Meisterschaft,
um den Marsch der Welt nicht mitzumachen,
die sich zurückzog in Scheinfestungen ohne Wälle.

Und dann, wenn viel Blut die Räder der Streitwagen gebremst hätte, würde ich hinaufgehn und sie mit klarem Quellwasser waschen, selbst mit der Wahrheit, die zu tief liegt, als dass sie von der Lüge berührt werden kann.

Ich würde meinen Geist ausgiessen ohne Mass,
aber nicht mit Wunden und nicht als Kriegssteuer.
Menschenstirnen haben geblutet, wo keine Wunden waren.

Ich bin der Feind, den du getötet hast, mein Freund.
Ich erkannte dich in dieser Dunkelheit, denn du hast gestern finster durch mich hindurch geblickt, als du mich durchbohrt und getötet hast.
Ich wehrte ab, aber meine Hände gehorchten mir nicht und waren kalt.
Lass uns jetzt schlafen. . . .

Wilfried Owen: Kriegsgedichte

(Aus dem Englischen übertragen von Aemiliana Printing P.I.J.)

(Übertragung und Veröffentlichung mit gütiger Erlaubnis des Verlages
«Chatto and Windus Ltd., London».)

Der 18. September nahte, der Tag, an dem die Amerikaner den Widerstand brachen und die Stadt Brest als einen brodelnden Trümmerhaufen in Besitz nahmen. Einige Tage vorher waren schon einzelne Stadtteile der Übermacht erlegen. Bald sollte nun unser Lazarettstollen von den Amerikanern übernommen werden. Noch einmal gab es eine gefährliche Situation.

Auf Befehl des Arztes musste der ganze Stollen nach Waffen durchsucht werden. Waffen im Lazarett, das wäre gefährlich gewesen. Auf Bitten des Arztes hatte ich mich an der Razzia beteiligt. Ein junger Soldat witterte Verrat und begann zu toben. Es gelang mir nicht, ihn zu beruhigen. Er hatte unter seinem Bett eine Kiste versteckt mit Munition, Handgranaten, Pistolen und Karabinern. Das Zeug musste verschwinden, ehe die Amerikaner anrücken würden. Jener Soldat hatte mit einigen anderen Männern eine Schiesserei geplant, faselte mir etwas vor vom Kampf bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone und weigerte sich zur Herausgabe seines Waffenarsenals. Da er beinamputiert war, holte ich kurzerhand die gefährliche Kiste unter seinem Bett hervor, um sie nach draussen zu befördern. Kaum hatte ich mich gebückt, als der Unbelehrbare sich auf mich stürzte und mich zu Boden schlug. Da griffen ein paar beherzte Leute ein, es gab ein Handgemenge, irgendwer packte einen Gewehrkolben und schlug dem wild um sich Schlagenden damit über den Kopf. Es

war wie ein Wunder, dass niemand einen ernstlichen Schaden erlitt. Die Munitionskiste verschwand im Schutt vor dem Bunker, der Stollen war übergabebereif.

Dieser Vorfall erinnerte mich an die Redensart vom dicken Ende. Sie stammt aus der Soldatensprache. Früher drehten die Soldaten beim Nahkampf das Gewehr um und schlugen mit dem Kolben, dem «dicken Ende» aufeinander ein.

Es hätte natürlich der Kleinkrieg böse enden können. Dass es glimpflich ablief, verdanke ich einem gütigen Geschick.

Inzwischen hatte ein Sanitäter vor dem Stollen Wache bezogen, um die Ankunft der Amerikaner melden zu können. Es dauerte auch nicht lange, als sich ein Jeep über Geröllhalden näherte.

Die Amerikaner kommen

Die Rotkreuzschwestern, der Arzt und ich, alle im weissen Kittel, der Arzt und ich dazu mit dem weissen Stahlhelm, erwarteten den Sieger. Der Wagen hielt, ein Major sprang herunter, salutierte und erkundigte sich, ob bewaffnete Soldaten im Stollen verborgen seien. Er glaubte dem Wort des Arztes, der die Frage verneint hatte, stieg wieder in den Wagen und fuhr davon. Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, als sich wieder ein Wagen, diesmal ein Lazarettwagen, meldete. Der Major brachte drei Ärzte mit. Ohne Waffen betraten die Amerikaner den Stollen und begannen mit unverkennbarem Wohlwollen die Verwundeten zu inspizieren. Uns lag das Schicksal der Schwerverwundeten besonders am Herzen, und wir baten die Ärzte um Verständnis und Hilfe.

Ich muss hier dankbar erwähnen, dass wir von dem menschlichen Verhalten der amerikanischen Ärzte angenehm berührt waren. Die Übergabe an die neuen Herren und der Abtransport unserer Verwundeten vollzog sich in einer Atmosphäre der Menschlichkeit.

Diese Haltung bewog mich zu der Bitte, die noch unbeerdigt draussen liegenden Toten bestatten zu dürfen. Ich erhielt dazu nicht nur die Erlaubnis, sondern die Amerikaner leisteten mir alle nur erdenkliche Hilfe. Unter meiner Anweisung wurden die Toten von den Amerikanern geborgen und zu Grabe getragen. Diese Arbeit beschäftigte mich noch einen ganzen Tag, so dass ich erst am folgenden Morgen den Weg in die Gefangenschaft antrat.

VI. Gefangenschaft in Frankreich und England

Es klingt paradox und ist doch wahr: die Gefangenschaft war eine Befreiung. Diese Erkenntnis hatten alle, die der Hölle von Brest entkommen waren. Wir waren frei von Angst und Verfolgung, frei von Not und Gefahr, frei zu sagen, was wir dachten. Jener Dichter hatte recht, der einmal schrieb: «Der Mensch ist frei geboren; doch überall liegt er in Ketten!» (Rousseau: *Du contract sociale*).

Meine Befreier brachten mich in einem Jeep zunächst in ein riesiges Gefangenenlager bei St.Thegonnec. Unzählige deutsche Kriegsgefangene, soweit man nur blicken konnte, kampierten dort unter freiem Himmel, ohne schützendes Dach, ohne Bett, ohne wärmende Decke. Ich hatte es besser, mir wurde ein Platz zugewiesen in einer Baracke, der einzigen am Rande dieses Lagers, in der etwa 70 Ärzte untergebracht waren. Und was hatten wir Privilegierten für einen Komfort! Die Halle hatte zwar kein einziges Möbelstück, es gab nicht einmal Stroh, dafür aber höchst unwillkommene Gäste, Wanzen und Flöhe, die nicht vor peinlichen Intimitäten zurückschreckten. Wir mussten auf dem Fussboden ausruhen, das war eine Wohltat; ich schlief auch prompt ein. Seit Wochen hatte ich nicht mehr so gut geschlafen und musste nach einigen Stunden unsanft geweckt werden. Von Floh- und Wanzenstichen am ganzen Körper geschunden, mit quälenden Rückenschmerzen, eine Folge des harten Lagers, war das uns angebotene Frühstück eine köstliche Gabe Gottes. Dazu gaben uns die Amerikaner die Versicherung, dass es sich bei diesem Lager nur um ein Provisorium handele. Wir sollten es besser und schöner haben als je im Leben zuvor. Na, wir würden ja sehen!

Tatsächlich wurde unser Haufen nach Rennes verlegt. Auf einem Geländewagen wie Heringe zusammengepfercht, fuhren wir durch bretonische Städte und Dörfer. Überall bildeten Franzosen zu unserer Begrüssung Spalier und überschütteten uns mit Schmähreden voll Verachtung und Hass. Sie liessen ihren Rachegefühlen freien Lauf, und hätten uns unsere amerikanischen Bewacher nicht beschützt, es wäre an uns grausame Lynchjustiz geübt worden. Die weithin gellenden Rufe: «Itläär kapuut, Itläär kapuut» konnten uns noch belustigen. Weniger lustig waren die schmutzigen Gesten widerlicher Weiber, die sich vor unseren Augen umdrehten, die Röcke hochhoben, unter denen sie keine Unterwäsche trugen und uns ihr nacktes Hinterteil zeigten, wobei sie ihre uns zugewandten Gesichter zu Grimassen verzerrten und die Zunge herausstreckten, eine schweinische Darstellung des bekannten Götz-Zitates. Gefährlich waren dagegen die Ziegelsteine, die auf uns flogen und blutige Kopfverletzungen verursachten, abgesehen von gelegentlichen Gewehrsalven, die

aus dem Hinterhalt abgeschossen wurden. Das wurde schliesslich auch unseren Bewachern zuviel, die sich redlich um unseren Schutz bemühten und mehrfach mit ihren Maschinenpistolen in die Luft schossen, um die aufgebrachten Menschen zu mässigen. Zusammengekauert sass ich im offenen Wagen mit den Ärzten zusammen, als ich plötzlich eine Faust im Nacken spürte. Da war ein Mann auf den Wagen gesprungen und hatte mir einen kräftigen Schlag versetzt. Das tat zwar weh, hatte indes keine weiteren Folgen.

In Rennes wurden wir in einer Schule einquartiert. Wieder ohne Bett und ohne Decken lagen wir auf dem harten Boden, und einige fingen schon an, aufmüpfig zu werden, worüber die Amerikaner in arge Bedrängnis gerieten und uns mit doppelten Verpflegungsrationen zu entschädigen suchten, was ihnen auch gelang. Denn ihre Frontverpflegung war ausgezeichnet. Als Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung der Nahrungsmittelindustrie waren biologisch-medizinisch hochwertige Mahlzeiten zusammengestellt worden, die ausser Keksen, Gemüse und Fleisch auch Chlortabletten enthielten zur Entgiftung des Wassers, dazu Seife und Klopapier, Kaffee- und Limonadenpulver, Schokolade und Zigaretten. Die Menus variierten entsprechend den Mahlzeiten am Morgen, Mittag und Abend. Das waren Schlemmergerichte! Wie lange hatten wir solche Genüsse entbehren müssen! Und wenn wir auch weder Bett noch Decken hatten, es wurde nicht mehr geschossen, es gab keinen Alarm, verflogen waren Angst und Schrecken der vergangenen Wochen. Ich betete mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit meinen Lieblingspsalm: Der Herr ist mein Hirte. Nichts wird mir mangeln. . .

Drei Tage später Abtransport nach Cherbourg. Hier landeten wir auf einem riesigen Zeltlager. Zwei- und Viermannzelte waren unser Quartier. Das freundliche Herbstwetter, das uns beschieden war, machte das Leben erträglich. Die frische Luft tat den Lungen gut, ich spürte, wie ich kräftiger wurde und mich wohler zu fühlen begann als in den schrecklichen Tagen von Brest.

Wir fahren gegen England, ahoi

Im Lager traf ich einige Theologiestudenten und einen Franziskanerpater. In einem Zelt kamen wir jeden Abend zum gemeinsamen Rosenkranzgebet zusammen. Wir hatten ja das Beten so nötig, das Dankgebet, das Bittgebet, das Lobgebet und auch das Sühnegebet, das dem Jünger des hl. Franziskus besonders am Herzen lag. Unsere Ahnung, dass auch dieses Camp keine Bleibe auf Dauer war, sollte sich nur allzu bald bestätigen. Wir wurden eingeschifft zur Überfahrt nach England.

Die Landser hatten also doch recht gehabt mit ihrem Lied: «Denn wir fahren, fahren gegen England, ahoi.»

Es war ein riesiger Truppentransporter, in dessen Bauch wir verschwanden. Man kann sich von dem Koloss eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man bedenkt, dass in dem Schiffsrumpf zwei Eisenbahnschienenpaare nebeneinander liefen, Platz für je sechs Güterwagen, die von einer Rampe aus mit einer Lok in das Schiff hineingeschoben werden konnten. Diese Gleise waren die einzige Einrichtung in dem fensterlosen Verlies, das uns für einige Tage beherbergen sollte. Bald hörten wir die mächtigen Schiffsschrauben gurgeln, wir schwammen durch den Kanal. Kein Lichtstrahl drang von draussen herein. Wir sahen kein Meer, keinen Himmel.

Am äussersten Ende des langgestreckten Raumes standen drei Eimer, so gross wie Mülltonnen, die der Notdurft dienten. Das war eine unangenehme Prozedur für empfindsame Leute. Man verstand es aber gut, aus der Not eine Tugend zu machen, indem sich immer ein Kreis von Kameraden bildete um den zur hochnotpeinlichen Verrichtung auf einem Eimer Hockenden, natürlich mit abgewandtem Gesicht und nach oben gerichteter Nase, um dem «Veilchenduft» möglichst auszuweichen. Von Zeit zu Zeit mussten die Töpfe geleert werden. Dabei machten sich die GI's einen Spass daraus, die Höchstchargierten mit dieser Arbeit zu betrauen zur Erheiterung des ganzen Clubs.

Als Pfarrer fühlten wir, mein evangelischer Kollege und ich, uns wohl bei den Ärzten. Schliesslich waren wir ja auch Ärzte, Seelenärzte, und wurden als solche auch akzeptiert.

Übrigens wurden die amerikanischen Soldaten allgemein GI's genannt. Diese beiden Buchstaben sind die Abkürzung für «Government Issue», was soviel wie «Staatliche Herstellung» bedeutet. Die Buchstaben sind in jedem amerikanischen Uniformstück eingehaftet. Daraus wurde dann die vertrauliche Bezeichnung GI für den amerikanischen Soldaten.

Begegnung mit einem amerikanischen Militärseelsorger

Obwohl die Überfahrt nur sechs Stunden dauerte, liessen sich die GI's drei Tage Zeit mit dem Ausschiffen. Es mag wohl am zweiten Tag des Aufenthalts im Bauch des Schiffes gewesen sein, als ich von einem Offizier aufgerufen wurde und mich über eine Eisentreppe nach oben begeben musste. Über mehrere Decks gelangte ich in einen «First Class»-Raum und stand einem Navy-Chaplain gegenüber. Der Herr war freundlich, ja liebenswürdig zu mir und stellte sich vor als Presbyterianer. Ich erfuhr so einige interessante Dinge über die amerikanische Militärseelsorge. Danach gehörten zu je 10'000 Soldaten drei Geistliche, ein evangelischer, ein katholischer und ein jüdischer. Jeder

von ihnen betreute in seinem Abschnitt alle Soldaten, ohne Rücksicht auf die jeweilige Konfession. Das würde vorzüglich klappen, wie mir der Herr sagte. Ob er denn auch die Beichte von katholischen Soldaten entgegennähme, wollte ich wissen.

«Aber selbstverständlich», entgegnete er. «Wenn einer zu beichten wünscht – und die katholischen Soldaten melden sich dazu sehr zahlreich –, lasse ich mir die Sünden sagen. Ich spreche ein Reuegebet vor und erflehe für den Mann die barmherzige Vergebung Gottes.»

Er zeigte mir das Reuegebet in seiner Agenda. Dem Sinn nach lautete es folgendermassen:

«Lieber Gott, ich habe gesündigt und Deine Liebe verschmäht. Ich möchte Dich aber lieben, wie Du geboten hast, weil Du der Herr bist. Verzeihe mir meine Sünden um Christi Willen, Amen.»

Das war ganz gewiss vollkommene Reue. Sie verbürgt die Nachlassung der Sünden. Wenn ein evangelischer Prediger zu einer solchen Reue verhilft, ist das eine ganz ausgezeichnete Sache.

Ähnlich würden auch die jüdischen Chaplains verfahren, berichtete mir der Mitbruder im Herrn.

Zu meiner grössten Freude hatte der Geistliche einen Messkoffer, den er mir zur Feier der heiligen Messe anbot. Ich konnte noch am gleichen Tage zelebrieren, es war ein Dank- und Lobopfer für Gottes Gnade und Erbarmen während der Schrecken von Brest.

Am 4.Tag unserer Gefangenschaft im dumpfen Schiffsverlies wurden wir endlich an Land gelassen. Das war eine Wonne, Licht, Luft und Sonne geniessen zu können. Wir waren in Southampton. Unter schwerer Bewachung verliessen wir das Schiff. Neugierige Engländer umsäumten das Ufergelände; sie verhielten sich ruhig, schauten eher gelangweilt zu als spöttisch, es war im Gegensatz zu den Franzosen wohltuend.

In einer Formation zu je vier Mann marschierten wir in ein Camp, das von englischen Soldaten bewacht wurde. Wir waren jetzt in der Macht der Briten. Dieses Camp bestand aus zahllosen Gattern, vier mal vier Meter im Quadrat, die mit dichten Netzen aus Maschendraht überdacht waren. Wir sassen wie Raubtiere im Käfig. In der Mitte eines jeden Gatters befand sich der hochnotpeinliche Eimer zur Verrichtung der Notdurft. Es gab sonst nichts, nicht einmal einen Hocker. Wir mussten uns mit unserer Lage abfinden und verbrachten eine Nacht in diesem «Hotel».

Am nächsten Morgen nahmen uns die Amerikaner wieder unter ihre Fittiche. In einem Militärzug gelangten wir nach Moreton in March in der Nähe von Oxford.

Dieses Lager war ein ehemaliges englisches Militärcamp und unterschied sich von dem bisherigen durch zahlreiche Wellblechbaracken, an denen gute

Lagerstrassen vorbeiführten. Mitten im Camp befand sich eine Lagerkirche. Es war für mich eine grosse Freude, wieder in einem würdigen Gotteshaus zelebrieren zu können. Der Lagergeistliche war ein Gentleman, er diente mir als Ministrant.

An den folgenden Tagen wurden wir gefilzt, d.h. wir mussten unsere Habseligkeiten einer eingehenden Kontrolle unterziehen lassen. Für mich ergab sich dabei noch eine beängstigende Situation. Ich trug in einem Lederetui auf der Brust eine vergoldete Pyxis mit konsekrierten Hostien. Im Notfall wollte ich den eucharistischen Herrn spenden können. Bei der Kontrolle wandte ich mich an den diensttuenden Offizier und erklärte ihm den Sinn des Gefässes. Welche Fügung! Der Mann war katholisch, bekreuzigte sich, nahm mich zur Seite und sagte mir, ich möchte die Hostien zu mir nehmen; man könne nicht wissen, mit wem ich Zusammentreffen werde. Ich nahm daher die Heilige Speise zu mir. Der Offizier ging zu den Leuten der Kontrolle und erwirkte mir die Erlaubnis, das vergoldete Gefäss zu behalten.

Wahl zwischen Freiheit und Seelsorge

Mit der Leibesvisitation war die Kontrolle nicht erledigt. Ich musste zur Lagerverwaltung und wurde dort einem peinlichen Verhör unterzogen.

Zwei Herren in Zivil redeten auf mich ein, mal sanft säuselnd wie eine leichte Brise am Meer, mal heftig wie ein daherbrausender Sturmwind. Trotz meiner Ausweise, einschliesslich des Celebrets der Kirche, wollten sie mir nicht glauben, dass ich ein Priester sei. Die kirchliche Bescheinigung könne ja auch eine geschickte Fälschung sein. Ich sollte ruhig gestehen, dass ich ein als Priester getarnter Nazi sei. Durch mein Geständnis werde mir nichts Böses geschehen usw. Ich hatte den Verdacht, dass es sich bei den beiden Männern um Deutsche handeln müsse, denn sie sprachen ein akzentfreies Deutsch.

Ich liess mich nicht beirren und nicht aus der Fassung bringen. Schliesslich gaben sie ihr Bemühen auf, und ich durfte zurück ins Lager.

Tags darauf kam einer der beiden Herren zu mir in die Baracke und sagte mir, sie seien davon überzeugt, dass ich ein Priester sei. Wenn ich wolle, könne ich in die Heimat entlassen werden.

Meine Kameraden waren darüber so betroffen, dass sie mich bestürmten, bei ihnen zu bleiben. Der Sohn eines katholischen Industriellen aus dem Saargebiet machte sich zum Sprecher für viele, als er mir sagte, notfalls wolle er den Päpstlichen Delegaten in England einschalten, um mich zum Bleiben zu veranlassen. Das war nicht nötig. Das Angebot, in die Heimat zurückkehren, lehnte ich ab. Die Gefangenen brauchten mich. Also blieb ich.

Die Entscheidung, bei den Kriegsgefangenen zu bleiben, habe ich nicht bereut, da mir Möglichkeiten zur Seelsorge gegeben waren, die mich mit innerer Befriedigung erfüllten. Das Camp von Moreton hätte mir schon sehr als Daueraufenthalt gefallen. Die äusseren Bedingungen waren hervorragend, besonders die Lagerkirche hatte es mir angetan. Aber noch einmal ging es weiter durchs Land und sogar übers Meer bis in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ehe ich in einem Lager längere Zeit – die schönste Zeit meines Priesterlebens – verbringen sollte.

Auf der «Queen Mary» nach Amerika

Mit einem Militärzug wurden wir, etwa 1'000 Offiziere, Ärzte, Wehrmachtsbeamte und Pfarrer nach Liverpool gebracht. Obwohl uns nie vorher gesagt wurde, wohin die Reise gehen sollte, ahnten wir, dass Amerika unser Ziel sein würde. Der Zug fuhr bis in die Hafenanlagen dieser typischen Seefahrerstadt, die uns deshalb uninteressant erschien, weil sie wie alle Hafenstädte der Welt aussah: mit Kränen, Brücken, Schornsteinen, mit Duft nach Heringen, Öl und Jauche, mit schwarzen, gelben, weissen und schlitzäugigen Menschen, mit herumstreunenden Katzen, Hunden und Ratten.

Als wir den Zug verliessen, lag vor uns ein stolzes Schiff vor Anker, ein Ozeanriese, ein imposanter Passagierdampfer, der in der ganzen Welt als eines der luxuriösesten Schiffe bekannt war, die berühmte «Queen Mary». Die tollste Überraschung war: Wir wurden auf dieses Schiff gebracht, das uns in 17-tägiger Fahrt nach Amerika führen sollte. Vom Tage der Einschiffung bis zum Verlassen des Schiffes verlebten wir 21 Tage, genau drei Wochen, auf dem Dampfer. Es war eine Erholungsreise, Gott hatte es gut mit mir gemeint, ich wollte ihm danken.

Die «Queen Mary» diente während des Krieges den Amerikanern als Truppentransporter. Nach dem Beginn des Russlandfeldzuges spielten die Geleitzugfahrten der anfangs etwa 50 Schiffe, später sogar mehr als 100 Schiffe umfassenden Konvois eine grosse Rolle. Von Nordirland, Schottland und Island kamen die Schiffe und fuhren über die nördliche Eismeerstrasse nach Murmansk und Archangelsk. Berühmt sind die Geleitzugschlachten geworden, bei denen die deutsche Marine gewaltige Verluste hinnehmen musste, ohne der englischen und amerikanischen Flotte nennenswerten Schaden zugefügt zu haben. Hitler hatte daher immer mit einer Landung der Alliierten in Norwegen gerechnet und die wenigen deutschen Schiffe in den norwegischen Gewässern konzentriert. Dass einmal die Invasion in Afrika beginnen und in der Normandie fortgesetzt werden sollte, war dem «Gröfaz» nicht in den Sinn gekommen. Seine Methode, alle Welt durch unvorhersehbare Aktionen zu überraschen,

hatten sich etwa ab 1942 England und Amerika zunutze gemacht. Hitlers «Feldherrngenie» erwies sich als strategischer Blödsinn.

Das Geleitzugsystem wurde auch im Atlantik angewandt. Ununterbrochen fuhren die Schiffe über den grossen Teich, wobei die von West nach Ost segelnden Schiffe sich mit den von Ost nach West fahrenden in der Mitte der Strecke trafen. Die Geleitzüge wurden ringsum von Zerstörern geschützt. Unsere U-Boote, die wie Wolfsrudel unversehens mitten in den Konvois auftauchten, verursachten zwar einige Verluste, konnten aber keinen einzigen Geleitzug vernichten. Die Atlantikschlacht hatte Deutschland verloren.

Kaum waren wir an Bord der «Queen Mary», als sich das Schiff auch schon in Bewegung setzte, wir schwammen auf dem Meer, über den grossen Teich, neuen Abenteuern entgegen.

Das Schiff war kein Passagierdampfer mehr, es war Truppentransporter geworden. Salons, Speisesäle, Clubräume und Luxuskabinen waren umfunktionierte, um möglichst viel Schlafmöglichkeiten zu schaffen. So konnte die «Queen Mary» etliche 1'000 Soldaten bequem befördern. Auf der Fahrt von England nach Amerika war das imposante Schiff natürlich nicht ausgelastet. Wir hatten viel Platz und daher Bewegungsmöglichkeiten genug, die uns diese Ozeanfahrt zur ungetrübten Freude machten.

An den beiden ersten Tagen durften wir noch nicht an Deck. Am dritten Tage hatten wir «Ausgang». Die Seeluft tat unseren Lungen gut, die Sonne strahlte am blauen Himmel, das Meer war ruhig. Wir fuhren in einem Konvoi von dreissig Schiffen, für Marineleute eine reiche Gelegenheit für technische und seemännische Gespräche über alles, was mit der Seefahrt zusammenhängt. Möven begleiteten unser Schiff noch etwa zwei Tage, dann blieben sie instinktsicher zurück, weil sie sich nicht zu weit vom Festland entfernten. Dafür hatten wir neue Begleiter gefunden, Delphine, die pfeilschnell aus dem Wasser hervorschossen und in einem exakten Bogen wie bei einem Kopfsprung wieder ins Wasser eintauchten.

An jedem zweiten Tag gab es Probealarm. Das bedeutete: Alle Mann an Deck! In präzise fünf Minuten musste die gesamte Mannschaft mit Schwimmwesten auf dem freien Vorschiff versammelt sein. Es hätten ja plötzlich die gefährlichen deutschen U-Boote aufkreuzen können. Wir Deutschen wussten zwar Bescheid, dass sich kein einziges U-Boot mehr im Atlantik befand und lächelten wehmütig, wenn die Alarmsirene ihre heulenden Töne ausstieß. Es blieb bei der blossen Probe, nicht die geringste Gefahr eines plötzlichen Angriffs bestand. Der Krieg holte uns nicht mehr ein, wir schwammen dem Land der Freiheit, dem Land der «unbegrenzten Möglichkeiten» entgegen.

Ich hatte nun auch wieder Gelegenheit, mein Brevier zu beten. Das war eine Wohltat. Ich suchte mir einen Stuhl, setzte mich in irgendeine Ecke und begann zu psalmodieren. Es war Oktober, jener Monat, in dem nach dem alten liturgischen Kalender berühmte Heiligenfeste gefeiert wurden: Theresia vom Kinde Jesu, Franz von Assisi, das Schutzengelfest, Birgitta von Schweden, Theresia von Avila, die heilige Herzogin Hedwig und, welche Freude, das Rosenkranzfest. Das Gebet verschaffte mir innere Ruhe und erfüllte mich mit Dankbarkeit gegenüber Gottes gnädiger Führung und mit Hoffnung für die kommenden Tage.

Bei diesem Beten machte ich eine überraschende Erfahrung. Die deutschen Mitgefangenen beobachteten mich, und nach und nach kamen manche zu mir, die das Gespräch suchten und mir ihre Probleme anvertrauten. Ich war unverhofft mitten in meinem Metier; es zeigte sich, dass der Priester gebraucht wurde. Und man erkannte ihn an seinem Gebet.

Heute erleben wir, dass die Priester sich in der Öffentlichkeit nicht mehr zu erkennen geben wollen und haben sich darum weltliche Kleidung zugelegt. Sie wollen nicht mehr als Stand hervortreten und ganz demütig und bescheiden in der Menge verschwinden. Ich muss gestehen, dass mir das nicht gelingen will, auch wenn ich in grauem Mantel, mit grauem Hut und grauem Rollkragenpulli herumlaufe. Ich werde als Priester erkannt, alle Tarnung hilft da nichts. Wahrscheinlich ist mein Habitus unverkennbar der eines Priesters. Ich brauche nicht einmal am Kragenaufschlag ein Kreuzchen zu tragen, wie es Mode in Holland geworden ist, eine Mode, die inzwischen auch auf Deutschland übergegriffen hat.

Vor einiger Zeit traf ich mit einem holländischen Priester zusammen, einem promovierten Studentenseelsorger, einem frommen Priester zweifelsohne. In massgeschneidertem Anzug nach neuester Form machte er auf mich den Eindruck eines vornehmen, eleganten Herrn, der gewiss bei Studenten «ankam», wie man zu sagen pflegt. Ich wunderte mich, dass er einen goldenen Ring trug, unverkennbar einen Eherring. Ob der wohl verheiratet war? Das musste ich wissen. Ich fragte ihn also und erhielt eine verblüffende Antwort. Er trug den Ring als natürliche Abwehr gegenüber Annäherungsversuchen des anderen Geschlechts. Er zeigte mir den Ring, indem ein kleines Kreuzchen eingraviert war. Warum sollen nur Bischöfe einen Ring tragen?, meinte er. Sein Bischof, der Herr Simonis von Rotterdam, habe ihn bei einer Konferenz wegen des Ringes angesprochen, die Begründung habe ihm gefallen, und deshalb habe er nichts mehr gegen den Ring einzuwenden gehabt.

Wie dem auch sei, der Priester sollte getrost als solcher erkannt werden. Die Menschen kommen auf ihn zu, sie brauchen ihn, wie ich es bei der Fahrt über den Atlantik erlebt habe.

Der amerikanische Army-Chaplain, er gehörte der Episkopalkirche an, eröffnete mir die Möglichkeit zur Feier der heiligen Messe. Er hatte alle notwendigen Geräte zur Hand. In einem grösseren Raum auf dem zweiten Deck befand sich ein eingebauter Wandschrank. Wenn man die beiden Türen öffnete, kam ein Altar zum Vorschein. Der Raum war zur Kapelle geworden. Ich zelebrierte die heilige Messe, an der sich auch Amerikaner und Rotkreuzschwestern beteiligten. «Introibo ad altare Dei. . .»

Wir mochten etwa zehn Tage auf dem Atlantik geschwommen sein, als wir eine Begegnung mit einer amerikanischen Korvette erlebten. Das Schiff kam heran und bahnte sich seinen Weg mitten durch den Konvoi bis in die Nähe der «Queen Mary». Ein Signal, das von diesem Schiff gesendet wurde, erwiderte unser Dampfer mit einem entsprechenden ohrenbetäubenden Pfeifen. Wir beobachteten, wie ein Motorboot von dem entgegenkommenden Schiff ablegte und an Backbord der «Queen Mary» heranfuhr. Drei uniformierte amerikanische Offiziere kletterten über ein Fallreep in unser Schiff und wurden vom Kapitän und seinen Offizieren stürmisch begrüsst. Es dauerte indes nur einige Minuten, dann begaben sich die Gäste wieder in das Motorboot, aber zu den drei Männern hatte sich noch eine vierte Person gesellt. Wie wir erfuhren, war dies der damalige Präsidentschaftskandidat Dewy, der mit uns die Reise von England aus nach Amerika angetreten hatte und nun den Reiseweg abkürzte.

Wir mussten bald das amerikanische Festland erreichen, denn schon kamen Vögel herangeflogen, die ersten Boten des neuen Kontinents. Voller Erwartung äugten wir unaufhörlich in die Weite und suchten den Horizont ab, ob nicht irgendwo Land in Sicht kam. Die Spannung wuchs von Tag zu Tag und führte zu drolligen Zwischenfällen, wenn die Gerüchteküche die wunderlichsten Geschichten zusammenbraute. Wir kämen nach Texas zu den Cowboys oder zu den Siouxindianern orakelte man, oder wir könnten vielleicht noch als amerikanische Soldaten ausgebildet werden, um an der Seite der Alliierten gegen Russland zu kämpfen. Solche Geschichten wurden allen Ernstes diskutiert, obwohl niemand Genaueres wusste, da die Amerikaner sich in Schweigen hüllten, weil sie vermutlich selber keine Ahnung hatten, wohin wir Gefangene gelangen würden.

Endlich am 15. Tage unserer Seefahrt kam ein deutliches Zeichen, dass wir nicht mehr weit vom Festland entfernt sein konnten: ein Luftschiff kreiste oben am Himmel und zog seine Schleifen über dem Konvoi. Es handelte sich um einen Aufklärer, der das ganze Küstengebiet beobachtete. Wir betrachteten den Zppelin als einen Willkommensgruss, der uns dargeboten wurde, eine freundliche Geste, die uns mit Zuversicht und Hoffnung erfüllte.

Am nächsten Tag kam das Wahrzeichen New Yorks und der Vereinigten Staaten in Sicht, die imposante Freiheitsstatue, ein Monument, das allgemeine Bewunderung auslöste und uns von der Freiheit träumen liess, die das höchste Gut Amerikas ist seit der Verkündung der amerikanischen Verfassung von 1776, die nicht zu Unrecht Freiheitsurkunde genannt wird. Die Freiheitsstatue war ein Geschenk Frankreichs zur Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung und wurde 1886 errichtet. Die Göttin der Freiheit hat der elsässische Bildhauer Bartholdi nach römischen Vorbildern entworfen. Der Erbauer des Eiffelturmes, Gustav Eiffel, hat die Stahlkonstruktion berechnet, jenes Fundament, das die Riesenstatue trägt. Später wurde die Freiheitsstatue zum Nationaldenkmal erklärt.

Von dem Monument wandert der Blick des mit einem Schiff ankommenden Fremden über die 15'000'000 Einwohner zählende Superstadt, an der alles «super» ist. Man sieht sich dem Überdimensionalen gegenüber, einer fast erschreckenden Gigantomanie, dem Gewirr von Wolkenkratzern und Bürotürmen, die sonst nirgendwo in der Welt zu finden sind, wenn sich auch die Bauten der Hochhäuser von hier aus in der ganzen Welt verbreitet haben.

An irgendeiner Einfahrt in der verwirrenden Fülle der Hafenanlagen, vorbei an Molen, Masten und Kränen, an grösseren und kleineren Schiffen, ging die «Queen Mary» vor Anker, eine Gangway wurde herangeschoben, und wir stiegen an Land. Wir befanden uns auf der Halbinsel Manhattan. Zu unserer Enttäuschung mussten wir sofort an Bord eines kleineren Schiffes, das uns vorbei an der Insel Ellis-Insel nach Staten-Insel beförderte, wo sich die Gebäude der Einwanderungsbehörden befanden.

Wie wir geimpft und entlaust wurden

Wenn man heutzutage nach Amerika will, muss man sich vor der Einreise mehrerer Impfungen unterziehen. Wir kamen von den Kämpfen um Brest, brachten vielleicht alle möglichen Krankheitskeime mit und wurden daher einer gründlichen Entlausungsprozedur unterworfen. So unangenehm diese Superreinigung auch war, sie war eine hygienisch prophylaktische Massnahme, die der Gesundheit diente. In der mehr als zweijährigen Gefangenschaft in den USA habe ich die vorbildliche Hygiene und peinliche Sauberkeit bewundert, die von den Amerikanern allenthalben beobachtet wird.

Sämtliche Kleidungsstücke jedes einzelnen Mannes wurden in einem Jutesack verstaut, der einer Heissluftanlage übergeben wurde; nur ledernes Zeug wie Schuhe und Gürtel durfte man behalten. Im Adamskostüm wurden wir

durch mehrere Baderäume geschleust, Brausen von oben, von rechts und links, von vorn und hinten spülten auch den feinsten Schmutz vom Körper weg, bis wir auf einem Podest landeten, wo zwei Ärzte uns gründlich inspizierten. Im nächsten Raum standen Sanitäter mit riesigen Spritzen, aus denen eine seifenartige Lauge auf unsere Körper schoss. Zum Schluss ging es noch einmal unter eine Brause, ehe wir in einem Raum mit einer grossen Elektroanlage und automatischen Waschmaschinen landeten. Die Seesäcke flogen in hohem Bogen aus den Apparaten, und wir erhielten unsere Kleidung zurück. Wie wir erfuhren, waren die Sachen bei einer Temperatur von 200 Grad Celsius entkeimt worden. Ich konnte mich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen, da ich eine süss-saure Feststellung machen musste. Zum Gaudium meiner Mitgefangenen waren meine Handschuhe, die ich dummerweise in den Jutesack gesteckt hatte, auf 2 cm zusammengeschrumpft, jetzt waren es nur mehr Puppenhandschuhe.

Eine noch grössere Heiterkeit hatte schon vorher während der ganzen Entlausungszeremonie geherrscht, weil ein Oberst, ein Herr von etwa 60 Jahren, im Adamskostüm einen ausgemergelten Körper präsentiert und dazu sein Monokel getragen hatte, eine Witzfigur aus einem Raritätenkabinett, die mich an das Komikerpaar Pat und Patachon erinnerte.

Die Reinigung hatte gutgetan, wir fühlten uns wie neugeboren, als wir in ein Camp gebracht wurden, in dem – welch ein Luxus! – weiss bezogene Betten auf uns warteten. Ein katholischer Chaplain begrüsst uns und schleppt ganze Kisten herbei mit Artikeln für Körperpflege, wie Käämme, Seifen, Bürsten, Nagelscheren, Zahncreme und Rasierutensilien und half uns aus dem Zustand vagabundierenden Stromerlebens heraus, so dass wir bald manierliche und adrette Zeitgenossen wurden. Hinzukam, dass wir ausgezeichnet gepflegt wurden und dieselben Rationen erhielten wie die amerikanischen Soldaten.

Leider wurde das Nomadenleben am nächsten Morgen fortgesetzt. Ein Eisenbahnzug beförderte uns in einer dreitägigen Fahrt in das Innere des Landes: wir kamen durch Washington, fuhren in südlicher Richtung nach Arcansas und glaubten schon bis nach Texas zu gelangen, als wir in Jérôme den Zug verlassen konnten und in einem deutschen Gefangenenlager mit unzähligen Landsern zusammentrafen. Zumeist waren die Kameraden Afrikakämpfer gewesen, die schon seit Mitte 1943 hinter dem Stacheldraht gelebt hatten.

Ich hatte mich noch längst nicht eingewöhnt, da musste ich nach ein paar Tagen schon das Lager verlassen und noch einmal auf eine Reise gehen, ehe ich eine Bleibe für längere Zeit gefunden hatte. Und das kam so:

Der amerikanische Lagerpfarrer hatte mich höflich gebeten, in einem anderen Camp die Seelsorge zu übernehmen. Nur zu gern erfüllte ich ihm die Bitte,

konnte ich doch den Soldaten in der Gefangenschaft als Priester dienen; was wollte ich mehr?

Ich schnürte mein Bündel, ein Major begleitete mich auf einer wieder drei Tage dauernden Eisenbahnfahrt im Luxuswagen eines Pullmanzuges und brachte mich nach Clarinda im Staat Iowa. An dem Unterschied in den klimatischen Verhältnissen kann man sich ungefähr die Grösse des Landes vorstellen. In Jérôme hatten wir plus 30 Grad, in Clarinda waren es minus 10 Grad Celsius.

Es war der 10. November 1944. Mit diesem Tag begann für mich eine zweijährige Seelsorgetätigkeit bei den Gefangenen, eine Zeit reich an Erlebnissen, Begegnungen und Freuden, für die ich noch heute meinem Schöpfer dankbar bin; es war eine Zeit der Gnade. Nichts hat mich in meinem späteren Priesterleben so froh, so glücklich, so zufrieden gemacht wie die Tätigkeit als Lagerpfarrer bei den Kriegsgefangenen in Amerika.

VII. Lagerpfarrer in Clarinda und Algona / Iowa, USA

Das Gefangenencamp war drei Quadratkilometer gross und wurde ringsum eingeschlossen von einem zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun, der nach je 200 m von Wachttürmen gesichert war. Oben in den Türmen befanden sich Scheinwerfer mit Flutlicht, das den gesamten Lagerbezirk bei Dunkelheit in Tageshelle tauchen konnte. Innerhalb der Einfriedung waren vier Einzelcamps mit je 25 Baracken für etwa 1'000 Gefangene. Auch diese Camps waren eingezäunt. Zu jedem gehörte eine Gemeinschaftsbaracke mit Kantine. Ausserhalb dieser Kleincamps, aber noch innerhalb der äusseren Begrenzung, waren je eine Baracke für die amerikanische und die deutsche Lagerverwaltung errichtet, ein gepflegtes Hospital, eine Mehrzweckhalle für Gottesdienste, Theater, Kino und ähnliche Gemeinschafts Veranstaltungen, eine grosse Sportanlage mit einem Fussballplatz und eine umfangreiche Waschbaracke mit grossen Wäschezubern und Brauseeinrichtungen. Die Amerikaner wohnten in einer Barackenkolonie neben dem Camp.

Nach meiner Ankunft wurde ich zunächst eingekleidet mit den praktischen Khakihosen und dem dazu passenden Hemd. Auf den Knien und an der Rückenpartie prangten die beiden Buchstaben PP, Abkürzung für protected people, im Unterschied zu den anderen Gefangenen, die mit PW, prisoner of war, gekennzeichnet waren.

Als Wohnraum wurde mir ein Zimmer im Hospital zugewiesen. Eine kleinere Baracke in der Nähe der deutschen Lagerverwaltung war für meine Amtsräume bestimmt.

Ehe ich mit der Arbeit beginnen konnte, richtete ich mir eine Kapelle ein, die Feier der heiligen Messe sollte meine tägliche Kraftquelle werden. Daher suchte ich über den lutherischen Chaplain mit dem katholischen Ortspfarrer in Verbindung zu treten, der mich schon am gleichen Tag besuchte. Er war ein gütiger Priester, der Father Marasco; nur – er verstand kein einziges Wort Deutsch, während ich der englischen Sprache noch nicht mächtig genug war, um mich mit ihm unterhalten zu können. Ich versuchte es daher in der Muttersprache der Kirche. O je! das war noch weniger möglich. Der liebe Mitbruder stammelte mit einiger Verlegenheit: «Sum pauper in Latina». (Wörtlich: «Ich bin arm in Latein»). Schliesslich gelang die Verständigung auf Englisch.

Wenn Blutsverwandte gegen Blutsverwandte kämpfen

In Amerika lebte eine meiner Tanten, Schwester meiner Mutter, verheiratet mit einem Amerikaner, eine glückliche Ehe mit fünf Kindern. Meine Tante war bei meiner Primiz 1938 nach Deutschland gekommen. Begreiflicherweise wollte ich mit ihr Verbindung aufnehmen, wusste aber ausser dem Wohnort nicht die genaue Adresse. Dem guten Pfarrer Marasco trug ich bei seinem ersten Besuch mein Anliegen vor. Niemand kann meine Freude beschreiben, als der Pfarrer am gleichen Tage erneut ins Lager kam und mir Grüsse von meiner Tante ausrichtete. Er hatte im Telefonbuch ihre Anschrift gefunden und mit ihr telefoniert. Sobald sie die Erlaubnis bekäme, wollte sie mich besuchen, versicherte er mir.

Zwei Tage später erschien in meiner Amtsstube ein amerikanischer Soldat und forderte mich auf, in die Lagerverwaltung zu kommen. Für mich war ein Paket eingetroffen. Ich musste es unter Aufsicht öffnen. Die Sendung stammte von meiner Tante und enthielt einen vergoldeten Kelch. Auffallend war nur, dass der Kelch am Knauf durchbrochen war. Meine Bewacher äusseten darüber ihr Bedauern, riefen sofort einen Goldschmied zu Hilfe, der den Schaden schnell zu reparieren versprach.

Für mich war nur befremdlich, warum der Kelch zerbrochen war, Verpackung und gefüttertes Etui waren unversehrt. Des Rätsels Lösung gab mir ein paar Tage später der Goldschmied. Die Amerikaner, sagte er, seien sehr skeptische Leute und hätten das Paket geöffnet und gründlich untersucht. Aus Furcht, es möchte sich in dem Knauf eine Sprengladung befinden, hätten sie den Kelch auseinandergebrochen. Der Schaden war bald beseitigt, ich konnte den Kelch benutzen. Er war mir ein lieber Begleiter während der zweijährigen Gefangenschaft.

Am ersten Sonntag, nach dem Eröffnungsgottesdienst in der grossen Halle, besuchte mich meine Tante selbst. Die Freude des Wiedersehens unter tragischen Umständen war auf beiden Seiten mit Tränen verbunden. Erschütternder war aber die Mitteilung meiner Tante, dass am gleichen Tage, an dem sie den Anruf von Father Marasco erhalten hatte, ein Brief der amerikanischen Army bei ihr eingetroffen war mit der Nachricht vom Tod ihres Schwiegersohnes, der im «Hürtgen-Forest» gefallen war.

Welch seltsame Verstrickungen! Da kämpften nicht nur Amerikaner gegen Deutsche, sondern Blutsverwandte gegeneinander! Das Grauen des Krieges hatte das Gesicht meiner Tante gezeichnet. In ihrem doppelten Schmerz um den Tod des Mannes ihrer Tochter und um den gefangenen Sohn ihrer Schwester hatte sie mir einen Kelch geschenkt. Sie wollte ihr Leid mit dem Leiden des Erlösers vereinen zur Versöhnung der Menschen.

Mit dem Mass, mit dem ihr messt. . .

Während wir noch unsere Gedanken austauschten, erlebte ich eine neue Überraschung. In einem anderen Camp nicht weit von Clarinda befand sich der Schwager meiner Tante. Er war Militärarzt in einem Station-Hospital. Der Ungläubige mag das Zufall nennen, für mich war es Fügung der göttlichen Vorsehung. Es versteht sich, dass mir diese verwandtschaftlichen Beziehungen sehr nützlich waren und mein Gefangenelos erleichterten. Ich hatte so etwas wie Heimatgefühl in der Fremde. War es wohl berechtigt, ohne überheblich zu sein, dass ich daran dachte, Gott habe mich beschenken wollen, weil ich mich den Gefangenen zur Verfügung gestellt und das Angebot ausgeschlagen hatte, in die Heimat entlassen zu werden? Das steht doch irgendwo in der Schrift: «Mit dem Mass, mit dem ihr einmesst, wird euch wieder gemessen werden.» (Mt 7,2)

Und der herzengute Pfarrer Marasco! Mit seinem Wagen schleppte er alles herbei, was zur Herrichtung der Kapelle nötig und nützlich war. Ich konnte fortan täglich zelebrieren.

Im Lager befanden sich zwei Ordensbrüder, Johannes Schmer aus der Gesellschaft Jesu, und Meinrad Kästle aus der Benediktinerabtei Weingarten. Sie waren meine Küster und Trommler, wenn die Soldaten mobil für den Gottesdienst gemacht werden mussten.

Und erst die anderen Männer! Sie wetteiferten miteinander bei der Ausschmückung der Kapelle. Altar, Beichtstuhl, Kerzenleuchter wurden hergestellt, die Barackenfenster von einem Maler nach Art einer Bleiverglasung gestrichen. Die Kapelle mit 50 Sitzgelegenheiten war täglich bei der Abendmesse besetzt. Die Männer beteten, sie hatten das Gebet so nötig wie das tägliche Brot. Sie dachten an Deutschland, an die Heimat, an Weib und Kind, an das Kriegselend daheim, an die Rückkehr zu ihren Familien. Das Gebet gab ihnen Kraft und Trost in der Trostlosigkeit des Gefangenseins.

Bei Beginn der Adventszeit wurde ein Kirchenchor gegründet für die Feier der Heiligen Nacht; der gute Franz Krivanek aus Tirol schuf ein Krippengemälde, das an Weihnachten über dem Altar in der grossen Halle angebracht war. Die Christmette wurde zum geistigen und geistlichen Erlebnis.

Pfarrer Marasco hatte mir über den amerikanischen Bischof von Des Moines die offizielle Ernennung zum Militärpfarrer durch den Militärbischof, den Erzbischof von New York, Kardinal Franziskus Josef Spellman, erwirkt und mir das Dekret mit allen Rechten und Vollmachten zugestellt. Diese Urkunde gehört noch heute zu den kostbaren Erinnerungen an die Zeit meiner Gefangenschaft. Die Kirche war meine Mutter geblieben, sie war mir nahe mit ihrer Sorge und Liebe und hielt schützend die Hand über mich. Schon die

Grussformel des Ernennungsdekretes war keine Floskel, vielmehr ein Zeugnis mütterlicher Güte, mit der sie den gefangenen Priester umgab. Das ist der Gruss:

Franciscus Josephus
Dei et Apostolicae sedis gratia
Archiepiscopus Neo-Eboracensis
et
statuum foederatorum Americae septentrionalis
vicarius castrensis
dilecto nobis in Christo reverendo Domino
Domino parrocho Castrensi
Francisco Eich
salutem in Domino

Weihnachten kam, Weihnachten in der Gefangenschaft. Wer auch immer Weihnachten feiert, wird sich der Gemühtiefe nicht erwehren können, die das Fest gerade uns Deutschen beschert und uns von Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit träumen lässt. Es ist ein Fest der Familie. «Weihnachten fährt man zu Mutter», pflegte Kardinal Frings zu sagen. Alle Soldaten, wo sie auch standen, dachten an daheim, an die Lieben, an Vater und Mutter, an Frau und Kind. Bei den Kriegsgefangenen wurde das Heimweh bitter, das Fest war mit schmerzlicher Sehnsucht verknüpft, die zur Besinnlichkeit anregte und Nachdenklichkeit auslöste. Der Lagerpfarrer hatte hier eine dankenswerte Gelegenheit und verantwortungsvolle Aufgabe, menschliche Gefühlsregungen umzusetzen in geistiges Erfassen des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Die Adventspredigten sollten zu dem Geheimnis hinführen und den Soldaten die Augen des Glaubens öffnen für Gottes Wort und Verheissung.

Wie in allen Lagern gab es in Clarinda eine Lagerzeitung. Die Redaktion hatte mich um Mitarbeit gebeten und stellte mir zwei Seiten in jeder Ausgabe zur Verfügung. Da die Zeitung 14tägig erschien, konnte ich während der Adventszeit zwei Artikel veröffentlichen. Der erste hatte die Überschrift: Gedanken um den Adventskranz, der zweite galt dem Thema: Über die Symbolik des Christbaums. In meinen Akten fand ich noch die Artikel wieder. Der letzte lautet:

«Der Weihnachtsbaum geht in seinem Ursprung auf uraltes Brauchtum zurück. Während die ganze Natur zur Winterszeit erstorben zu sein schien, trotz Tannen und Fichten und andere Nadelbäume der winterlichen Kälte und werden so zum Gleichnis unbesiegbaren und unzerstörbaren Lebens.

Historisch lassen sich Einzelheiten aus der Frühzeit unseres Volkes nicht festlegen. Im Früh- und Hochmittelalter wurden Tannen und ihr verwandte

Lebensbäume häufig als Grabschmuck verwendet. Die Tanne galt als Symbol des sogar dem physischen Tod trotzens Lebens.

Eine innige Verschmelzung zwischen der Tanne als dem Baum des Lebens und dem Baum, der im Paradies stand, finden wir in christlicher Zeit. Berühmt sind die sogenannten Paradiesspiele, die im Mittelalter im Vorraum der Kirchen stattfanden. Danach wird noch heute das Atrium vieler Kirchen Paradies genannt. Diese Spiele bewegten sich um einen Baum, der in der Mitte des Raumes stand als der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Diesem Baum, von dem nach christlicher Lehre die Sünde und damit der Tod ausging, der geistige Tod als Trennung von Gott, stellte das Christentum einen neuen Lebensbaum entgegen, das Kreuz, an dem Christus den Tod besiegte. Aus dieser Symbolverwandtschaft zwischen der Tanne und dem Kreuz Christi entstand die Idee des «Christ-Baumes», wie wir gerne den Weihnachtsbaum zu nennen pflegen.

Am Ende des Mittelalters haben wir dann zuverlässige Zeugnisse, die vom Weihnachtsbaum in seiner heutigen Gestalt sprechen. In einer Chronik aus dem Jahre 1611 in Strassburg wird der Tannenbaum erwähnt, aber es ist noch nicht die Rede von den Lichtern und dem Schmuck. Fast gleichzeitig findet sich ein ähnliches Zeugnis in Metz. Einige Jahre später wird er bezeugt in einer Chronik aus Ober Schlesien. Hier ist auch von Früchten die Rede. Aus diesen spärlichen Zeugnissen geht jedenfalls hervor, dass das Aufstellen des Weihnachtsbaumes eine in vielen deutschen Gegenden verbreitete Sitte war. Viel später erst, etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts werden die Zeugnisse zahlreicher, der Weihnachtsbaum begegnet uns in Norddeutschland ebenso wie in Süddeutschland, im Osten wie im Westen. Auch Flitterwerk und Lichter finden häufige Erwähnung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist der Christbaum Gemeingut aller Deutschen geworden. Von Deutschland aus hat er sich dann in der ganzen Welt verbreitet. Vielfach ist es dabei nicht ohne Kampf gegangen, da er als heidnisches Symbol abgelehnt wurde. Aber er hat sich behauptet, eine Weihnacht ohne Christbaum ist nicht denkbar.

Der Christbaum ist Symbol des Lebens. Sein Grün kündigt von der Hoffnung. Diese Hoffnung ist Unser Licht, das wir durch Nacht und Nebel einem neuen Tage entgegentragen.»

Weihnachtsfest hinter Stacheldraht

Das Weihnachtsfest 1944 hinter dem Stacheldraht war von besonderer Tragik begleitet, weil der Krieg, wie wir aus der amerikanischen Presse erfuhren, inzwischen auf die Heimat übergreifen hatte und Tod und Verderben für Frau-

en und Mütter, für Greise und Kinder brachte, die von ihren Vätern und Männern seit Kriegsbeginn getrennt waren und nun auch noch das grauenvolle Ende der verbrannten Erde zu erleiden hatten. Die sogenannte Rundstedt-Offensive Ende Dezember 1944 war ein glatter Misserfolg. Wie sollte Weihnachten unter solchen Umständen für die Gefangenen ein Fest des Friedens werden können?

In der Woche vor dem Heiligen Abend hatte ich die Männer zur Beichte eingeladen. Und sie kamen, kamen in Scharen. Sie wussten, dass Weihnachten sich im Innern des Menschen ereignen muss, wenn es seinen Wert, seine Kraft haben sollte. Jeder Priester weiss um die Gnade des Buss sakramentes und die stille Freude, die es zu spenden vermag.

So nahte der Heilige Abend. Gerade war ich noch bei der Vorbereitung für die Predigt in der Mitternachtsmette, als ich den Besuch von Father Marasco erhielt. Er bereitete mir ein Weihnachtsfest, wie ich es nie mehr im Leben erfahren sollte und auch vorher nie erfahren hatte.

Mit zwei Herren seiner Gemeinde schmückte er den mitgebrachten Christbaum. Sechs Topfpflanzen mit Christsternen, damals in Deutschland noch so gut wie unbekannt, verwandelten mein Zimmer in einen Festraum. Und dann – wie soll ich es nur sagen – packte er eine Fülle von Geschenken aus: ein weisses Messgewand, einen Plattenspieler, Kartons mit duftender Seife, Taschentücher, Socken, Pullover und Schokolade, Dinge, die mir Reichtümer zu sein schienen. Sogar zwei Flaschen Wein hatte er mitgebracht.

Die grösste Überraschung und der Höhepunkt der Bescherung war aber ein Telegramm, ein Telegramm, das an mich adressiert war und bei Father Marasco am Nachmittag eingetroffen war. Es lautete:

«Im Auftrage des Hl. Vaters übermittle ich Ihnen und allen deutschen Kriegsgefangenen in Clarinda zum Weihnachtsfest Gottes Segen und Wünsche für eine baldige Rückkehr in die deutsche Heimat. Der Hl. Vater ermächtigt Sie, am Weihnachtstage den Mitgefangenen den Päpstlichen Segen zu spenden. Ich verbinde mit diesen Wünschen auch meine ergebenen Wünsche zum Geburtsfest des Herrn.

*Amleto Cicognani
Erzbischof, Apostolischer Delegat
Washington 24.12.1944.»*

In der Christmette las ich den Männern das Telegramm vor und spendete den Päpstlichen Segen. Ich überlasse es der Vorstellungskraft des Lesers, sich die

Freude der Männer zu vergegenwärtigen, die alles Leid der Gefangenschaft in Gnade verwandelte. Es war Weihnachten geworden. Die Kirche hatte uns das Fest in seiner Tiefe erschlossen. «Gloria in excelsis Deo...»

Gilt der Hund weniger als Ochs und Esel?

Der amerikanische Kommandant des Gefangenenlagers hatte einen Schäferhund, der seiner besonderen Bewachung diente. Mit ihm machte der Lagergewaltige seine Spaziergänge rund um das ganze Gelände. Da ich häufiger mit dem hohen Herrn ins Gespräch kam, hatte der Hund bald herausgefunden, dass ich zu den Vertrauten seines Herrn gehörte. Er hatte Zutrauen zu mir gewonnen und liess sich von mir verwöhnen. So kam es, dass der Kommandant nichts einzuwenden hatte, wenn auch ich gelegentlich mit dem treuen «Hektor» meine Spaziergänge durch das Lager machte.

«Hektor» hatte seinen Zwinger in der Nähe meiner Amtsräume. Wenn ich vorbei kam, war das treue Tier ausser Rand und Band. Ich brachte ihm gelegentlich einen Leckerbissen mit. Der Hund wusste auch genau, wann ich ihn zum gewohnten Streifzug abholte. Wenn ich dann den Zwinger öffnete, sprang er an mir hoch und war vor Freude wie ausser sich.

Der Hund gehorchte bald auch mir wie seinem Herrn. Die Erinnerung an dieses Tier ist mit einer köstlichen Episode verbunden, die des Erzählens wert ist, weil sie zu besinnlichem Nachdenken anzuregen vermag.

«Hektor» hatte sich längst daran gewöhnt, mich zum Gottesdienst zu begleiten, musste aber vor dem Eingang der Lagerhalle auf mich warten, bis der Gottesdienst zu Ende war. Er hockte dann wohl eine Stunde und länger da und wartete mit Ausdauer und Geduld.

So hatte er mich wieder einmal bis zum Eingang der Halle begleitet und sich brav hingesetzt, als ich die Halle betrat.

Die heilige Messe hatte begonnen, das Evangelium war verkündigt, die Männer lauschten meiner Predigt. Da öffnete ein Nachzügler die Tür und ermöglichte es dem Hund, in die Halle zu schauen und mich zu erblicken. Sicher ist auch, dass Hektor meine Stimme hörte, da ich, zur Gemeinde gewandt, das Evangelium in der Predigt interpretierte. Kaum war die Tür geöffnet, hetzte das treue Tier an dem Nachzügler vorbei in die Halle, lief mit rasendem Tempo durch den Mittelgang, hechtete über die Kommunionbank und blieb erwartungsvoll vor mir stehen.

«Hektor, setz dich», sprach ich halblaut und setzte meine Predigt fort. Der Hund gehorchte brav, spitzte die Ohren, schaute mich unverwandt an und schien mit Inbrunst meiner Predigt zu lauschen. Er rührte sich aber nicht vom

Fleck, bis ich das Amen gesprochen und mich bekreuzigt hatte. Dann erst stand er auf, senkte wie selbstverständlich seinen Kopf und wartete auf meinen Befehl. Während ich mich wieder dem Altar zu wandte, schlich Hektor gemächlich an die rechte Seite bis zu den Altarstufen, wo er sich erst einmal niedersetzte. Ich begann mit den Gebeten zur Gabenbereitung und warf gelegentlich einen Blick auf den treuen Hund und sah, dass er mich aufmerksam beobachtete. Nur einmal, als mir der Messdiener die Kännchen mit Wein und Wasser reichte, begann er leise zu knurren, verstummte aber sofort, als ich ihm im Flüsterton das Wort «ruhig» zurief. Die heilige Feier konnte ich ungestört vollenden.

Die Gottesdienstbesucher erlebten diese Episode mit und wurden sicher in ihrer Andacht gestört. Was machte das schon! Diese Störung war Gott wohlgefällig. Auch Franz von Assisi hatte seine Freude an den Tieren und liess sie an der Krippe aufmarschieren. Wenn Blumen zur Ehre Gottes den Altar schmücken, dürfen auch Tiere zum Preise Gottes den Altar umstehen. Ochs und Esel fehlen heute an keiner Krippe, die Weisen aus dem Morgenlande kommen mit Kamelen, der Heiland reitet auf einer Eselin in die heilige Stadt Jerusalem. Der Hund gehört zu den treuesten Hausgenossen des Menschen und kann uns mancherlei Lehren erteilen, wie uns der heilige Antonius Maria Claret in einer «Predigt über den Hund» gezeigt hat.

Dieser Heilige, Erzbischof von Santiago auf Cuba, lebte von 1807 bis 1870. Er war wohl im vorigen Jahrhundert eine der grössten Heiligengestalten Spaniens. Als Missionar, Bischof, Prediger, Ordensstifter, Schriftsteller und königlicher Ratgeber übte er einen sehr grossen Einfluss auf Spanien aus. In seiner Autobiographie: *Escritos autobiograficos y espirituales*, Bibliotheca de Autores Cristianos Bd. 188 findet sich folgende Abhandlung:

«Der Hund ist ein so treues Tier und ein so beharrlicher Begleiter seines Herrn, dass er weder durch Not noch Armut noch Leiden noch zu irgendetwas sonst fähig ist, sich von seinem Herrn zu trennen. Genau so muss ich sein, so treu und beharrlich im Dienste und in der Liebe Gottes, dass ich mit dem Apostel sagen kann: Weder Tod noch Leben noch sonst etwas kann mich von ihm scheiden» (Röm. 8,35).

Der Hund ist anhänglicher als ein Sohn, gehorsamer als ein Diener, gelehriger als ein Kind. Er tut nicht nur willig, was sein Herr ihm befiehlt, sondern schaut auf das Gesicht seines Herrn, seinen Wunsch und Willen daran abzulesen, um ihn zu erfüllen, ohne erst abzuwarten, bis es ihm gesagt wird, und er tut es auf der Stelle und mit Freuden. Er teilt auch die Gefühle seines Herrn, so dass er

der Freund seiner Freunde und der Feind seiner Feinde ist. Ich muss all diese guten Eigenschaften in den Dienst Gottes, meines geliebten Herrn stellen. Ja wohl, mit Freude werde ich tun, was er verlangt. Ich werde trachten, seinen Willen zu erkennen, um ihn zu erfüllen, ohne darauf zu warten, bis er es mir befiehlt. Ich werde auf der Stelle und mit Freuden alles ausführen, was er durch seine Stellvertreter, nämlich meine Oberen, verfügt. Ich werde der Freund der Freunde Gottes sein, und ich werde die Feinde Gottes behandeln, wie er es will, ich werde gegen ihre Anschläge anschlagen, damit sie von ihnen ablassen.

Der Hund wacht am Tage, und in der Nacht verdoppelt er seine Wachsamkeit. Er bewacht die Person seines Herrn und all sein Hab und Gut. Er bellt und begrüsst freundlich, wen er kennt, und er greift jene an, die seinem Herrn und dessen Eigentum schaden wollen. So habe ich unermüdlich zu wachen, und muss ich gegen die Laster, gegen Schuld und Sünde auftreten und gegen die Feinde der Seele.

Für den Hund ist es die grösste Freude, immerzu bei seinem Herrn zu sein und mit ihm zu gehen. So werde ich mich bemühen, immerdar mit innerem Verlangen und mit Freude in der Gegenwart Gottes, meines geliebten Herrn, zu leben, und so werde ich niemals sündigen und vollkommen werden gemäss jenem Wort: *Ambula coram me et esto perfectus* (Gen. 17.1) (Wandele vor mir und sei vollkommen)

(Übersetzung von W. Schamoni in Beilage zur «Offertenzeitung» unter «Theologisches»).

Lagerkoller

Zu den vornehmsten Aufgaben und Pflichten des Priesters gehört die Krankenseelsorge. Kranke und leidende Menschen gibt es in jeder Gemeinde, so auch in den Lagern der Kriegsgefangenen.

In jedem amerikanischen Lager gab es ein Hospital, das mit allen medizinischen Einrichtungen versehen war und von Fachärzten und Sanitätern betreut wurde. Abgesehen von alltäglichen Krankheiten waren die Leiden der Kriegsgefangenen psycho-somatischer Natur. Das ist auch leicht erklärlich, weil die Lageratmosphäre seelische Störungen hervorrief, denen besonders jene Männer am meisten ausgesetzt waren, die nicht über ein dickes Fell verfügten wie grobschlächtige Naturen, sondern reich waren an seelisch-geistigen Werten und über ein feines Gemütsleben verfügten. Das hatte mit mimosenhafter Empfindlichkeit nichts zu tun, wenn auch immer wieder die brutale Sentenz vertreten wurde: «Gelobt sei, was hart macht».

In Clarinda war einer der Krankensäle des Hospitals stets mit psychisch Kranken belegt. Das waren Männer, die in dem tristen Lagerleben einen seelischen Schock erlitten hatten, den sogenannten «Lagerkoller», der sich in vielfältigen Formen, bei leichteren Fällen in Depressionen und Apathie, bei schwereren Fällen in manisch-depressivem Irresein bis zur völligen Geistesgestörtheit äusserte. Medikamentös, mit Beruhigungsspritzen und Elektroschocktherapie konnte geholfen werden, oft aber war die Genesung nur vorübergehender Natur, weil die bejammernswerten Kranken nach Abklingen der Wirkung medizinischer Massnahmen wieder in ihren alten Zustand zurückfielen. Die seelischen Leiden riefen oft körperliche Krankheiten hervor, an denen manch einer starb. Es kam auch häufiger vor, dass sich der Geisteszustand verschlimmerte und zu Tobsuchtanfällen führte.

Ein solcher Kranker musste in ein Einzelzimmer mit besonderer Sicherung von Fenster und Tür gebracht werden. Man legte ihm eine Zwangsjacke an, weil er wie wild um sich schlug und mit seinem Kopf unaufhörlich gegen die Wand knallte. Ihm konnte auch der Psychiater nicht helfen. Konnte ich es, der Priester?

Während meiner Vorbereitungszeit im Priesterseminar hatte ich gelernt, in aussichtslosen Fällen den Exorzismus zu beten. Oder, sehr verehrter Herr Professor Haag, der Sie die Existenz des Teufels leugnen, können Sie mir sagen, wie man als Priester zu helfen vermag?

Exorzismus immer noch aktuell

Anfangs meiner Tätigkeit als junger Priester wurde ich zu einem 85jährigen Herrn gerufen, der im Sterben lag. Der Herr empfing mich freundlich lächelnd, war aber für religiösen Zuspruch unempfänglich. Er war Deist, glaubte zwar an Gottes Existenz, aber nicht an ein Eingreifen Gottes in die Welt. Daher lehnte er alle positiven Religionen ab. Infolgedessen hielt er auch nichts vom Beten. Seine Tochter war darüber untröstlich und hoffte, dass es mir gelingen möchte, den Vater mit den Tröstungen der Kirche versehen zu können. Da der alte Herr nicht zum Beten zu bewegen war, bat ich ihn um die Erlaubnis, für ihn beten zu dürfen, womit er höflich einverstanden war. Nun betete ich den «Exorzismus». Ich merkte, dass das Gebet keinen Eindruck auf den Kranken zu machen schien. Einer plötzlichen Intuition folgend, betete ich schliesslich zum Schutzengel: «Heiliger Schutzengel mein, lass mich dir befohlen sein. In allen Nöten steh mir bei, und halte mich von Sünden frei». Und siehe da! Der lebenswürdige alte Herr faltete die Hände und betete mit. Er liess sich die heiligen Sakramente spenden und starb im Frieden Gottes. Möglicherweise hatte er an seine Kindheit gedacht und an seine Mutter, die ihn

zum Schutzengel beten gelehrt hatte. Ich bin also nicht so töricht und glaube an Besessenheit in solchen Fällen.

Der kirchliche Exorzismus ist ein heisses Eisen, ich weiss. Seit den Filmen «Der Exorzist» und dem «Fall Klingenberg» hat die Kirche es schwer, die in der Schrift bezeugte Existenz des Teufels zu verkünden, zumal so gutgemeinte, aber dümmliche Bücher wie «In der Hölle brennt kein Feuer» zu Bestsellern bei Halb-, Viertel- und total Ungläubigen geworden sind. Bischof Graber sagte am 28. September 1976 in Altötting:

«Momentan sind es zwei Ereignisse, die uns im Banne halten. Das eine ist der Exorzismus in Klingenberg und damit im Zusammenhang die Leugnung des Teufels. Dazu einige Worte. Es ist jammervoll zu sehen, wenn man sich heute aus diesem tragischen Vorfall hinausredet, um sich ja nicht vor der Welt zu blamieren und man den Bösen in das Böse umwandelt. Dem Teufel ist heute das raffinierteste Kunststück gelungen, den Menschen weiszumachen, er existiere gar nicht. Haben sich jene Herrschaften, die das vertreten, schon einmal klargemacht, welche Folgen das hat? Wenn es den Bösen nicht gibt, dann steckt das Böse ganz im Menschen. Dann ist der Mensch allein verantwortlich für die abgrundtiefe Schlechtigkeit, Bosheit, Gemeinheit und Grausamkeit. Dann aber entsteht die Frage: Kann Gott den Menschen als ein solches Scheusal erschaffen haben? Nein, das kann Gott nicht, denn er ist Güte und Liebe. Wenn es keinen Teufel gibt, dann gibt es auch keinen Gott, dann ist alles Unsinn.»

Da lag also ein tobsüchtiger Mann, einer meiner Mitgefangenen, in einer hermetisch abgeschlossenen Zelle des Lagerhospitals. Obwohl er in einer Zwangsjacke steckte, schlug er immerfort mit dem Kopf gegen die Wand und brüllte amerikanische Flüche, Flüche, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Es war ein bejammernswerter Anblick, diesen Mann leiden zu sehen, dem auch Ärzte nicht helfen konnten. Ich nahm meine Zuflucht zum Gebet. Ich sprach den Exorzismus über den Kranken. Mag ruhig darüber lächeln, wer mich für kindlich – naiv hält. Die Geschichte meiner Kriegserfahrungen zeigt wohl deutlich genug, dass ich keinen primitiven Glauben habe. Aber ich habe mir dank göttlicher Gnade soviel Demut bewahrt, dass ich von Wirklichkeiten überzeugt bin, die dem Hochmütigen verschlossen bleiben.

Der arme Tobsüchtige wurde während meines Betens allmählich ruhiger. Er ist gesund geworden und hat den Schock überwunden. Nach und nach konnten ihm auch die Ärzte helfen.

Bei Markus, Kapitel 9, Vers 14 ff, steht die Geschichte vom besessenen Knaben:

«Als sie (Jesus, Petrus, Jakobus und Johannes) zu den andern Jüngern zurückkamen, sahen sie eine grosse Volksmenge um sie herum und Schriftgelehrte im Streit mit ihnen. Sobald das ganze Volk Jesus erblickte, war es ganz überrascht, eilte auf ihn zu und begrüßte ihn. Er fragte sie: «Worüber streitet ihr mit ihnen?» Einer aus dem Volke antwortete ihm: «Meister, ich habe meinen Sohn zu dir gebracht; er ist von einem stummen Geist besessen. Wo immer der ihn packt, zerrt er ihn hin und her. Dann schäumt er, knirscht mit den Zähnen und liegt starr da. Ich bat deine Jünger, ihn auszutreiben; aber sie vermochten es nicht. « Er entgegnete ihnen: «O ungläubiges Geschlecht! Wie lange soll ich noch bei euch bleiben? Wie lange euch noch ertragen? Bringt ihn her zu mir!» Sie brachten ihn zu ihm. Sobald der Geist ihn erblickte, riss er ihn hin und her. Er fiel zu Boden, wälzte sich und schäumte. Da fragte er seinen Vater: «Wie lange ist es her, dass ihm das zugestossen ist?» Er antwortete: «Von Kindheit an. Schon oft hat er ihn sogar ins Feuer geworfen und ins Wasser, um ihn umzubringen. Wenn du nun etwas vermagst, so hab Erbarmen mit mir und hilf uns». Jesus erwiderte ihm: «Wenn du glauben kannst. Dem, der glaubt, ist alles möglich». Sogleich rief der Vater des Knaben aus: «Ich glaube, hilf meinem Unglauben.» Als Jesus sah, dass immer mehr Volk zusammenlief, drohte er dem unreinen Geist und sagte zu ihm: «Du stummer und tauber Geist! Ich gebiete dir, fahr aus von ihm und kehr niemals mehr zu ihm zurück!» Unter Geschrei und heftigem Zerrn fuhr er von ihm aus. Er lag da wie tot, so dass die Menge sagte: «Er ist tot.» Jesus aber fasste ihn bei der Hand und richtete ihn empor. Dann stand er auf.»

Hoher Besuch im Lager

Das Jahr 1945 kam, das Jahr der totalen Niederlage. Der Krieg spielte sich nunmehr auf deutschem Boden ab. Am 12. Januar hatten die Russen ihre Grossoffensive in Polen begonnen, am 12. April die Weichsel überschritten, standen kurz darauf an der Oder und fielen in Schlesien ein. Am 9. April eroberten sie Königsberg, am 13. Wien, am 16. durchbrachen sie die deutschen Verteidigungslinien an der Oder.

Die Rundstedt-Offensive im Westen im Dezember 1944 war kläglich gescheitert, der Rhein wurde bei Remagen von den Amerikanern überschritten, am 12. April standen sie an der Elbe.

Die Presseberichte über die katastrophale Lage in der Heimat, die uns Tag für Tag vorgelegt wurden, vermittelten uns Gefangenen in Algona ein düsteres Bild von der verbrecherischen Fortsetzung eines Krieges, der längst verloren war. Hitler wollte das ganze deutsche Volk mit in seinen Untergang stürzen. Die grauenhaften Gesetze, der Kommissar- und Kommandobefehl, die flie-

genden Standgerichte, welche Offiziere und Soldaten, die sich ergeben wollten, kurzfristig zum Tod, zum Tod durch Erhängen verurteilten, die Sippenhaft für die Angehörigen der zum Feind Übergelaufenen, all das erzeugte im Lager eine Stimmung der Verzweiflung, die sich nicht beschreiben lässt. Die Amerikaner befürchteten Unruhen, verstärkten ihre Wachen, schlossen die Kantinen und kürzten die Verpflegungsrationen. Das bevorstehende Ende des Krieges veranlasste sie zu einer Umgruppierung der POW-Camps. Das Lager Clarinda wurde aufgelöst, die Gefangenen teils nach Atlanta, teils nach Algona verlegt.

Die letzte Etappe meines Gefangenendaseins war das Lager Algona, in dem ich länger als ein Jahr verbrachte. Der bisherige deutsche Lagerpfarrer hatte sich missliebiger gemacht und war in ein Lager für unverbesserliche Nazis gesteckt worden. Als ich den Dienst antrat, fand ich nichts, das mich hätte an kirchliche Dinge erinnern können. Ich musste wieder von vorne beginnen und richtete mir zunächst eine Kapelle ein, die mir Ort der Ruhe und des Gebetes, der Feier der Eucharistie und der Begegnung mit den Gefangenen werden sollte.

«Morning, Chaplain», begrüßte mich nach wenigen Tagen der amerikanische Lagerkommandant, der zu mir in die Kapelle gekommen war. Er teilte mir mit, dass mich ein hoher Besuch erwarte, ich möchte ihm in seine Amtsräume folgen. Wer sollte mich schon besuchen wollen im Gefangenenlager? dachte ich und schaute ungläubig dem lächelnden Major ins Gesicht. Als ich dann das Dienstzimmer betreten hatte, erblickte ich in einem Kreis von amerikanischen Offizieren eine grosse Priestergestalt in schwarzem Habit.

«Hier ist der deutsche Lagerpfarrer», sagte der Kommandant. Kaum hatte der Geistliche mich gesehen, als er auch schon zu mir kam, mir um den Hals fiel und mich mit einem Redeschwall begrüßte.

«Ist das eine Überraschung», rief er aus. «Prächtig, dass wir uns Wiedersehen. Du siehst aber erbärmlich aus. Wann haben wir uns zuletzt gesehen. Wart' mal, das war doch in Altenberg mit Ludwig Wolker. Muss schon eine ganze Weile her sein.»

Bei dieser Begrüßungszeremonie waren die Amis taktvoll zurückgetreten, sie wollten die «Wiedersehensfreude» nicht stören. Während ich noch darüber nachdachte, wer wohl der Priester sein mochte – ich kannte ihn wirklich nicht –, fühlte ich schon in meiner Hand eine Armbanduhr, die mir der Besucher verstohlen zugesteckt hatte. Ich begann zu begreifen und erwiderte die fröhliche Begrüßung mit derselben Unverfrorenheit, mit der sie begonnen hatte. Und bald fand ich heraus, wer der Priester war. Es war Dom Odo OSB von der Abtei Neuburg, gebürtiger Herzog von Württemberg. Ich hatte ihn noch nie im Leben gesehen, aber die gespielte Begrüßung wirkte so originell und ver-

traut, dass die leicht begeisterungsfähigen Amerikaner sie für echt hielten. Augenblicklich war mein Ansehen gestiegen. Ein Herzog aus königlichem Geblüt, dessen Vater einmal König in einem deutschen Lande gewesen war, stand bei den G.I. in besonderer Gunst, und wer mit einem solchen Mann befreundet war, nahm an dessen Berühmtheit teil. Pater Odo machte den Amis klar, dass sie mich bevorzugt behandeln müssten, ich sei nicht irgendein Chaplain, ich sei ein besonderer Chaplain, ich sei ein Chaplain der katholischen Kirche und das sei etwas ganz Aussergewöhnliches. Ich sei sogar ein Navy-Chaplain. Ob sie wohl wüssten, was das bedeute? Und er, der Pater Odo, der Herzog von Württemberg, habe den Auftrag des Papstes, mich zu besuchen und mir alle nur erdenkliche Hilfe zu leisten. Er dürfe ja wohl ins Lager gehen? Denn er arbeite auch im Auftrage der amerikanischen Bischofskonferenz. . .

Pater Odo hielt am Nachmittag jenes Tages vor den amerikanischen Soldaten einen Vortrag über die Verfolgung der Kirche in Deutschland. Ich durfte an dieser Veranstaltung teilnehmen und erlebte einen Bericht über das Nazi-reich, wie er deutlicher nicht hätte sein können. Mitten in seinem Vortrag hielt der Pater plötzlich inne und erlaubte sich wieder einen Gag, der die Amerikaner staunend aufhorchen liess. Er sagte:

«Da fällt mir ein, dass ich ein dringendes Telegramm aufgeben muss. Ist einer der Herren so liebenswürdig und gibt das Kabel auf?»

Einem herbeieilenden Offizier diktierte er dann folgenden Text:

«An Seine königliche Hoheit, Kronprinz Ruprecht von Bayern, München, Deutschland. Zum Geburtstag Eurer königlichen Hoheit herzliche Wünsche. Odo, Herzog von Württemberg.»

Während des Diktates blinzelte mir P. Odo verschmitzt lächelnd zu. Er hatte mir einen grossen Dienst erweisen wollen und mich zur «persona grata» bei den Amerikanern gemacht.

Mir wurde unverzüglich eine ganze Baracke zugewiesen, in der ich Kapelle, Amtszimmer, Bibliothek, Gruppenraum und Arbeitszimmer einrichten konnte.

P. Odo kam schon am nächsten Tag mit einem Lastwagen vorgefahren und schleppte eine ganze Kircheneinrichtung herbei, Messgewänder in allen liturgischen Farben, Chormantel und Segensvelum, Monstranz, Messkelch und Ziborium, ja sogar ein Harmonium. Bald hatte ich eine theologische Bibliothek mit mehr als hundert Büchern in deutscher Sprache. Für die Feier der heiligen Messe brachte er Wein, echten kalifornischen Messwein, es fehlte an nichts. Im Lager war ausser Bier kein Alkohol zugelassen. Aber Messwein machte eine Ausnahme. Ich durfte ihn behalten, weil er zum «Abendmahl» benötigt wurde.

P. Odo kam regelmässig ins Lager und brachte auch allerlei schöne Dinge für die Gefangenen mit, Bücher und Sportgeräte, Füssbälle, Pingpongspiele, Gesangbücher in deutscher Sprache für den Gottesdienst. Er liess sich bei sei-

nen Besuchen eine Liste mit den Wünschen der Gefangenen geben und besorgte alles über die Kriegsgefangenenhilfe.

Vorsichtig versuchte ich bei den Amerikanern vorzufühlen, ob ich nicht gelegentlich das Lager verlassen könnte, um dem Ortspfarrer meine Aufwartung zu machen. Diese Bitte wurde mir nicht nur gewährt, man stellte mir sogar einen Wagen zur Verfügung, mit dem ich zum Pfarrhaus gebracht und nach einiger Zeit wieder abgeholt wurde. Der Pfarrer, ein herzenguter älterer Herr, Father Mallinger, nahm mich brüderlich auf, bewirtete mich fürstlich, zeigte mir seine Kirche und schickte mir oft seinen Kaplan zur Unterstützung bei meiner Seelsorgearbeit im Lager.*

Der Monat Mai 1945 brachte das Ende des Krieges. Obwohl die totale Kapitulation schon lange vorauszusehen war, löste sie bei allen Gefangenen tiefste Niedergeschlagenheit aus und die sorgenvolle Frage, wie es nun weitergehen und wann die Gefangenschaft beendet werden sollte. Entsprechend dieser seelischen Verfassung musste ich in der ersten sonntäglichen Predigt nach der Kapitulation mit dem tröstenden Wort Gottes helfen und Hoffnung wecken, ohne Klagen oder Anklagen zu erheben. Um nicht missverstanden zu werden und Böswilligen Anlass zum Hader und Streit zu geben, habe ich die schriftlich entworfene Predigt wörtlich verlesen. So war ich sicher, dass sie weder von den Deutschen noch von den Amerikanern missdeutet werden konnte. Sinngemäß gipfelte die Predigt in dem Gedanken, dass unser Volk durch Christi Kreuzestod erlöst ist und darum in der Stunde seines tiefsten Sturzes hoffen darf. Alle Völker, die mit dem Blute Christi besprengt sind, gehen nicht zugrunde, wenn sie sühnend und leidend die Erlösung annehmen und an der Wiederauferstehung arbeiten.

* P. Odo, OSB., geborener Herzog von Württemberg, war zynächst Mönch der Abtei Beuron, übertrug aber seine Profess 1934 auf Kloster Neuburg bei Heidelberg. In der Zeit der Naziherrschaft wurde er unzählige Male von der Gestapo verhaftet, erhielt Redeverbot, wurde aus Württemberg und später aus Deutschland ausgewiesen.

Von Papst Pius XI. mehrfach in Privataudienz zur Berichterstattung über die Verfolgung der Kirche in Deutschland empfangen, arbeitete er von der Schweiz aus für die Kirche. Die Enzyklika «Mit brennender Sorge» schmuggelte er über die deutsche Grenze, indem er bei einer Büchersendung von Taschenausgaben des Neuen Testaments den Text der Enzyklika so in die einzelnen Exemplare eingehftet hatte, dass die Grenzkontrolle diese Neuen Testamente nicht beanstandete.

Als sich P. Odo auch in der Schweiz nicht mehr sicher fühlte, begab er sich über Spanien und Portugal ins Exil nach Amerika, wo er im Auftrag Papst Pius XII. die Kriegsgefangenenhilfe organisierte und von Lager zu Lager eilte bis hinauf nach Kanada.

Nach dem Kriege lebte er bis zu seinem Tode am 27. Dezember 1964 bei seinem Bruder, Herzog Philipp von Württemberg, auf Schloss Altshausen. Von dort half er noch aus in der Abtei Weingarten.

Bei seinem Begräbnis gaben viele Mitglieder des deutschen Hochadels und Angehörige der Bundeswehr wie auch viele frühere Soldaten dem Verstorbenen das Ehrengeleit.

Während des ganzen Monats Mai, der der Gottesmutter geweiht ist, habe ich täglich eine Maiandacht gehalten und Abend für Abend über die Gottesmutter gepredigt. Die Männer taten mit, sie fanden Trost und Kraft im Gebet und im Vertrauen auf die Hilfe Mariens.

Was so gemunkelt wurde

Meine Arbeit erschöpfte sich nicht in Gottesdiensten und Andachten, obwohl Gotteslob, Eucharistiefeier und Gebet die Kulminationspunkte priesterlicher Tätigkeit sind, sie gab mir viele Möglichkeiten der Seelsorge bei Gruppenabenden, Bibelstunden, Vorträgen und geselligen Plaudereien. Im Sommer 1945 hielt ich eine Vortragsreihe über Indien, ein Land, das mich schon seit meiner Jugend wegen seiner üppigen Vegetation und seiner Geschichte, wegen seiner geheimnisvollen Philosophie und tragisch düsteren Religion, wegen Hinduismus und Buddhismus beschäftigt hatte. Die sozialen Strukturen in diesem Lande der Kasten wie auch die vielfältigen Formen meditativen Lebens sind wahre Fundgruben kreativer Erkenntnisse. Indien hat grosse Denker und Dichter hervorgebracht, die zu lesen echte Bereicherung und ästhetische Befriedigung schaffen. Ich kann es schon verstehen, wenn sich heute viele Menschen, vor allem Jugendliche, mit indischer Meditation beschäftigen.

Hat das Christentum ähnlich grosse Formen des inneren Lebens aufzuweisen? Es war nur natürlich, dass ich an den Vortragszyklus über Indien eine weitere anschliessen musste über christliche Mystik. Dem Christentum stehen Gestalten zur Verfügung, die den indischen in nichts nachstehen, ja sie weit übertreffen. Es stimmt mich gegenwärtig oft sehr traurig, wenn die junge Generation sich in den seltsamsten Formen indischer und fernöstlicher Frömmigkeit Ersatz sucht und findet, weil ihr die christliche Mystik, die in allen Jahrhunderten doch in hoher Blüte stand und grosse Gestalten, nicht minder bedeutsame, ja noch bedeutendere hervorgebracht hat, weil also, wie ich meine, der Jugend die christliche Mystik nicht mehr nahegebracht wird. Die suchende Jugend klagt die ältere Generation an. Ist Taizé eine Ausnahme oder nachahmenswertes Beispiel? Videant consules!

Für meine Vorträge brauchte ich Landkarten und Schaubilder. Es bereitete keine Schwierigkeit, Arbeitsmaterial zu bekommen. Die Männer wetteiferten in der Anfertigung der Arbeitshilfen, die auf Verdunklungsrollen gemalt wurden und wegen ihrer Exaktheit Staunen und Bewunderung der Amerikaner hervorriefen.

In Gruppengesprächen ging es um viele ethische Probleme, die den Männern zu schaffen machten. Etwa um das Verhältnis zu ihren Ehefrauen, die,

darüber wurde gemunkelt, sich daheim mit Besitzern eingelassen hatten. Bei diesen Gesprächen machte ich eine überraschende Feststellung, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Die Männer erachteten es für selbstverständlich, dass ihnen als Soldaten alle Freiheiten gestattet seien, während die Frauen brav auf die Heimkehr ihrer Männer zu warten hätten. Und wie sollte man fertig werden mit einem fremden Kind, das nach der Heimkehr bei der Mutter angetroffen würde? Das sind doch echte Probleme, die sich aus sexueller Freizügigkeit ergeben! Man kann nur wehmütig lächeln, wenn etwa Karl Amery mit beissendem Spott sich lustig macht über die Warnung der Kirche «vor dem ausserehelichen Geschlechtsverkehr, bekanntlich dem fürchterlichsten metaphysischen Übel, dem ein Soldat verfallen kann» (Die Kapitulation, S. 60, RoRoRo 1963).

Lange Diskussionen löste die Frage nach der Schuld und Sühne der Nazis aus. Denn inzwischen hatten sich die Hitler, Goebbels, Himmler, Bormann der Verantwortung entzogen und Selbstmord begangen. Die anderen «Größen» warteten auf ihren Prozess, dessen Vorbereitungen in Nürnberg begonnen hatten.

Grosser Gott, wir loben Dich

Mein Küster, der getreue Jesuitenbruder Johannes Schmer, war rastlos um die Kapelle bemüht, nähte Altar Wäsche und Messgewänder – war er doch ein perfekter Schneider – besorgte den Blumengarten vor der Pfarrerbaracke und gewann unter den Mitgefangenen tüchtige Helfer für die Gemeindegarbeit.

Ein junger Arzt, Dr. Diemer, war die rechte Hand des Pfarrers bei der Organisation der Veranstaltungen, bereitete die Gottesdienste vor, legte eine Kartei an und verwaltete das Pfarrbüro. Vor dem Eingang zur Kapelle hatte er eine Tafel errichtet, auf der die Totenzettel gefallener Kameraden, Väter und Brüder befestigt waren als Mahnung ehrenden Gedenkens und fürbittenden Gebetes.

Wie schon in Clarinda und anderen POW-Camps gab es auch in Algona eine Lagerzeitung, die ihre Spalten dem Pfarrer zur Verfügung stellte zur Ankündigung der Gottesdienste und kirchlicher Veranstaltungen. In jeder Ausgabe konnte ich einen Artikel veröffentlichen. Die Kirche war nicht wegzudenken, sie gehörte zum Lagerleben wie das tägliche Brot. Christus war mitten unter uns in Wort und Sakrament.

Dafür mag ein einfaches Beispiel aus dem Lagerleben erzählt werden.

An den Sonntagen war der grosse Gottesdienst in der Gemeinschaftshalle stets um zehn Uhr. Ein früherer Termin war nicht möglich, da ich um acht Uhr bei den Kranken im Hospital zelebrierte. Nun fand um elf Uhr sonntags ein

Fussballspiel im Lagerstadion statt. Fussball gehört zu den beliebtesten und faszinierendsten Sportarten in der ganzen Welt. An bestimmten Sonntagen war die Ausgabe des Mittagessens schon um zwölf Uhr angesetzt, statt um 12,30 Uhr, wie es die Regel war. Es entstand also eine Zeitnot. Denn ein reguläres Fussballspiel dauert 1/2 Stunden, es stand aber nur eine Stunde, nämlich die Zeit von 11-12 Uhr, zur Verfügung. Nun muss ich betonen, dass die Männer weder auf den Gottesdienst noch auf das Fussballspiel verzichten wollten. Das war ein ganz wichtiges Problem und musste irgendwie gelöst werden. Und es gab auch bald eine Lösung. Die heilige Messe konnte ich um eine Viertelstunde vorverlegen, das Fussballspiel begann um 10.45 Uhr und das Mittagessen erst um 12,15 Uhr. Die amerikanische Lagerführung war damit einverstanden. Ich belohnte die Haltung der Männer damit, dass ich selber nach dem Gottesdienst dem Fussballspiel beiwohnte und den Anstoss gab. Man hatte für mich sogar einen Sessel bereitgestellt, damit ich mich nach dem Gottesdienst auf dem Fussballplatz etwas ausruhen konnte. Ich habe mich dann mehr und mehr für den Fussball interessiert und bin ein richtiger Fussballfan geworden, «alles zur grösseren Ehre Gottes».

Zu den aussergewöhnlichen Ereignissen im Lagerleben gehörte das Christkönigsfest am letzten Sonntag des Oktober. Dieser Festtag fiel mit dem Reformationsfest der evangelischen Kirche zusammen. Mein evangelischer Mitbruder, mit dem ich ein herzliches Verhältnis pflegte, hatte zu dem Fest als Gastprediger den lutherischen Pfarrer der amerikanischen Gemeinde gewonnen. Mein Kirchenchor probte eine mehrstimmige Messe von Rossini. Ein Hobbymaler unter den Gefangenen hatte ein Riesengemälde in Öl geschaffen, Christus als König mit Krone und Zepter. Auf der Brust des Herrn fehlte nicht das von der Lanze durchbohrte Herz. Der künstlerische Wert des Bildes ist hier irrelevant, der ideelle Gehalt bestimmte seine Bedeutung.

Ich sollte den Gottesdienst um neun Uhr halten, damit der evangelische Festgottesdienst in der gleichen grossen Lagerhalle um zehn Uhr gefeiert werden konnte. Die zeitliche Aufeinanderfolge brachte eine unvorhergesehene Schwierigkeit mit sich, da die Altardekoration zwischen den beiden Gottesdiensten geändert werden musste. Ich konnte ja dem evangelischen Mitbruder nicht zumuten, mein Altarbild an der Stirnwand der Halle zu belassen. So besprach ich mit dem lieben Kollegen das Problem und schlug eine geringe zeitliche Verschiebung des Beginns der Gottesdienste vor. Das aber war nicht nötig. Mein «Stiefbruder im Herrn» sah sich das Christkönigsbild an und war hellauf begeistert. Das Bild solle an seinem Platz bleiben. Es habe auch den evangelischen Soldaten am Reformationstag viel zu sagen.

Der Festtag kam. Beide Gottesdienste waren besonders gut besucht. Ich hatte mich bereits in mein Zimmer zurückgezogen und freute mich noch über die Teilnahme der Soldaten und die schönen Gesänge des Chors, als mein Amtsbruder in grosser Aufregung in mein Zimmer stürzte und mir seine Enttäuschung über den Gastprediger erzählte. Dieser Herr habe ihm die ganze Gemeinde vergrault. Seine Predigt sei eine unerträgliche Lobhudelei Luthers gewesen. Über alle anderen evangelischen Kirchen habe er losgezogen, nicht zuletzt über den Papst, den er den leibhaftigen Antichrist genannt habe. Seine Gemeinde, die er mühsam aufgebaut habe, werde auseinanderbrechen; denn zu seinen Gläubigen gehörten nun einmal nicht nur Lutheraner, sondern auch Reformierte, Methodisten, Baptisten und Freikirchler. Wie solle er nur das zerbrochene Porzellan wieder zusammenkitten?

Hier musste ich brüderlich helfen und schlug daher dem Kollegen vor, noch am gleichen Tage einen Abendgottesdienst zu halten. So könne er den Schaden schnellstens reparieren. Ich bot ihm meine Hilfe an und zog während des Mittagsmahls durch die Baracken und lud die evangelischen Männer zu dem neuen Gottesdienst ein.

Es nahmen auch katholische Männer teil, wie auch ich zu den Gästen zählte. In der Predigt verstand es mein Kollege ausgezeichnet, die Einheit des Glaubens in der Wahrheit darzustellen, die nur in Christus zu verwirklichen sei. Der Gottesdienst war ein ökumenisches Erlebnis; er schloss mit dem machtvollen «Grosser Gott, wir loben dich».

Höhepunkt und zugleich Schlussakkord meines Lebens und Wirkens als Lagerpfarrer bei den deutschen Kriegsgefangenen in Amerika war das Weihnachtsfest 1945. Das Camp Algona ist nach dem Kriege verschwunden und hat Platz gemacht für einen Hangar der Armee. Dennoch gibt es eine sichtbare Erinnerung und ein bleibendes Zeugnis. Die katholische Pfarrgemeinde St. Caecilia, zu der das Lager gehörte, besitzt ein kostbares Kleinod, das noch heute – nach 40 Jahren – von der Kraft des Glaubens deutscher Soldaten erzählt. Dieses Zeugnis des Glaubens ist eine Weihnachtskrippe, ein Werk der Gefangenen, eine unüberhörbare Predigt christlicher Hoffnung, ein unübersehbares Zeugnis der Gottes- und Nächstenliebe. Bei Auflösung des Lagers haben die Soldaten die Krippe der Gemeinde geschenkt. Alljährlich wird sie am 3. Adventssonntag aufgestellt. Sie ist ein Dokument dafür, dass es neben den Nazis andere Deutsche gab, die sich ihren Glauben bewahrten. Die Nachkriegsgeneration darf und braucht sich nicht insgesamt zu schämen wegen der Greuel, die geschehen sind, sie wird das Andenken an ihre Väter nicht besudeln lassen und keinen Stein werfen auf die, die von dem Tyrannen und seinen Helfershelfern in den Krieg gejagt wurden, kämpften, litten, starben oder in

Gefangenschaft gerieten und nach dem Kriege die Trümmer beseitigten, um der neuen Generation den Weg zu ebnen für ein Leben in Frieden und Freiheit.

Weihnachten in Gefangenschaft! Wer von den Soldaten wollte sich nicht daran erinnern! In unserem Lager befanden sich Künstler aller Art: Bildhauer, Maler, Architekten. Im Sommer 1945 planten die Männer eine Weihnachtskrippe zu bauen. Sie sollte das Geheimnis der Menschwerdung zum Zeichen der Hoffnung für das geschlagene Volk machen. Bald hatte sich ein Kreis von Leuten gebildet, der die Vorbereitungen traf. Unter Leitung von Eduard Keip, einem kriegsgefangenen Bildhauer, konnte mit der Verwirklichung des Planes begonnen werden. Das Arbeitsmaterial wurde von der Kriegsgefangenenhilfe durch Pater Odo, vom Christlichen Verein junger Männer und auch unter Mithilfe der Amerikaner beschafft. Die einzelnen Figuren wurden in dreimonatiger Arbeit modelliert. Jede war überlebensgross. Der Künstler, der die Figuren gestaltete, bewies ein aus gläubigem Herzen kommendes Einfühlungsvermögen, so dass jede Figur auf den Betrachter einen aussagestarken Eindruck machte. Es ist nicht leicht, darüber zu reden und zu schreiben, man muss die Krippe gesehen haben, um sie zu verstehen.

Nach Fertigstellung der einzelnen Figuren musste die Szenerie in Angriff genommen werden. Da die einstöckigen Baracken wegen ihrer niedrigen Höhe für die Aufstellung der überdimensionalen Krippe ungeeignet waren, kamen die Amerikaner auf den glänzenden Ausweg, eines ihrer doppelstöckigen Lagerhäuser zu räumen und für die Krippe zur Verfügung zu stellen. Zunächst wurde die gesamte Szenerie errichtet. Zur rechten Seite lag das weite Feld der Fluren von Bethlehem mit den Hirten, mit einer Herde von Schafen, mit dem Verkündigungengel. Zur Linken die grosse Karawane der morgenländischen Weisen mit Kamelen, Packeseln und Treibern. In der Mitte das Krippengeheimnis mit Maria und Josef, umgeben von musizierenden Engeln. Das Ganze war überwölbt von einem blauen Himmel mit zahllosen Sternen, unter denen der Stern über der Krippe der leuchtendste war. Auch die fahle Mondsichel fehlte nicht. Im Hintergrund war eine Stereoanlage eingebaut, mit deren Hilfe die Szene musikalisch untermalt wurde. Vielleicht wird man denken, dass es sich also um die sentimentale Verniedlichung des grossen Wunders der Erlösung gehandelt hat. O ihr Toren! Die Männer wollten eine Krippe der Freude, der Hoffnung, des Trostes, der Zuversicht und nicht eine Krippe der sozialen Anklage, des Klassenkampfes, der Rebellion. Die Liebe Gottes kann nicht freundlich genug, nicht innig genug, nicht liebenswürdig genug dargestellt werden. Alle Versuche, Weihnachten in die Realität des irdischen Alltags umfunktionieren zu wollen, zerstören das Geheimnis und den Glauben an Gottes Liebe.

Die Krippe der Gefangenen war ein Zeugnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, um das uns mancher Bischofsdom hätte beneiden können.

Die Christmette zu mitternächtlicher Stunde fand in der grossen Gemeinschaftshalle statt. Es war ein grosses lateinisches Hochamt unter Mitwirkung eines mitgefangenen Priesters, eines Seminaristen und des Kaplans der Zivilgemeinde. Der Kirchenchor sang die Rossinimesse und Mozarts «Ave verum». Es war das Weihnachtsgeschenk, das ich mir von den Männern erbeten hatte. Als ich die Weihnachtsbotschaft sang, war wirklich Weihnachten geworden, ein Ahnen des Friedens, der nur von Gott kommen kann. Nach dem Gottesdienst erlebten wir noch eine besondere Freude. Vor der Krippenhalle war ein vier Meter hoher Christbaum aufgestellt, der mit unzähligen Lichtern das nächtliche Dunkel erhellte.

In der Morgenfrühe hielt ich im Hospital für unsere Kranken die heilige Messe. Um zehn Uhr war dann das Weihnachtsamt vor der Krippe an einer dort aufgestellten Mensa.

Man kann sich denken, dass die Krippe Gegenstand der Bewunderung auch der Amerikaner war. Der Kommandant konnte sich nicht satt genug daran sehen und brachte seine ganze Familie mit Kindern und Enkeln zur Krippe. Wie Kinder nun einmal sind, wollten sie auf einem Kamel reiten. Warum auch nicht, wenn der Ritt sie zum Heiland führt? Der Kommandant wusste einen Ausweg. Auf seine Veranlassung wurde ein zusätzliches Kamel modelliert und vor der Krippe aufgestellt. Und nun kamen sie alle, die Leute aus der Stadt, Väter und Mütter, Omas und Opas, sie lernten die Deutschen von einer anderen Seite kennen. Sie, die Gefangenen, waren halt kein Nazivolk.

Am Eingang der Halle hatte ich ein Schild mit folgender Aufschrift errichtet:

The nativity scene was conceived and executed by the designer Edward Keip, non-commissioned officer in the German Army from Osnabrück, Germany. German prisoners of war assisting the designer, using their own carvings, spent three months in the construction of this holy scene testifying to the artists will to create even under discouraging circumstances.

Franz M. Eich, Navy-Chaplain

33 Jahre nach der Aufstellung der Krippe, anno 1978, sollte ich daran erinnert werden. Der heutige Pfarrer von Algona, Reverend Msgr. Bauer, hat mich besucht. Dieser Priester war 1944-1946 Kaplan in Algona gewesen und mein

treuer Helfer in der Lagerseelsorge. 1946 wurde er ans Generalvikariat berufen und 1956 Dompfarrer in Sioux-City. Als der gute Pfarrer Mallinger 1968 verstarb, übernahm Father Bauer, jetzt Monsignore mit violetterm Birett, die Pfarrei von Algona. Zur Weihnacht wurde die Krippe aufgestellt, und der Geistliche erinnerte sich an mich. Über das Generalvikariat erfuhr er meine Anschrift, flog nach Deutschland und sah mich nach 33 Jahren wieder.

Die Krippe der deutschen Kriegsgefangenen kündigt noch heute vom «anderen Deutschland».

VIII. Heimkehr nach Deutschland und Entlassung aus Kriegsdienst und Gefangenschaft

Nach Weihnachten wurde ich krank und musste ins Hospital. Bei einem kleinen Unternehmen mit einem Minenboot auf See 1943 hatte ich mir eine chronische Nierenkrankheit zugezogen, die sich erneut bemerkbar machte. Ich brach völlig zusammen und wurde nach wenigen Tagen von den Amerikanern in einem Sanitätswagen in das grosse Army-Hospital Colorado-Springs am Fusse der Rocky-Mountains transportiert. Die Fahrt dauerte drei Tage und zwei Nächte. In der ersten Nacht erhielt ich Quartier und Fürsorge in Fort Crouk, in der zweiten Nacht in Atlanta. Von der Landschaft sah ich während der Tagesfahrten nichts, da ich zu Bett liegen musste. Vom 2. Januar bis 5. Mai 1946 war ich Patient und wurde ärztlich behandelt und bestens betreut. Seelsorglich konnte ich nicht mehr aktiv wirken, d.h. ich konnte betend und fürbittend Kreuz und Leid tragen für alle, die einmal meiner Sorge anvertraut waren. Kraft schöpfte ich aus der Feier der heiligen Messe, die ich, wenn auch mit Mühe, an den Sonntagen feiern konnte.

Die langen Monate des Krankenlagers haben mir gutgetan. Einigermassen wiederhergestellt, durfte ich die Reise in die Heimat antreten. Nach einer Fahrt in einem Sanitätszug, wieder ein Reiseweg von drei Tagen und Nächten, wurde ich mit vielen anderen erkrankten Kriegsgefangenen auf dem Lazarett-schiff «Sikman» eingeschifft. Elf Tage dauerte die Fahrt über den Atlantik. Das Schiff fuhr nicht mehr im Konvoi und auch ohne Geleitschutz; denn der Krieg war vorbei.

Unterwegs konnte ich noch einmal priesterliche Dienste verrichten durch die Feier der Eucharistie und die Betreuung der Kranken. Ein Kamerad litt an einer schweren Krankheit, die ihn dahinraffen sollte, ehe er die Heimat wieder sah.

Wir gelangten nach Bremerhafen, eine Stadt, die zusammen mit Bremen innerhalb der britischen Besatzungszone lag, aber zum Bereich der amerikanischen Besatzung gehörte, wie auch eine Eisenbahnstrecke von Bremen nach Süddeutschland durch die britische Zone von der US-Army verwaltet wurde. Ein Sanitätszug beförderte mich nach Göttingen. In Würzburg erlag der Schwerkranke seinem Leiden. Die Eltern konnten den heimgekehrten Sohn nur als Toten in Empfang nehmen, es war ein trauriges Wiedersehen nach vier Jahren.

Die endgültige Entlassung aus der Gefangenschaft war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Meinem Heimatbischof schrieb ich einen Brief, den er sofort beantwortete. Aber es rührte sich nichts. Das Göttinger Lager stand

unter deutscher Leitung, deren Verhalten mich peinlich berührte, da sie sich in alter militärischer Manier gebärdete und mit drakonischer Härte Zucht und Disziplin verlangte. Mit Hilfe einer Rotkreuzschwester schmuggelte ich einen Brief aus dem Lager für den Rottenburger Weihbischof Fischer. Dieser Priester verwandte sich persönlich für mich bei der deutschen Lagerverwaltung, so dass ich endlich am 18. Juli 1946 entlassen wurde.

Ich war frei und fuhr zu meiner Mutter, die ich mehr als drei Jahre nicht gesehen hatte.

Erst Wochen später erfuhr ich, dass das POW-Camp Algona im Februar 1946 aufgelöst worden war. Nach einer feierlichen Andacht wurde das Allerheiligste aus der kleinen Kapelle in die Pfarrkirche überführt. Die Erinnerung an die Gefangenschaft ist lebendig geblieben, viele ehemalige Kameraden habe ich seitdem wiedergesehen.

Unverwischbar ist das Wissen um den Glauben der Männer, um das Gnadenwirken Gottes. Stand ich auf verlorenem Posten? Nein und tausendmal nein!

Literaturhinweis

- Amery Karl: Die Kapitulation oder deutscher Katholizismus heute. Rohwohlt Taschenbuch-Verlag GmbH, Reineck bei Hamburg, 1963
- Bekker Cajus: Verdammte See. Ein Kriegstagebuch der deutschen Marine. Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford, 2. Auflage 1978
- Binder Gerhard: Epoche der Entscheidungen. Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts. Seewald-Verlag, Stuttgart-Degerloch, 1960
- Bischofskonferenz: Deutsche Rahmenordnung für die Priesterbildung. Bonn, 1978
- Bullok Alain: Hitler. Eine Stunde über Tyrannen. Droste-Verlag, Düsseldorf, 1969
- Eich Franz Maria: Credo in vitam. Verlag Wanderer Printing Company, St.Paul, Minnesota, USA, 1945
- Gardet Louis: Der Islam. XVII. Reihe, 4. Band. Die nichtchristlichen Religionen. Aus der Reihe: Der Christ in der Welt. Pattloch-Verlag, Aschaffenburg, 1961
- Kuby, Erich: Nur noch rauchende Trümmer. Das Ende der Festung Brest. Rohwohlt-Verlag, Hamburg, 1959
- Kuby, Erich: Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2129 Tagen. Deutscher Taschenbuch-Verlag, Hamburg, 1977
- Leccisotti Tommaso: Monte Cassino, La vita l'irridiazione, Vallecchi Editore, 1971
- Nürnberger Urteil: Verlag Schwann, Düsseldorf, 1946
- Scherer Bernhard: Katholische Fülle. Verlag J.W. Naumann, Würzburg, 1972
- Schlegel: Warum soll ich, einfacher Soldat, Offizier, dafür verantwortlich sein? Stiftsdruckerei, CH-6390 Engelberg, 1966
- Selhorst Heinrich: Priesterschicksale im Dritten Reich aus dem Bistum Aachen. Einhard Verlag GmbH, Aachen, 1972
- Speidel Hans: Invasion 1944. Wunderlich Verlag, Tübingen, 1949

PROF. DR. FERDINAND HOLBÖCK

Wolfgang Amadeus Mozart

Auflage: 10'000 Ex., 128 S., 4 Fotos, DM/Fr. 7.80

Wolfgang Amadeus Mozart war ein grosses Wunder Gottes, ein Wunder an Genialität – kein Musiker war so universal begabt wie er; ein Wunder an Produktivität – keiner hat in einem so kurzen Leben von nur 35 Jahren so viele Meisterwerke geschaffen; ein Wunder an Religiosität – kaum einer hat seinen Glauben an Gott, sein Vertrauen auf Gott und seine Liebe zu Gott in einer so reinen Unschuld und berausenden Schönheit in Musik umgesetzt wie er. Ein «Ave verum», ein «Benedictus» ist nicht machbar, dazu wäre ein Taufscheinkatholik nicht fähig.

Mozarts geistige Herkunft ist oft verzeichnet worden. Der Salzburger Theologe Prof. Holböck zeigt in diesem Buch anhand zahlreicher authentischer Belege, dass Mozart zeit seines Lebens ein gläubiger Christ war.

«Mozarts Musik ... ist eine einzigartige Inkarnation des Genius von Österreich, seiner übernationalen katholischen Prägung, seines festlichen Glanzes, der Salzburg in so besonderer Weise erfüllt, seines demütigen und uranmutigen Antlitzes» (Dietrich von Hildebrand).

P. JOSEF KOLACEK SJ

Der Heilige der Neuen Welt

Johannes Nepomuk Neumann

Auflage: 10'000 Ex., Format 14,8 x 21 cm, 212 Seiten, 8 Fotos, DM/Fr. 14.–

Am 19. Juni 1977 hat Papst Paul VI. Johann Nepomuk Neumann heiliggesprochen. Der neue Heilige war ein Sohn des Böhmerwaldes, der in Prag Theologie studierte, der dann jung nach Amerika kam. In der Neuen Welt entwickelte er eine rastlose Tätigkeit als Missionar, als Seelsorger für die Auswanderer, als Pfarrer und schliesslich als Bischof von Philadelphia. Am 5. Januar 1860 brach er im Alter von 49 Jahren auf der Strasse tot zusammen.

DR. GEORGES HUBER

Johannes Paul I

Auflage: 10'000 Ex., 144 Seiten, 8 Farbfotos, DM/Fr. 12.80

Was nicht einmal dem Konzil gelungen ist, das ist Johannes Paul I. gelungen: Er hat das Klima in der Kirche verändert. Sein Lächeln und seine vom Evangelium geprägte Haltung haben Hunderte von Millionen Menschen fasziniert und haben eine weltweite Grundwelle neuer Hoffnung ausgelöst.

Wie ein Meteor hat er am Himmel unserer Zeit eine Leuchtspur hinterlassen, die nie mehr aus dem Gedächtnis der Menschen gelöscht werden kann. So unfassbar uns sein Tod erschien – nach der Lektüre dieses Buches wissen wir: dieser Meteor hat nicht umsonst geleuchtet. Dr. Georges Huber, Schweizer Schriftsteller und Korrespondent in Rom, war dank seiner engen Beziehungen zum Vatikan – er hatte auch eine Biographie über Paul VI. verfasst – wie kaum ein zweiter in der Lage, das Leben dieses Papstes quellengetreu und in allen Nuancen zu schildern. Das Geheimnis seines Lebens, der Charme seines Lächelns, die schönsten seiner Worte, die Quintessenz seiner Lehre, die schönsten Bilder aus seinem Leben sind in diesem Buch für immer festgehalten.

CHRISTIANA-VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN

KONSTANTIN PRINZ VON BAYERN

Papst Pius XII.

43. Tausend. Ca. 432 Seiten, Leinen, farbiger Umschlag, ca. DM/Fr. 30.–

Pius XII., der letzte grosse Exponent der Pius-Päpste, ein luzider Geist, der unvergessliche «Pastor angelicus», war in der dunkelsten Stunde des Abendlandes dessen grosser geistiger Führer, zu dem Millionen Christen, auch Andersgläubige, in Ehrfurcht aufblickten, während sein Gegenspieler, Adolf Hitler, versuchte, das deutsche Volk, ja ganz Europa mit in den Abgrund zu reissen. Die Achse Berlin-Rom verband zwar Hitler und Mussolini, muss aber vor allem geistig verstanden werden, denn die grossen Entscheidungen fielen im Vatikan. Es gab viele Biographien über Pius XII. – eine hat überdauert, die vorliegende von Konstantin Prinz von Bayern, weil sie authentischen Charakter hat. Existentielle Begegnungen und vor allem Gespräche mit dem Heiligen Vater selbst und mit Vertrauten seiner Umgebung geben dem Buch das Fluidum des Echten, Miterlebten, des persönlich Erfahrenen. Ein reicher Bildteil von 52 Seiten bringt z.T. bisher unveröffentlichte Photos von historischem Wert.

Der Papst der Immaculata

Von Vincenzo Faraoni, Auflage: 10'000, 136 Seiten, 16 Bilder, DM/Fr. 9.80

Der berühmte Psychologe C.G. Jung bezeichnete das Mariendogma Pius' XII. als die grösste menschliche Errungenschaft seit der Entdeckung Amerikas. Das Dogma Pius' XII. von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel ist aber undenkbar ohne das Mariendogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens, das Pius IX. 1854 proklamierte und das vier Jahre später in Lourdes vom Himmel auf grandiose Weise ratifiziert wurde. Pius IX. war ein hochbegnadeter und begabter Mensch, ein Geschenk für die Kirche, ein helles Gestirn in dunkler Nacht. Er verlor den Kirchenstaat, aber er kompensierte den Verlust der weltlichen Domäne durch eine nie erreichte geistige Macht.

In der Kirche hat die Zukunft soeben begonnen

Auflage: 25'000, 80 Seiten, 5 Photos, farbiger Umschlag, DM/Fr. 4.80

Das Buch enthält das Programm des Papstes: Seine Enzyklika REDEMPTOR HOMINIS und seine weltberühmte Rede in Puebla in vollständiger und authentischer Fassung.

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN

Die Bibel bestätigt das Weltbild der Naturwissenschaft

Von KAREL CLAEYS

715 Seiten,
Leinen, farbiger Schutzumschlag,
4 Photos, 3 Tabellen, DM/Fr. 50.–



Karel Claeys, 1914, dem niederländischen Sprachgebiet Belgiens entstammend, hat seit mehr als dreissig Jahren seine ganze Freizeit für naturwissenschaftliche und biblische Studien verwendet. Auf seinen Fahrten in die geheimnisvollen Landschaften des Hebräischen und Griechischen hat er Dinge und Zusammenhänge entdeckt, die er in diesem Werk einer erstaunten Öffentlichkeit vorlegt. Claeys gelingt der entscheidende Nachweis: Die Bibel ist Wort Gottes, und die Schöpfung ist das Werk Gottes, und daraus folgt, dass der Schöpfer sein Wort und Werk nicht den Schlingpflanzen der Mythologie preisgeben konnte. Wenn Gott zugleich der Urheber der Schöpfung und der Bibel ist, kann es zwischen seinem Werk und seinem Wort keinen Widerspruch geben.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, horcht der Autor mit geradezu genialem musikalischem Sprachempfinden immer wieder auf die entscheidenden Passagen im Urtext der Bibel und analysiert behutsam jene Bibelstellen, die vom Aufbau der Schöpfung handeln, wobei er sie mit den gesicherten Ergebnissen der modernen Naturwissenschaften konfrontiert. Dabei gelingen ihm geradezu sensationelle Hinweise, wie die Bibel – oft bis in kleinste Details hinein – Dinge offenbart, die von der Naturwissenschaft entdeckt wurden: die Expansion des Weltalls, die Konvektionsströmungen des Erdmantels, die elektrischen Vorgänge bei einem Gewitter, das Polarlicht, die Funktion der Ionosphäre, die innerozeanischen Schwellen, die Evolution des Lebens, die Abstammung des Menschen und die Kugelgestalt der Erde. Nicht nur werden viele vermeintliche Widersprüche zwischen Glauben und Wissen aus der Welt geschafft, es zeigt sich sogar, dass die Bibel bis hin zu neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen up to date ist. Die göttliche Inspiration der Bibel wird durch dieses Werk durch viele neue Fakten belegt.

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN